Germ. g.
232 h

<366320194000 13

<366320194000 13

Bayer. Staatsbibliothek

C. Die

Teutsche Geschichte.

Für Schulen bearbeitet

von

F. Kohlrausch.

Zweite Abtheilung.

Dritte verbesserte Auflage.

1819.

Bei H. Büschler in Elberfeld.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Sechster Zeitraum.

Von Karl V. bis auf den westphälischen Frieden.

1520 — 1648.

1. Wahl Kaiser Karls V.

Der durch Maximilians Tod erledigte Kaiserthron sollte wiederum besetzt werden. Die gespannte Lage Europa's, so wie die Verwirrung in Teutschland, wo das Faustrecht nach des alten Kaisers Tode wieder zu erwachen schien, forderten einen kräftigen Herrscher, um nach Innen und Außen das Gleichgewicht zu bewahren. Um Italien dauerte noch der Streit zwischen Spanien und Frankreich; aber keinem von diesen, sondern dem Kaiser gebührte das Recht der Entscheidung in diesem Lande, welches sich nicht selbst zu helfen vermogte. Von Osten her drohten die Türken; Ungarn, geschwächt durch schlechte Verfassung und durch Weichlichkeit, und Ueppigkeit des Volkes, konnte nicht mehr die Vormauer gegen sie seyn, daher mußte auch hier der Kaiser der Teutschen Europa schützend vertreten. In Teutschland hatten sich zwei große Fehden erhoben. Der Herzog Ulrich von Würtemberg hatte, eine Beleidigung zu rächen, plötzlich im Winter 1519 die freie Stadt Reutlingen mit dem Schwerdte erobert

und zu seiner Stadt gemacht, und als er die Abmahnungen des schwäbischen Bundes, welchen Kaiser Maximilian zur Erhaltung der inneren Ruhe gebraucht hatte, nicht achtete, griff der Bund ihn mit Kriegsmacht an und trieb ihn aus seinem Lande. — In Niedersachsen erhob sich noch blutigerer Streit. Zwei Edelleute, Herren von Saldern, Vasallen des Bischofs von Hildesheim, kündigten diesem die Fehde an; sie fanden Hülfe bei den Herzogen von Wolfenbüttel und Kalenberg, und der Bischof dagegen bei dem Herzog von Lüneburg, so wie bei den Grafen von Lippe, Hoya und Diepholz. Am 28. Jan. 1519 fochten beide Theile in einer Schlacht auf der Soltauer Haide im Lüneburgischen; des Bischofs Heer siegte, viele der Gegner wurden gefangen und an 4000 blieben auf dem Wahlplatze. — Solche Beispiele waren gefährlich. Den Räubereien der kleinen Ritter war durch den Landfrieden zwar ein Ende gemacht worden; sollten aber die Fürsten jetzt nicht in ihre Stelle treten und durch Krieg nach Eroberungen streben, — bis dahin war durch die Fehden noch niemand unterdrückt worden, — so mußte ein kräftiger Kaiser die Herrschaft der Gesetze zu schützen wissen.

Maximilian hatte schon früher mehrere Stimmen für seinen Enkel, den jungen König Karl von Spanien, gewonnen. Vielen aber schien es bedenklich, einen Herrn, der schon halb Europa beherrschte, zum Kaiser in Teutschland zu machen; denn Karl, der Erbe des spanischen und des östreichischen Stammes, besaß, außer Spanien, die Königreiche Neapel und Sicilien, die schönen östreichischen Länder, und die ganze burgundische Erbschaft in den Niederlanden. Wenn einem solchen noch der Glanz der alten Kaiserkrone gegeben wurde, dann konnte ihn dieser, so fürchteten sie, mit der Macht seines Hauses verbunden, leicht zu hoch erheben, und ihm Gedanken des Stolzes eingeben, daß er die Freiheit der teutschen Fürsten zu überwältigen und aus Teutschland ein unumschränktes Erbreich zu machen strebte.

Von der andern Seite war als Mitbewerber um die kaiserliche Krone Franz I., König von Franke-

reich, aufgetreten. Der Papst begünstigte ihn, und durch sein erstes ritterliches Erscheinen in Italien hatte sich der junge König großen Ruf erworben; ja, sein Volk erhob, nach seiner Weise, die Verdienste seines Königs in den Himmel. Die französischen Gesandten überreichten den teutschen Wahlfürsten zu Frankfurt eine Schrift zu Gunsten des Königs, und indem in derselben von der großen Türkengefahr die Rede war, schlossen sie: „derjenige müsse in der That ohne Verstand seyn, der zu einer Zeit, da der Sturm bereits ausgebrochen sey, noch zweifle, ob man das Steuer des Schiffes dem Geschicktesten anvertrauen müsse.“

Aber, obwohl sie so zuversichtlich redeten, fühlten die Fürsten doch die Gefahr und den Schimpf, einen König der Franzosen zum teutschen Kaiser zu machen; und da der Churfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, dem sie die Krone anboten, sie, mit großartiger Gesinnung, ausschlug, weil die geringe Macht seines Hauses so schwierigen Zeiten nicht gewachsen sey, und selbst den jungen spanischen König empfahl, bedachten sie, daß dieser doch ein Fürst in teutschen Landen und des verehrten Kaisers Maximilian Enkel sey, und wählten ihn den 28. Jun. 1520. Doch mußten seine Gesandten zuvor einen Wahlvertrag unterschreiben: „Daß er, ohne der Churfürsten Einwilligung, als Kaiser kein Bündniß mit Fremden machen und keinen Krieg führen, auch kein fremdes Kriegsvolk in das Reich bringen wolle, daß er keinen Reichstag außerhalb Teutschland halten; die Reichs- und Hofämter mit gebornen Teutschen besetzen; in Schriften und Handlungen des Reiches keine, als die teutsche oder lateinische Sprache gebrauchen; ferner die großen Gesellschaften der Kaufleute, die bisher mit ihrem Gelde regiert, und ihres eigenen Willens gehandelt, mit der Reichsstände Rath gänzlich aufheben; *) keinen Stand des Reichs ohne Ursache und unverhört in die Rechsacht erklären: und endlich so bald als möglich nach Teutschland kommen und für

*) Dieses ging hauptsächlich gegen den Bund der Hanse, der noch bestand, und zeigt die traurige Eifersucht der Fürsten gegen die Freiheit und Blüte der Städte.

die meiste Zeit seinen Aufenthalt daselbst nehmen wolle."

Diese und andere Punkte beschworen die Gesandten im Namen ihres Herrn, und ersuchten ihn, nun alsobald im Reiche zu erscheinen.

Der junge König hatte schon seit zwei Jahren seine Regierung in Spanien angetreten; allein die Welt kannte ihn noch nicht. Die meisten hatten geringe Hoffnung von ihm. Der frühe Tod seines ritterlich edlen Vaters Philipp des Schönen, der Wahnsinn seiner Mutter Johanna, die Trennung von seinem Bruder Ferdinand, der in Spanien erzogen wurde, seine eigene Jugend unter fremden Menschen in den Niederlanden, — dieses Alles hatte sein Gemüth tief in sich zurückgedrängt und ihm früh eine Verschlossenheit gegeben, welche dem fremden Blicke sein Inneres verbarg. Dazu reifte er nur langsam zu der Klarheit und Selbstständigkeit heran, welche ihn später groß machten; es schien, als wenn seine Rathgeber ihn ganz beherrschten, und immer beherrschen würden. Nur, die tiefer in der Menschen Seele zu blicken verstanden, hatten die Lichtblitze der seinigen bemerkt. Zu Valladolid, in einem großen Ritterspiele, erschien der junge König, der von Jugend auf die ritterlichen Uebungen geliebt hatte, in vollen Waffen, und hielt einige Rennen mit seinem Stallmeister. Drei Lanzen brach er mit ihm, und jedesmahl erfüllte das Jubelgeschrei des Volkes die Luft; denn der Jüngling; der noch nicht 18 Jahre alt war, den man für schwach und untergeordnet gehalten hatte, erschien mit den edelsten Anstande und herrlicher Kraft, und auf seinem Schilde las man das einzige Wort: Nondum („noch nicht!"). Die, welche den Sinn des Wortes faßten, erwarteten mit Verlangen den Augenblick, da er es an der Zeit halten würde, selbstständig hervorzutreten.

Er kam. Seine Wahl zum Kaiser in Teutschland war geschehen, und er sollte sich rasch entscheiden, ob er Spanien jetzt verlassen und in dem neuen Reiche die Zügel ergreifen wolle. Bei der großen Nachricht blieb der zwanzigjährige Jüngling unverändert. „Unser König, der jetzt Kaiser ist," so erzählt ein Augen-

zeuge, „schien das Größte, was das Glück gewähren kann, für nichts zu achten; seine Gemüthsgröße und sein Ernst sind so außerordentlich, daß er das Ansehn hat, als habe er den Erdball unter seinen Füßen.“ — Der Entschluß, den er fassen sollte, wäre für einen gewöhnlichen Geist sehr schwer gewesen. Spanien war in großer Gährung und fast schon in vollen Flammen, denn gewaltige Kräfte standen hier feindlich gegen einander: die königliche Gewalt, ein mächtiger Adel, und reiche und stolze Städte. In Teutschland aber wartete seiner ein noch unruhiges, verworrenes Reich, und vor Allem der große Kampf des Zeitalters über die Glaubenstrennung, welcher eben begonnen hatte, und auf den schon Aller Augen gerichtet waren. Die Spanier selbst waren mißvergnügt über die Kaiserwürde ihres Königs; sie fürchteten nun ein Nebenreich unter eigenmächtigen Statthaltern zu werden. „Was das Kaiserthum wohl sey, sagten sie, als der Schatten eines überaus großen Baumes? Ein Sonnenstrahl, der durch das Fenster in das Zimmer falle, und das Haus beleuchte? Man solle aber nur eine Unze von diesem Lichte mit der Hand erfassen, und es aufbewahren; oder sich herrliche Kleider daraus machen lassen zur Bedeckung, oder nur seinen Tisch damit zurichten.“ — In so geringer Achtung stand jetzt die alte, sonst so ehrwürdige Kaiserkrone bei den fremden Völkern.

Viele seiner Rathgeber warnten den König, um des unsicheren und mühevollen Besitzes wegen, sein Erbreich nicht zu verlassen; allein seinem Geiste erschien jetzt der Zeitpunkt selbstständiger und kühner That; das Schicksal hatte ihn in die Bahn des Ruhmes gerufen, er folgte der Stimme ohne Zögern und unerschrocken. Und zu derselben Zeit, als er die teutsche Krone zu empfangen, abreiste, kam die Nachricht, daß in dem neuentdeckten Welttheile das weite Mexicanische Reich, ein zweites Kaiserthum, für ihn gewonnen sey. Vor so großartigen Eindrücken des Lebens konnte eine kleinliche Gesinnung nicht bestehen; der zwanzigjährige Jüngling reifte schnell zum Manne; eine halbe Welt forderte seine Obsorge, und von die-

ser Zeit an zeigt sich der selbstthätige, klare, mit seines Geistes Auge Alles umfassende Herrscher.

Karl kam von Spanien in die Niederlande und von da nach Teutschland; am 22. October 1520 wurde er zu Aachen mit großer Pracht gekrönt, und schrieb dann seinen ersten Reichstag auf den heiligen Dreikönigstag des nächsten Jahres nach Worms aus. Dieser Reichstag war einer der glänzendsten, die jemahls sind gehalten worden; denn auf des Kaisers Mahnung waren 6 Churfürsten selbst gekommen, und außerdem eine große Menge von geistlichen und weltlichen Fürsten. Die wichtigste Verhandlung, welche auf diesem Reichstage vorgenommen wurde, war das Verhör Martin Luthers.

---

2. Die Kirchentrennung. Ihre Ursachen und ihre Bedeutung.

Der Zustand der Kirche war schon seit Jahrhunderten vielfach verworren, und das Verderbniß der äußern Ordnung hatte tief in das innere Leben des christlichen Glaubens und in die Sittlichkeit der Völker eingegriffen. Die Klagen über den Verfall der Kirche und das Verlangen nach einer Verbesserung „an Haupt und Gliedern" war schon alt. Es ist keiner aus allen Religionspartheien, der die Geschichte kennt, welcher nicht wüßte, daß solche Klagen tief begründet waren. Sie wurden erhoben im Namen ganzer Nationen; sie kamen von treuen Anhängern der alten Kirche, von ehrwürdigen Bischöfen, von gelehrten, wohldenkenden Männern in Staat und Kirche, und dienen späteren Zeiten, wenn sie solche Mißbräuche abgethan haben, zu keinem Vorwurf.

Zur Zeit der großen Spaltung (1378 — 1414), da mehrere Päpste zugleich sich um den Stuhl Petri stritten, thaten sie einander wechselseitig sammt ihrem ganzen Anhange in den Bann, so daß alle Länder der Christenheit von einem oder dem andern Papste unter dem Bannfluche lagen, und die friedlichen

und frommen Gemüther nicht wußten, wo sie in Wahrheit den Frieden Christi suchen sollten. In solchen Zeiten, unter solcher Gewalt der Leidenschaften, mußte nothwendig die alte, gläubige Ehrfurcht vor dem päpstlichen Namen bedeutend geschwächt werden; die unsichtbaren, heiligen Bande lösten sich allmählig auf.

Dazu kam eine gränzenlose Unwissenheit des geistlichen Standes, wenigstens in seinen meisten Gliedern, — denn einzelne weise, kenntnißreiche Männer konnten die Finsterniß der größeren Menge nicht erhellen. Und wie aus der Finsterniß des Geistes immer das Laster folgt, welches nur durch Licht zu verscheuchen ist, so waren auch damahls eine Menge Geistlicher von Sünden befleckt, den Guten ein Abscheu, dem Volke ein Aergerniß. Im Jahr 1503, also geraume Zeit, ehe Luther auftrat, schildert einer der ersten Theologen Teutschlands das Sinken des geistlichen Standes mit starken Zügen. „Das Studium der Gottesgelahrtheit ist verachtet, sagt er, das Evangelium Christi, wie die herrlichen Schriften der Väter vernachlässigt; vom Glauben, von der Frömmigkeit, Mäßigkeit und andern Tugenden, welche selbst die bessern Heiden gepriesen, von den Wundern der Gnade Gottes gegen uns, und von Jesu Verdiensten, ist bei ihnen ein tiefes Stillschweigen. Und solche Leute, die weder Philosophie noch Theologie verstehen, werden zu den höchsten Würden der Kirche, zum Hirtenamt über die Seelen erhoben! Daher der jammervolle Verfall der christlichen Kirchen, die Verachtung der Geistlichen, der gänzliche Mangel an guten Lehrern! Das ruchlose Leben der Geistlichen schreckt gutgesinnte Eltern ab, ihre Söhne diesem Stande zu widmen. Sie setzen die Erforschung der heiligen Schrift gänzlich hintan, verlieren den Geschmack an ihrer Schönheit und Kraft, werden träge und lau in ihrem Amt, und begnügen sich, wenns nur gethan, gesungen und gepredigt, und bald wieder aus ist! Mit einem Menschen, der ihnen Geld schuldig ist, reden sie ernsthafter und besonnener als mit ihrem Schöpfer. Aus langer Weile bei ihrem Amt verfallen sie, anstatt auf Bü-

cher, auf Spiel und Schwelgen und unzüchtiges Leben, ohne sich aus der allgemeinen Verachtung im mindesten etwas zu machen. Wie ist es also nur möglich, daß bei solchem Zustande die Laien sie und die Religion irgend achten können? Das Evangelium nennt den Weg zum Himmel enge, sie aber machen ihn breit und lustig."

Daß solche Schilderung nicht zu stark war, sehen wir aus hundert andern, unverdächtigen Zeugnissen. Und obgleich die Mönche eben jenen Lehrer, der sie so hart getadelt, beim Papste Julius II. anklagten, so hatte er doch die Wahrheit so sehr auf seiner Seite, daß ihn die päpstlichen Commißarien selbst lossprachen. Völlig einstimmig mit jenen Klagen redet der fromme Bischof von Augsburg, Christoph von Stadion, in einer Synodalrede an seine Geistlichkeit; er wirft ihnen die gröbsten Laster vor, durch welche die Kirche und das Volk mit verschlimmert werden müßten; und gleich bitter klagt der Bischof Hugo von Constanz, ein Feind übrigens der Lehre Luthers, mit vielen andern katholischen Kirchenvorstehern der damahligen Zeit.

Wie mogte es auch anders seyn, da man sich bei Verleihung der geistlichen Stellen Geld zahlen ließ, und auf Fähigkeit und innere Würdigkeit wenig geachtet wurde; und da, wie die oben erwähnten Klagen beweisen, die wenigsten Geistlichen das Wort Gottes kannten? War es doch dahin gekommen, daß, nach glaubwürdigen Zeugnissen, unter den ersten Kirchenvorstehern der schweizerischen Eidgenossenschaft zu Anfang des 16ten Jahrhunderts nicht drei waren, welche die Bibel gelesen hatten; — und daß, als die Walliser einst in jener Zeit einen Brief von Zürich erhielten, worin der heiligen Schrift gedacht wurde, sich ein einziger Mann fand, der dieses Buch, und zwar nur durchs Gerücht, kannte! — Wie mußte doch die Verwilderung der Zeit groß seyn, da die Menschen von der Quelle christlicher Frömmigkeit und Tugend also abgewendet waren, daß sie kaum ihren Namen kannten.

In Italien, und namentlich in Rom, war der

Unglaube und die Unwissenheit in den göttlichen Dingen am schlimmsten. Unter dem sehr gebildeten Papst Leo X. (1513 — 21) blühten die Künste zwar auf glänzende Weise in Rom; allein während sie aus üppigem Boden emporschossen, erstickten sie die stille Pflanze der wahren Gottesfurcht. Der Genuß der Sinne galt als das Höchste; vor ihm konnte der Glaube an die unsichtbare Welt nicht bestehen, und die stille Frömmigkeit des Herzens war in den Augen der Welt zum Gespött geworden. Die Gebräuche des Gottesdienstes schien man beizubehalten als einen Zügel für den Haufen des Volkes, und dadurch mußten sie bald etwas blos Aeußerliches werden.

Hören wir das Zeugniß des frommen Papstes Hadrian VI. selbst in einer Schrift an seinen Nuntius auf dem Reichstage zu Nürnberg 1522: „Wir wissen, sagt er, daß in diesem heiligen Sitze schon einige Jahre hindurch viel Verderben gewesen ist, Mißbrauch in geistlichen Dingen, so wie in dem, was von hier aus befohlen wurde, mit Einem Wort, eine Verschlimmerung in allem. Und es ist kein Wunder, wenn die Krankheit vom Haupte in die Glieder, von den Päpsten auf die Priester übergegangen ist; daher versprechen Wir, so viel an Uns ist, alle Sorgfalt anzuwenden, daß zuerst unser Stuhl, von welchem vielleicht dieses ganze Uebel ausgeflossen ist, umgewandelt werde, damit, so wie das Verderben von da nach Unten zu ausgegangen, eben von daher auch die Heilung und die Gesundheit ihren Anfang nehme.“

Dieses Gefühl von der Nothwendigkeit einer Kirchenverbesserung war in Hohen und Niederen schon lange mit solcher Bestimmtheit, daß das Volk schon in der Mitte des 14ten Jahrhunderts den, hundert Jahre vorher verstorbenen, Kaiser Friedrich II. als Reformator der Kirche zurückerwartete. Wie dringend die Vorstellungen der Teutschen, Engländer und Franzosen auf den Kirchenversammlungen zu Kostnitz und Basel waren, haben wir früher gesehen; und im J. 1510 übergab der Reichstag zu Augspurg zehn Beschwerden gegen die angemaaßten Rechte der Päpste, worin die Kirchentrennung fast bestimmt vorherge-

sagt wurde; denn wenn diesen Beschwerden nicht abgeholfen werde, sagt der Reichstag, „so könne leicht eine Verfolgung über alle Priester, oder, nach dem Beispiel der Böhmen, ein allgemeiner Abfall von der römischen Kirche entstehen."

So sehen wir um jene Zeit das alte, ernste Gebäude der Hierarchie, welches viele Jahrhunderte gestanden, welches seinem Grundgedanken noch so trefflich für die Einheit der christlichen Völker war, untergraben durch sich selbst, schwankend, weil es die Achtung der Völker verloren hatte, und in seinen Grundfesten erschüttert, weil die Vorsteher in stolzer Sicherheit dahin lebten und den Geist der Zeiten nicht achteten.

So sehr dieses Alles schon in die Augen springt, so müssen wir doch wiederum einen Blick in das Innere werfen, um die große Umwandlung der Welt aus ihren tieferen Gründen zu verstehen. Alle die genannten Klagen hätten durch guten Willen und allmählige Verbesserung gehoben werden mögen, weil sie größtentheils die äußere Gestalt und Verwaltung der Kirche betrafen, wenn nur in der Religion selbst ein lebendiger, heller, treibender, schaffender Geist gewaltet hätte. Allein ein solcher Geist lebte nicht mehr in der Religionswissenschaft, sondern fing vielmehr an, sich außerhalb derselben zu regen. Nicht nur Unwissenheit, von der wir schon oben geredet, sondern ein ganz verkehrtes Wissen war in den meisten Lehrern der Religion; sie setzten einen hohen Werth auf eine gewisse Schulweisheit, welche sie Scholastik nannten, und die in alter Zeit aus der Vermischung philosophischer Grundsätze mit den Lehren des Christenthums entstanden war. Die einfachen, dem kindlichen Sinne des Ungelehrtesten ganz klaren und verständlichen Wahrheiten der heiligen Schrift waren in dunkle, gelehrte Worte gekleidet, dieses Wort galt als die Hauptsache; bald fing man an, über den Sinn desselben zu streiten, und derjenige galt als der Gelehrteste, welcher bei solchem Streite am spitzfindigsten reden konnte. So wie es aber immer geschieht, daß der Geist und die Wahrheit verloren gehen, wo man

viel Worte macht, so verschwand das milde, einfache und wohlthätige Licht des christlichen Glaubens immer mehr aus der Wissenschaft, welche sie ihre Theologie nannten. Nun aber war schon in dem 15ten Jahrhundert ein neues Zeitalter für die Wissenschaften angebrochen, und eine hellere Ansicht der Welt hatte sich der Gemüther bemeistert. Es war eine Aufklärung im guten Sinne. Vor ihrem Lichte schon konnte die Scholastik in ihrem geschmacklosen Gewande, mit der Wichtigkeit, die sie auf das Wort legte, und mit ihrer ganzen innern Leerheit nicht bestehen; die besten Köpfe der Zeit wändten Ernst und Spott an, sie in ihrer Blöße darzustellen. Und die Gegner, die Vertheidiger des Alten, suchten sich nicht etwa dadurch zu retten, was ihnen einzig Schutz gewährt hätte, daß sie selbst das Licht in ihrer Wissenschaft aufsuchten und sie in sich selbst läuterten, sondern mit blindem, polterndem Eifer wollten sie die hereinbrechenden Strahlen des neuen Morgens gewaltsam zurückscheuchen; ein nichtiges Streben, welches zu allen Zeiten ohnmächtig zu Schanden geworden ist. In Teutschland war es vorzüglich Reuchlin, einer der ersten Gelehrten welchen unser Vaterland jemahls hervorgebracht hat, der das neue Licht der Wissenschaften verbreitete; ein Mann von so umfassendem Geiste, daß man von ihm gesagt hat, er vereinige alle Bildung und alle Kenntnisse und Gelehrsamkeit, welche damahls in der christlichen Welt gefunden wurden, zusammen, und beziehe dieses Alles nicht etwa auf den Prunk und die Eitelkeit des Wissens, sondern auf die höchste Erkenntniß, auf die des Menschen, der Natur und der Gottheit. Auch gegen diesen Mann eiferten viele der Theologen mit der größten Leidenschaft, obwohl er vor der Zeit der Reformation lebte und keinen Theil an ihr genommen hat. Zwar waren nicht alle Kirchenvorsteher so finster gesinnt; der oben genannte Bischof von Augspurg, Christoph v. Stadian, hielt es nicht unter seiner Würde, eine Reise von sieben Tagen zu machen, um den berühmten Erasmus von Rotterdam in Freiburg kennen zu lernen; und Johann v. Dalberg, Bischof in Worms, legte eine

Bibliothek der besten Schriftsteller an, und liebte die Wissenschaften so sehr, daß er selbst Mitglied der von dem Dichter Konrad Celtes gestifteten Rheinischen Gelehrten-Gesellschaft wurde. Allein die Zahl dieser Verständigen war zu klein gegen die Eiferer, welche blind und thörigt, aus Haß des Lichtes, Gutes und Böses unter einander mengend, ihr eignes Reich zerstörten.

---

3. Ausbruch der Reformation, 1517.

In dem vorigen Abschnitte sind die vorbereitenden Ursachen der Kirchentrennung, welche schon seit einigen Jahrhunderten gewirkt hatten, entwickelt; die nächste Veranlassung zum Ausbruche gaben aber die Mißbräuche beim Verkündigen und Spenden des Ablasses.

Die Abgeordneten des römischen Hofes boten in allen Ländern päpstliche Ablaßbriefe aus, durch welche man Nachlaß der durch Sünden verwirkten Strafen erhielt. Das Geld, welches sie sich dafür zahlen ließen, sollte zu guten Zwecken: zum Kriege gegen die Türken, zur Befreiung der Gefangenen, zum Bau neuer Kirchen und anderen frommen Werken gebraucht werden. Aber schon lange zweifelte man, daß die gelöseten Gelder nur zu solchen Zwecken verwendet würden. Von Fürsten und Völkern waren Klagen über den Mißbrauch der Ablaßvertheilung geführt worden, und auf der Kirchenversammlung zu Trient wurde späterhin ein Dekret dagegen erlassen, worin von dem Frevel der Ablaßprediger die Rede ist, „welche mit dem Worte Gottes ihr Gewerb trieben."

Um nemlich so viel Gewinn als möglich aus den Ablässen zu ziehen, wurde die Einnahme aus ganzen Provinzen an die Meistbietenden verpachtet, welche wiederum Unterpächter anstellten; und alle diese erlaub-

ten sich, um sich zu bereichern, die gröbsten Mißbräuche. Zum Verkauf der Ablaßbriefe wählten sie solche Menschen, welche durch Rednerkünste und durch niedrige Mittel aller Art das Volk zum häufigen Kaufen bewegen konnten, und die Unverschämtheit mancher unter denselben übersteigt allen Glauben. Sie verkauften Ablaß für die schwersten Verbrechen, für Kirchenraub, Meineid und Mord; ja man konnte sogar für zukünftige Sünden schon im Voraus das Versprechen des Ablasses erhalten. *)

Jedes Wort wäre überflüssig, zu beweisen, wie verderblich solcher Mißbrauch der Religion auf die Sittlichkeit der Menschen wirken mußte!

Der lange verhaltene Unmuth kam zum Ausbruch, als Leo X. im Jahre 1516 einen neuen Ablaß ausschrieb, um die, von seinem Vorgänger Julius II. angefangene, Peterskirche in Rom ausbauen zu können; denn es verbreitete sich allgemein der Glaube, daß ein bedeutender Theil der einkommenden Gelder, nemlich die ganze Einnahme aus Sachsen und den Ländern bis an die Ostsee, nicht zum Bau der Peterskirche, sondern für des Papstes Schwester bestimmt sey. Dazu erweckten die Ablaßprediger, welche bei dieser Gelegenheit gebraucht wurden, besonders ein gewisser Bernhard Samson, der in der Schweiz, und Johann Tezel, der in Sachsen umherzog, durch ihr Betragen den größten Unwillen.

Da trat Martin Luther, geboren zu Eisleben in Thüringen, ein Augustiner Mönch und Lehrer der Theologie an der Wittenberger Universität, öffentlich gegen die Ablässe auf, indem er am Allerheiligenabend, d. i. den 31sten October 1517, an der Schloßkirche zu Wittenberg 95 Sätze anschlug, worin er den Ablaßhandel heftig angriff und alle Gelehrte aufforderte, dieselben in einer öffentlichen Disputation zu prüfen. Eine solche öffentliche Behauptung gewisser Glaubenssätze war nichts Seltenes, aber in denen Luthers

*) S. Die Beschwerden, welche die teutschen Fürsten auf dem Reichstage zu Nürnberg 1522 an den Papst Hadrian richteten. Schmidt's Gesch. der Teutschen, Band XI. p. 58.

herrschte eine so kühne Sprache und solcher Geist der Freiheit, daß sie sogleich großes Aufsehen erregten und begierig in ganz Teutschland gelesen wurden. Er behauptete: „Der Papst habe keine Gewalt, die Sünden nachzulassen, sondern, nur zu erklären, daß sie schon von Gott nachgelassen seyen; was der Papst in Ansehung derselben für Gewalt habe, eben so viel habe auch jeder Bischof und Pfarrer; wer seine Sünden wahrhaft bereue, erhalte auch Nachlaß der Strafe ohne Ablaß; die Schätze des Heilandes und der Kirche gehörten den Gläubigen dergestalt zu, daß ihnen der Papst kein neues Recht dazu ertheilen könne, u. s. w. Uebrigens war es damahls noch gar nicht in seinem Sinne, des Papstes Ansehn selbst oder die alte Kirche anzutasten. Allein schon seine Lehre vom Ablaß mußte den heftigsten Widerspruch von Seiten Tezels und seiner Freunde, besonders der Dominikaner, erwecken; sie schrieen ihn als einen Ketzer aus und redeten schon von Schwerdt und Scheiterhaufen.

In Rom schwieg man, obschon die Streitigkeiten bereits 9 Monate gedauert hatten. Die Sache war dort wohl bekannt, allein der Papst Leo soll sie nur für eine Mönchszänkerei angesehen haben; und überhaupt kannte man in Rom Teutschland nicht, sondern hielt es noch immer für ein halb barbarisches Land, dessen Volk geduldig, zum Gehorchen gewöhnt, und langsames Entschlusses sey. Diese Nichtkenntniß und Nichtachtung unseres Volkes ist dem römischen Stuhle verderblich geworden, und hat über uns selbst unsägliche Verwirrung gebracht.

Endlich, im August 1518, wurde Luther nach Rom berufen, um sich vor dem päpstlichen Richterstuhle zu verantworten. Allein der Churfürst von Sachsen, so wie die Universität Wittenberg, die, eben gestiftet, durch Luther schnell emporblühte wollten ihn die gefährliche Reise nicht machen lassen. Durch ihre Verwendung erhielt er die Erlaubniß, seine Sache in Teutschland auszumachen, und sich zu dem Ende vor dem päpstlichen Nuntius bei dem Reichstage zu Augsburg, dem Cardinal Cajetan, sonst Thomas de Vio genannt, zu stellen. Dieser forderte Wider-

ruf von ihm. Luther erklärte sich dazu bereit, wenn man ihn aus der heiligen Schrift widerlege. Allein der Kardinal, der es unter seiner Würde hielt, mit einem Mönche viel zu reden, entließ ihn kurz mit den Worten: „Gehe hin und komme nicht wieder, du wollest denn einen Widerruf thun.“ Nun setzte Luther eine schriftliche Vertheidigung auf, gestand, daß er zu hitzig gewesen und von dem Papst nicht mit gehöriger Ehrfurcht gesprochen habe, und erbot sich, von nun an zu schweigen, wenn seinen Gegnern gleichfalls Stillschweigen aufgelegt würde. Als er auf dieses Schreiben keine Antwort erhielt, glaubte er, sich an den Papst selbst wenden zu müssen, und setzte mit Notarius und Zeugen eine lateinische Appellation von dem übel unterrichteten an den besser zu unterrichtenden Papst auf, welche öffentlich zu Augsburg am Dom angeschlagen wurde, und begab sich von Augsburg weg. Dieses Schreiben beweiset, daß Luther damahls noch gar nicht den Entschluß gefaßt hatte, sich von der römischen Kirche loszusagen; aber der Drang der Begebenheiten und der Streit mit seinen Gegnern führte ihn von einem Schritte zum andern weiter.

Ein Professor der Theologie zu Ingolstadt in Baiern, Dr. Johann Eck, der rüstigste Streiter seiner Kirche, forderte im J. 1519 Luthern und einen Wittenbergischen Professor, Andreas Karlstadt, zu einer öffentlichen Disputation über Glaubenssachen nach Leipzig heraus. Sie erschienen beide in Gesellschaft des nachher so berühmt gewordenen Philipp Melanchthon, der als Lehrer der griechischen Sprache in Wittenberg angestellt war. Die Streitreden dauerten vom 27. Jun. bis 13. Juli 1519; man redete viel über Glaubenssätze und über das Ansehn des Papstes; wie es aber meistens bei dem Streite der Meinungen zu geschehen pflegt, wenn er mit Eifer geführt wird, — es waren bittere, harte Worte gewechselt, und Eck wendete sich darauf nach Rom und forderte die äußerste Strenge der apostolischen Gewalt gegen den Ketzer. Und wirklich erschien

er bald nachher in Teutschland mit einer Bulle des Papstes, in welcher Luther, falls er nicht seine Lehre öffentlich widerrufe, mit dem Banne belegt war, und verbreitete sie sehr eifrig in den teutschen Städten. Aber er fand an wenigen Orten Eingang damit; der Magistrat verbot das Anschlagen derselben, das Volk riß sie herab; — so hoch war schon das Ansehn der neuen Grundsätze gestiegen. Und nun schritt Luther selbst zu einer Handlung, welche das Band zwischen ihm und der alten Kirche auf immer zerriß. Er beschied am 10. December 1520 die ganze Universität Wittenberg durch einen öffentlichen Anschlag vor das Elsterthor; die Studenten bauten einen Scheiterhaufen, ein Magister zündete ihn an, und Luther warf, unter lautem Beifoll der Versammlung, die päpstliche Bulle, das kanonische Recht, und Ecks Schriften in die Flammen.

---

4. Schnelle Verbreitung der neuen Grundsätze.

Es ist kaum zu fassen, wie schnell die neuen Lehren von Einem Ende Teutschlands bis zu dem andern und über seine Gränzen hinaus, sich verbreiteten.*) Wer mit sinnlichem Maaßstabe mißt, kann solches nicht begreifen; denn nur die Kraft des Gedankenblitzes, welcher in Millionen auf einmahl den

---

*) Luthers 95 Sätze gegen den Ablaß waren in vierzehn Tagen in ganz Teutschland, und in 4 bis 6 Wochen in ganz Europa bekannt geworden, und es ist nicht zu beschreiben, was für Bewegungen allenthalben dadurch verursacht wurden. 1520 wurden schon Luthers Schriften in den Niederlanden in's Spanische übersetzt; und 1521 kaufte sie ein Reisender schon in Jerusalem. — Als der Herr von Miltitz, ein sächsischer Edelmann, im J. 1519 von Italien nach Wittenberg reiste, um Luthern zur Nachgiebigkeit und zu dem Versprechen des Stillschweigens zu bewegen, gestand er ihm selbst, daß er auf seiner Reise durch Teutschland immer Dreie gefunden habe, die Luthern, gegen Einen, der dem Papste günstig gewesen. Und das war erst zwei Jahre nach Luthers erstem Auftreten.

schon vorhandenen Brennstoff entzündet, richtet solche Wirkung aus.

Wenn ein Zeitalter für große Umwandlungen reif ist, so bedarf es nur des Losungswortes, und alle sind wie von einem Zauberschlage geweckt, und der es ausgesprochen, gilt ihnen als der große Erfinder, obwohl er nur das ausgesprochen hat, was im Schooße der Zeit und in ihrer eigenen Seele schon reif geworden. Wie der Zustand der Wissenschaften, und das Leben und Regen in denselben, wie die großen Erfindungen des vorhergegangenen Jahrhunderts, und besonders die Buchdruckerkunst, die auf einmahl vielen Tausenden mittheilte, was ohne sie lange Zeit hindurch nur wenigen bekannt, vielleicht in den Mauern der Klöster verschlossen geblieben wäre, — wie dieses Alles die Welt für die neuen Bewegungen vorbereitet hatte, ist aus den früheren Abschnitten erinnerlich. Auf der andern Seite ist eben diese Schnelligkeit der Verbreitung der neuen Grundsätze ein unwiderleglicher Beweis für die Größe des Verfalls in dem gesammten kirchlichen und sittlichen Zustande der damahligen Zeit. Der Mensch ist mit festen und tiefen Würzeln an die Sitte seiner Väter, er ist mit noch tieferen an seiner Väter Glauben festgewachsen: daß er von diesem sich losreiße, so lange er in ihm wahrhaft lebt, ist gegen die Gesetze der menschlichen Natur; nur alsdann ist es möglich, wenn das, was in ihm das Lebendigste seyn sollte, abgestorben und ein blos Aeußerliches geworden ist.

Außer diesem Allen wirkten in dem öffentlichen und bürgerlichen Zustande Teutschlands noch viele Umstände zu der raschen Entwicklung mit. Wir nennen das Größte zuerst. Bis auf diese Zeit war das Volk, die große Gesammtheit der gemeinen, freien Leute, versäumt und vernachlässigt, zu ihrer Bildung war wenig geschehen, und große Kräfte schlummerten ungeweckt. Da trat Luther als eigentlicher Volkslehrer auf; an das Volk wendete er sich, ihm versprach er Belehrung, ja er machte es zum Richter in seinem Streite. Und dieses that er in einer so

kräftigen, eindringlichen Sprache, wie in des Volkes Ohren vielleicht nie getönt harte.

Auch der äußere Zustand des Volkes in Teutschland beförderte Luthers Unternehmen. Der Bauernstand war zwar nach und nach zu etwas mehr Freiheit gekommen, als in früherer Zeit; allein die Dienste, welche er zu leisten hatte, waren immer noch sehr drückend. Er war der Lastträger aller übrigen Stände, und von seinen Herren, den Rittern, Grafen und Fürsten, in seinen Menschenrechten nicht anerkanut; ja manche derselben drückten ihre Unterthanen mit der ungerechtesten Härte. Da erschallt das Wort: „Christliche Freiheit!“ auch bis in die Hütten der Landleute; dieses Zauberwort, welches sie nicht auf den Geist, sondern auf ihren äußern Zustand deuten, belebt sie durch neue und große Hoffnungen, und erzeugt, wie wir bald sehen werden, zuerst die traurigsten Unordnungen. Denn bei so allgemeiner Aufregung eines Zeitalters ist, wie die Geschichte aller Völker zeigt, das rechte Maaß sehr schwer zu bewahren.

Wie das Volk, so ward auch schnell der teutsche Adel von den neuen Bewegungen ergriffen. In ihm lebte noch lebendig die Begeisterung für des Vaterlandes Freiheit und Ehre; und da Teutschland in Rom laut verachtet wurde, so war schon dieses Grund genug, den Adel sogleich auf die Seite desjenigen zu ziehen, welcher die Macht des römischen Stuhles angriff. Aber es hatte auch die neu auflebende Wissenschaft viel Zugang unter dem besseren Theile des Adels gefunden; seit das Schießpulver dem Ritterthum tiefe Wunden geschlagen hatte, waren die Waffen nicht mehr die einzige Beschäftigung des Adels geblieben. Die größere Aufklärung des Geistes machte ihn empfänglich für neue, kühne Gedanken. Und endlich hatte Luther ganz besonders in einer merkwürdigen Schrift: „An den Adel teutscher Nation,“ diesen angeredet und für seine Sache aufgerufen. Am eifrigsten zeigte sich für ihn Ulrich von Hutten, ein geborner Volksführer, wie die Zeiten der Umwälzungen sie hervorbringen, kühn und

scharf mit dem Schwerdt und der Feder, Krieger und Gelehrter, witzig und von hinreißender Beredsamkeit, und immer zu dem Gefährlichsten bereit. Einst hatte er vier Franzosen, die von dem Kaiser Maximilian unehrerbietig sprachen, für teutsche Ritterehre zugleich zum Zweikampfe gefordert und sie alle besiegt; und gleicherweise war seine Feder, wenn er sie gegen die Mönche, die Religionsmißbräuche, die Gegner der alten Sprachen und der Aufklärung, oder auch gegen Türken und Franzosen kehrte, schneidend wie sein Schwerdt. Bei der allgemeinen Kenntniß der lateinischen Sprache aber war ein Spottgedicht von Hutten bald in allen Hauptstädten Europa's verbreitet. Dieser feurige Mann trat gleich auf Luthers Seite, vielleicht weniger aus Religionseifer, als weil sein Unternehmen kühn und gefahrvoll war; er schrieb und redete für ihn, und hätte gern auch sein Schwerdt für ihn gezogen.

Ein eben so wichtiger Mann aus dem Adel, und Luthers Freund, war Franz von Sickingen, ein tapferer, ehrgeiziger Ritter in Franken, von so außerordentlichen Eigenschaften, daß ihn manche damahls der Kaiserkrone würdig hielten. Er bot Luthern eine Zuflucht auf seiner Burg und allen Schutz durch seine und seiner Freunde Waffen an, wenn er verfolgt würde. Dieser lehnte es aber ab, und als Sickingen, der nicht ruhen konnte, und vielleicht größere Absichten des Ehrgeizes im Sinne trug, 1522 eine Fehde gegen den Erzbischof Richard von Trier erhob, widerrieth es ihm Luther ernstlich. Seine Unternehmung war eine von den letzten Erscheinungen des Faustrechts in Teutschland; — ein einzelner Ritter, mit seinen Freunden, wirbt ein Heer von 12,000 Mann, wagt es, gegen die Abmahnungen des Reichstages, einen mächtigen Reichsfürsten zu bekriegen; fällt in sein Land ein, verheert es weit und breit, und erst, als sich zwei andere Fürsten, der Churfürst Ludwig von der Pfalz und der Landgraf Philipp von Hessen, mit dem Erzbischof verbinden, weicht er in seine Burgen zurück. — Er wurde von

ihnen im nächsten Frühjahr in seinem Schlosse Landshut belagert, hart bedrängt, und fiel selbst, nachdem er schwer verwundet war, in ihre Hände. Er starb wenige Tage nachher, indem selbst seine Feinde ihm ihre Bewunderung und die Trauer nicht versagen konnten, daß so große Kräfte, in Ermanglung eines größeren Wirkungskreises, auf solche Weise verloren gingen. — Auf Luthers Sache hatte Sickingens Fall keinen Einfluß, denn Luther hielt sie selbst fern von allen äußeren, politischen Bestrebungen, in welche diese Ritter sie verflechten wollten. Und dieses ist eine Hauptursache der Dauer seiner Parthei geworden. In dem äußeren Kampfe, wenn er ihn zugelassen, würde sich der Eifer bald verzehrt haben, und die ganze Bewegung der Zeit wäre ein vorübergehender Krampf gewesen.

Unter den teutschen Fürsten nahm sich Friedrich der Weise, Churfürst von Sachsen, Luthers am thätigsten an. Anfangs trat er nicht auf seine Seite, vertheidigte ihn auch nicht; er wollte jedoch nicht, daß er seinen Feinden überliefert würde, bevor er des Irrthums überwiesen sey. Nach dem Wormser Reichstage aber entschied er sich ganz für ihn. „Die Sachen in Teutschland" (sagte er 1523 in Nürnberg) „sind so weit gekommen, daß die Menschen sie nicht mehr gut machen werden: Gott allein muß das thun; dem wollen wir diese wichtigen Händel, die uns zu schwer sind, empfehlen."

Nach und nach erklärten sich mehrere Fürsten für die neue Lehre; einige gewiß aus innerer Ueberzeugung; anderen gaben die Gegner Schuld, daß sie durch die Beute der geistlichen Güter, die sie eingezogen, gelockt seyen.

---

5. Der Reichstag zu Worms. 1521.

Auf dem großen Reichstage zu Worms sollten auch die Religionsstreitigkeiten, welche nun schon alle Gemüther in Teutschland aufs höchste gespannt hielten, zur Entscheidung gebracht werden. Der Papst hatte

einen Legaten, den Cardinal Aleander, dorthin gesendet, um den Kaiser und die Fürsten dahin zu bringen, daß auch der Arm der weltlichen Macht gegen Luther erhoben würde. Zu seinem großen Erstaunen fand er aber, daß die Stimmung gegen den Papst schon bis in alle Klassen des Volkes durchgedrungen sey. Schriften, Lieder und Bilder, welche des Papstes Ansehn verspotteten, waren überall verbreitet; und der Legat selbst, obgleich er in des Kaisers Gefolge reisete, sah sich der kränkendsten Behandlung und oft sogar Gefahren, blosgestellt. Auf dem Reichstage forderte er nun die strengsten Maaßregeln gegen den, der schon als Ketzer verdammt sey, und legte den Fürsten zugleich eine Anzahl von Sätzen aus Luthers Schriften vor, um zu beweisen, daß er wirklich in Glaubenssachen von den Lehren der Kirche, und namentlich denen der Kostnitzer Kirchenversammlung, abweiche. Allein der Churfürst von Sachsen trat dagegen auf und forderte, man müsse Luthern selbst hören, ob er die Schriften, aus denen jene Sätze gezogen seyen, auch als die seinigen anerkenne. Dieser Meinung pflichteten der Kaiser und die Fürsten bey; der Cardinal aber redete dagegen; denn, was durch den Papst schon entschieden sey, dürfe nicht erst von einer Reichsversammlung, aus geistlichen und weltlichen Gliedern gemischt, untersucht werden. Aber man erwiederte, nicht Luthers Glaube solle untersucht, sondern nur er selbst gehört werden, ob er wirklich gelehrt habe und lehre, weshalb er verdammt sey; und so wurde er vor den Reichstag gefordert. Es war dieses einer der wichtigsten Schritte in der Reformationsgeschichte; Luthers Sache wurde dadurch öffentlich zu einer Nationalangelegenheit gemacht.

Seine Freunde, besonders der Churfürst von Sachsen, forderten nun für ihn das sichere, kaiserliche Geleit; es wurde ihm gewährt und er trat die Reise von Wittenberg nach Worms an. Auf dieser Reise lernte er selbst die Stärke seines Anhanges kennen; denn das Volk strömte von allen Seiten zu Tausenden herbei, ihn zu sehen und zu begrüßen; und als er am Tage nach seiner Ankunft zu Worms in die

Reichsversammlung geführt werden sollte, mußte ihn der Reichserbmarschall durch Gärten und Hinterhäuser führen: so groß war das Gedränge des Volkes. Sein Anblick machte auf die Anwesenden nicht den gleichen Eindruck; der Kaiser Karl soll, zu seinem Nachbar sich wendend, gesagt haben: „Dieser brächte es nie dahin, daß ich ein Ketzer würde.“ Auch war Luther bleich und abgemattet von einem eben überstandenen schleichenden Fieber, und ihn selbst schien der Anblick der großen Versammlung und der Gedanke, hier, vor Kaiser und Reich, er, ein Einzelner, zu stehen, an diesem ersten Tage überwältigt zu haben. – Ein Vicarius des Erzbischoffs von Trier legte ihm darauf im Namen des Kaisers und der Reichsstände die Frage vor, ob er diejenigen Bücher, die man ihm vorzeigte, für die seinigen erkenne, und ob er auf den darin enthaltenen Sätzen beharre? — Das erstere bejahte er, und für das zweite bat er sich Bedenkzeit aus; sie ward ihm bis zum andern Tage gewährt.

An diesem erklärte er nun öffentlich in der Reichsversammlung: „Seine Bücher seyen von dreierlei Gattung: einige handelten von Glaubenssachen und guten Werken, von denen nicht einmahl seine Gegner alles anstößig fänden; er könne sie demnach nicht zurücknehmen, ohne sein Gewissen zu verletzen; — in andern würde die Gewalt der Päpste und ihre Dekrete angegriffen, und wenn er sie widerrufe, so würde eben dadurch ihre Tyrannei über das Menschengeschlecht bestätigt; — noch andere endlich wären wider diejenigen gerichtet, die das Papstthum vertheidigt und gegen ihn geschrieben hätten; in diesen gestehe er, zu heftig und bitter geschrieben zu haben, welches man aber der Art, wie er von seinen Gegnern behandelt sey, zurechnen müsse.“ Endlich schloß er: „Wenn man ihn aus der heiligen Schrift überführen werde, daß er im Irrthum sey, so sey er bereit, seine Schriften mit eigener Hand in das Feuer zu werfen.“

Der Kanzler erwiederte darauf, man sey nicht hier, mit ihm zu streiten, sondern nur zu hören, ob er widerrufen wolle. Aber mit der größten Entschie-

denheit erklärte er, daß ihm dieses sein Gewissen verbiethe; und wurde entlassen.

Es wurde in den folgenden Tagen noch eine besondere Unterredung mit Luther veranstaltet, an welcher besonders der Churfürst von Trier sehr thätigen Antheil nahm; allein alle Versuche, ihn zum Widerruf zu bringen, waren vergeblich; und als ihn endlich der Churfürst fragte, ob ihm nicht selbst ein Mittel bekannt sey, wodurch alles wieder in Ordnung gebracht werden könne, war sein letztes Wort: „Ist dieses Werk ein Menschenwerk, so wird es aus sich zergehen; ist es aber von Gott, so werdet ihr es nicht zerstören können."

Der Kaiser dagegen erklärte den teutschen Fürsten, mit festem Ernste: „daß er entschlossen sey, alle seine Reiche, Länder, Freunde, Leib und Blut, und das Leben selbst dahin zu verwenden, daß dieses göttlose Unternehmen keinen weiteren Fortgang haben könne, indem es sonst ihm und der teutschen Nation zur ewigen Schande gereichen werde. Seine Vorfahren, die christlichen teutschen Kaiser, die katholischen Könige von Spanien, und die Herzöge von Oesterreich und Burgund, seyen sämmtlich, bis auf den letzten Augenblick, der römischen Kirche getreu geblieben, sie hätten ihm die katholische Lehre und Kirchenverfassung gleichsam erblich hinterlassen, nach welcher er bis dahin gelebt und auch zu sterben gedenke. Er wolle demnach Luthern keineswegs mehr hören, sondern wieder entlassen und sodann gegen ihn als Ketzer verfahren."

Es war dem Kaiser Ernst mit dieser Erklärung. Wenn es nur auf die Einschränkung der päpstlichen Gewalt angekommen wäre, so möchte er vielleicht die ganze Bewegung nicht ungern gesehen haben; da er aber glaubte, daß es auf eine Veränderung des alten, ewigen Glaubens abgesehen sey, dem er anhieng, und daß die Einheit der Kirche bedroht werde, fühlte er sich zum entschiedenen Widerstande berechtigt. Mit seinem umfassenden Blicke, welcher die großen Verhältnisse der Völker scharf erkannte, sah er bald die gewaltigen Folgen dieser Begebenheiten voraus: die Spaltung und Erbitterung der Gemüther, den Kampf der Meinungen, der so leicht ein Kampf der Waffen wird,

und wenn es einmal dazu gekommen war, das furchtbare Unglück eines Religionskrieges. Alle diese Gefahr glaubte Karl in der Geburt ersticken, und sich dem Strome der Zeit wie ein starker Damm entgegenstellen zu müssen; seine Würde als Kaiser und als Schutzherr der Kirche schienen ihm diese Pflicht aufzulegen. Und wäre ihm von allen Seiten der ernste, treue Wille zu Hülfe gekommen, hätten sich nicht so viel unreine, weltliche Rücksichten hineingemischt, und hätte der rechtschaffene Papst Hadrian VI., der von 1522 bis 1524 regierte, und dem es ein rechter Ernst war mit der Verbesserung der Kirche, länger gelebt, — es möchte viel schweres Unglück für unser Vaterland erspart worden seyn! — In seinen Erblanden zwar, wo er alleiniger Gebieter war, hat Karl mit bitterer Strenge die neue Lehre auszurotten gesucht; er glaubte, das Recht und die Pflicht dazu zu haben; und die Stimmung seiner Räthe, der Mehrzahl seiner Unterthanen und besonders der spanischen Nation, so wie der Neapolitaner, forderten diese Strenge von ihm. In Deutschland dagegen, wo er eine Zahl stelbständiger Fürsten und gährende Völker vor sich hatte, wo er durch eine Wahlcapitulation gebunden war, und jeder gewalsame Schritt als ein Versuch zu eigenmächtiger Ausdehnung der kaiserlichen Gewalt erscheinen konnte, ging er lange Zeit mit großer Mäßigung zu Werke. Die Erhaltung des Friedens galt ihm als die Hauptsache, und er hat beiden Parthien dringend zum Nachgeben zugeredet. Die Spanier beobachteten ihn deshalb sein ganzes Leben hindurch sehr genau, ob er nicht etwa durch den Umgang mit den Teutschen auch ketzerische Grundsätze eingesogen habe.

Gegen Luther wollten ihn einige erbitterte Gegner desselben sogleich zur Gewaltthätigkeit bereden, durch Gründe, denen ähnlich, welche Huß auf den Scheiterhaufen gebracht hatten; allein Karl erwiederte, daß ihm sein kaiserliches Wort unverletzlich sey, und gewährte Luthern das freie Geleit zur Rückreise auf 21 Tage. Viele zitterten dennoch für dessen Leben, heimlichen Verrath fürchtend, und sein Herr, der Churfürst, ließ ihn in Thüringen durch vermummte Reuter, wie mit

Gewalt, vom Wagen nehmen und in der Nacht, durch einen Wald, auf das Bergschloß Wartburg, bei Eisenach bringen. Hier sollte er, allen verborgen, verweilen, bis sich der Eifer der Gegner etwas gelegt hätte.

In Worms wurde indeß die Reichsacht gegen ihn ausgesprochen, so wie gegen alle die, welche ihm anhangen oder ihn schützen würden. Seine Bücher sollten aller Orten verbrannt werden, und ihn selbst sollte man gefangen nehmen, und dem Kaiser überliefern; — dies ist das Wormser Edict vom 8 (26) Mai 1521. Zu Rom war große Freude darüber; auch in Teutschland glaubten viele, die Sache sey nun zu Ende. Allein ein Spanier selbst schreibt noch von dem Reichstage an einen Freund: „Ich sehe nicht das Ende dieser Tragödie, sondern den Anfang. Denn ich finde, daß die Gemüther der Teutschen sehr gegen den päpstlichen Stuhl aufgebracht sind.“ Und in der That wurden in Worms, während der Kaiser noch in der Stadt war, nachdem Luthers Schriften öffentlich verbrannt waren, dieselbe ohne Scheu zum Verkauf herumgetragen.

---

6. Die ersten Religions-Unruhen.

Luther saß einsam auf der Wartburg und benutzte die Ruhe dieses Aufenthalts zur Uebersetzung des Neuen Testaments in's Teutsche, damit es jedermann zugänglich würde. Da kam zu ihm die Nachricht, daß aus übelverstandenen Eifer Unruhen in Wittenberg ausgebrochen seyen; daß man die Kirchen stürme, die Heiligenbilder mit Gewalt herauswerfe, Altäre und Beichtstühle zerstöre; und daß sein Freund Karlstadt, ein heftiger Mensch, an der Spitze dieser Ausschweifungen stehe. Luther, alle Furcht hintansetzend, verließ sogleich seinen Zufluchtsort und erschien im März 1522, ohne die Erlaubniß des Churfürsten eingeholt zu haben, in Wittenberg, predigte kräftig gegen die Unruhestifter, und stellte die Ordnung bald und glücklich wieder her.

Aber es folgten nicht lange nachher ernsthaftere Auftritte, welche alle bürgerliche Ordnung in Teutschland umzustürzen drohten. Wir haben oben schon gezeigt, wie der Bauernstand damahls noch unter einem schweren Joche seufzte. Das Gefühl der Erbitterung hatte lange in seiner Brust im Stillen gewohnt; jetzt brach es hervor, als der Geist auch von einer andern Seite geregt und zur Freiheit aufgefordert wurde. Die Dienenden glaubten jetzt zur Gleichheit aller Rechte mit ihren bisherigen Herren berufen zu seyn, und in Südteutschland, wo der Anblick der benachbarten freien und in ihrer Freiheit so wohlhabenden Schweizer die Gemüther noch mehr reizte, brach zuerst ein Aufstand aus; die ersten waren die Bauern des Abts von Kempten und des Bischofs von Augsburg. Es verbreiteten sich, mit unglaublicher Schnelligkeit, zwölf Artikel von Schwaben aus durch ganz Teutschland, welche die Rechte und Forderungen des Bauernstandes enthielten. „Zuerst sollte den Bauern erlaubt seyn, ihre Geistlichen selbst zu wählen, welche ihnen das Wort Gottes rein, ohne Vermischung menschlicher Satzungen, predigten; in Zukunft sollten sie keinen Zehnten geben, als vom Korn; man habe sie bis dahin als Sclaven behandelt, da sie doch durch Christi Blut alle zu freien Leuten geworden seyen; sie wollten zwar nicht ohne Obrigkeit, aber auch nicht mehr unter der bisherigen Sclaverey leben, man erweise ihnen denn aus der heiligen Schrift, daß sie schuldig seyen, es zu thun. Sie hätten sich über viele Dinge zu beschweren; es sollten daher die Landesherren nach der Billigkeit und Vorschrift des Evangeliums verfahren, die Unterdrückungen mäßigen, und über dasjenige, was sie von alten Zeiten her getragen, ihnen nicht noch täglich ein mehreres auflegen."

Wir sehen, das Wort war gerecht und gemäßigt; aber wenn die Ausführung dem rohen Haufen übergeben wird, so werden die Leidenschaften das schwache Wort bald überwältigen, und durch alle Schranken hindurch brechend, kein Maaß mehr kennen. Der Kläger will zugleich Richter in seiner eigenen Sache seyn und übt sicher dieselbe Ungerechtigkeit aus, wel-

che ihn gedrückt hat. Die versammelten Haufen der Bauern fingen damit an, daß sie die Schlösser der Adlichen und die reichen Sitze der Geistlichen plünderten und verbrannten, und viele ihrer Besitzer ermordeten, Bald wuchsen die Haufen zu Heeren an, deren sich dreie allein in Schwaben sammelten. Luther, dem sie ihre Artikel zum Gutachten zugesendet hatten, gestand, daß ihre Forderungen gerecht seyen, aber er schalt ihr gewaltthätiges Verfahren hart und hielt ihnen vor, daß die christliche Freiheit eine geistige sey. Und um die Schuld solcher Ausschweifungen von seiner Lehre abzuwenden, welche auch nur mittelbar dazu mitgewirkt hatte, forderte er die Fürsten selbst auf, daß Schwerdt gegen die Aufrührer zu ziehen. Und dazu war es hohe Zeit; denn schon rauchten die Rittersitze und Klöster in Schwaben, Franken, Thüringen, am Rheinstrom und bis in Lothringen.

Der Schwäbische Bund, welcher wieder erneuert war, brachte schnell ein Heer zusammen, und unter dem Hauptmann Georg Truchseß von Waldburg trieb dieses bald die verschiedenen Haufen der Bauern in Schwaben und Franken auseinander. Andere Fürsten halfen. Aber es wurden von beiden Seiten die empörendsten Grausamkeiten verübt, wie immer, wenn es bis zum Kampfe zwischen Brüdern kömmt.

In Thüringen zeigte sich eine Verirrung des aufgeregten Zeitgeistes in etwas anderer, doch verwandter, Art; sie paarte sich mit religiöser Schwärmerey. Ein Weltgeistlicher, Thomas Münzer, der früher Luthers Zuhörer gewesen war, rühmte sich besonderer göttlicher Offenbarungen, durch welche ihm das Wesen der christlichen Freiheit viel klarer kund geworden sey als Luther sie kenne und lehre. „Gott habe die ganze Erde zum Erbtheil der Gläubigen gemacht, und alles Regiment müsse nur nach der Bibel und göttlichen Offenbarungen geführt werden; der Fürsten, der Obrigkeiten, des Adels, der Priester, bedürfe es nicht, und der Unterschied zwischen Armen und Reichen sey ein unchristlicher; denn im Reiche Gottes müßten alle Menschen gleich seyn.“ Solcher Lehren wegen war

Münzer aus Sachsen verwiesen und nach Mühlhausen in Thüringen gezogen, wo er den Pöbel gewann, die Obrigkeit absetzen, sich aber zum Prediger und zum Herrn der Stadt machen ließ. Seine Lehre von der Gleichheit aller Menschen und die Gütergemeinschaft, die er einführte, nachdem er die Reichen aus der Stadt getrieben hatte, mehrten seinen Anhang, und verbreiteten ihn bald auch über das umliegende Land. Ganz Thüringen, Hessen und Niedersachsen waren in Gefahr, in Südteutschland tobte zu gleicher Zeit der Bauernkrieg, die Schwärmer aller Gegenden konnten in eine große Fluth zusammenströmen. Da vereinigten sich, auf Luthers Zureden, der Churfürst von Sachsen, der Landgraf von Hessen und der Herzog von Braunschweig gegen die Aufrührer und trafen auf sie bei Frankenhausen in Thüringen, 1526.

Der Churfürst, um die Verirrten mit Schonung zu gewinnen, ließ ihnen Verzeihung versprechen, wenn sie zur Ordnung zurückkehren und ihre Häupter ausliefern wollten. Aber Münzer, die eigene Gefahr von sich abzuwenden, benutzte die Erscheinung eines Regenbogens zur neuen Begeisterung der Seinigen, indem er ihn als ein Zeichen ankündigte, das Gott sende. Wüthend hieben sie den Abgeordneten des Churfürsten in Stücken und stürzten zum Angriff; allein in wenigen Augenblicken war ihr blinder Ungestümm gebrochen; die Schaaren der Engel, die Münzer versprochen hatte, erschienen nicht; er selbst war einer der ersten, welcher die Flucht ergriff, und die Hälfte seiner Schaar fiel durch's Schwert. Er hatte sich in Frankenhausen auf den Boden eines Hausen verborgen, ward aber hervorgezogen und enthauptet; er starb ohne Muth.

So waren die furchtbaren Bewegungen schnell wieder gedämpft, welche die ganze Verfassung Teutschlands umstürzten konnten, wenn die aufgeregten Kräften von großen Männern geleitet worden wären. Sie hatten viel Blut gekostet; man rechnete mehr als 100,000 Bauern, welche in diesen Unruhen das Leben verloren. — Nach diesem folgte einige Zeit der Ruhe im Vaterlande.

7. Kaiser Karls auswärtige Händel.

Der Kaiser Karl war indessen auswärts beschäftigt. Von dem Reichstage in Worms war er nach den Niederlanden gegangen und besuchte darauf auch Spanien wieder, wo er fast 8 Jahre blieb; seine Sorge mußte beinahe die Enden Europas umfassen. Doch war sein Blick vor allen Dingen auf den König Franz I. von Frankreich gerichtet, der als ein feindlichgesinnter Nachbar und Nebenbuhler auf jeden Vortheil achtete, welchen er ihm etwa abgewinnen möchte. Wir dürfen nicht nach besondern Ursachen der Eifersucht zwischen beiden suchen; in ihrem Gemüthe, so wie in dem gegenseitigen Verhältnisse beider als Herrscher, lagen der Gründe genug. Franz war ehrgeizig und stolz; Karls Seele war nicht weniger erfüllt von diesen Regungen, welche in ihm nur eine großartigere Gestalt angenommen hatten. Beide waren schon Nebenbuhler bei der Kaiserwahl gewesen, und Franz, der ältere, der sich durch ritterlichen Ruhm und persönliche Eigenschaften über den Gegner hielt, fühlte sich durch dessen Vorzug gekränkt. Das Herzogthum Mayland ferner, welches Franz erobert hatte, ein Lehen des teutschen Reiches, lag für Karl als eine Aufforderung da, es der französischen Macht durch die Waffen wieder zu entreissen; dagegen war Karls drohende Uebermacht in Europa eine so nahe Ursache der Besorgniß für alle übrigen Herrscher, daß Franz, welcher nächst ihm das mächtigste Reich besaß, sich vor allen andern zum Kampfe gegen ihn berufen glaubte. Er hatte sein Augenmerk auf Italien gerichtet, wo ihm schon Ein Unternehmen gelungen war; hier sollte Karls Macht gebrochen werden, und er suchte alte Ansprüche auf Neapel hervor, um an diesem Lande sein Glück zu versuchen. Karl dagegen stärkte sich durch ein Bündniß mit Heinrich VIII von England, dessen Eitelkeit Franz unvorsichtig verletzt hatte, und der Krieg, der schon im Jahre 1521 begonnen hatte, wurde nun durch Engländer und Niederländer von den Niederlanden, an den Pyrenäen von Spanien aus, mit der größten Anstrengung der Kräfte aber in Ita-

lien geführt. Karl hatte den Nachtheil gegen sich, der immer aus sehr zerstreuten Besitzungen fließt, daß seine Macht sich zu sehr theilen mußte, Franz konnte dagegen von seinem Mittelpunkt aus, der die Kräfte in Einem geschlossenen Kerne vereinigte, nach der Seite hin plötzlich den Stoß richten, nach welcher er wollte. Allein darin bestand Karls große Ueberlegenheit, und spiegelt sich seine wahre Herrschergröße, daß er eine Schaar der trefflichsten Männer um sich versammelt hatte, und daß er sie mit scharfem Auge durchschaute, wen er als Feldherrn gegen den Feind stellen, als Gesandten die verwickelten Knoten der Staatskunst lösen, wen im Rathe als den Besonnenen und Weisen das Wort reden lassen konnte. Durch die geistigen Kräfte wird die Welt regiert; Karl verstand die Kunst, sie seinem Dienste zu gewinnen.

Ein tapferer französischer Heerführer, der Herzog Karl von Bourbon, war vom Könige Franz schwer gekränkt, und ging zu Karl über. Dieser nahm ihn mit offnen Armen auf, und er führte nun mit dem Vicekönig von Neapel, Lannoy, und dem Marchese von Pescara, dem ersten Kriegsfürsten seiner Zeit, die kaiserlichen Heere in Italien; Franz dagegen verlor im J. 1524, bei dem Rückzuge seiner Truppen, seinen tapfersten Krieger, den Ritter Bayard, welcher an der Sessia durch seinen Heldenmuth zwar das rückziehende Heer rettete, aber selbst, tödlich verwundet, starb. Der Vortheil des Krieges schien schon ganz für den Kaiser entschieden; Mayland war wieder erobert, die Franzosen aus Italien vertrieben. Allein nun wollte Karl Frankreich selbst angreifen, und ließ sein Heer in die Provence einfallen und Marseille belagern; und darüber hätte er beinahe sein Uebergewicht wieder verloren. Von dieser Seite ist Frankreich schwer zu verwunden. Die Stadt konnte nicht erobert werden und das Land umher war von dem Feinde selbst verwüstet, so daß Pescara sich zum Rückzuge gezwungen sah. Nur seine Meisterschaft als Kriegsführer rettete das Heer auf dem beschwerlichen Wege; denn der König Franz folgte ihm auf der Ferse, eroberte Mayland und griff die Stadt Pa-

via an. Die kaiserlichen Feldherrn waren in großer Verlegenheit: Vor ihnen der viel stärkere Feind, welcher eine der Hauptstädte bedrängte, in ihrem Rücken das Gebiet des Pabstes, der mit Franz ein Bündniß geschlossen hatte; in ihrem Heere selbst Mangel aller Art und die Erschlaffung, die ein langer Rückzug erzeugt. Allein ihr eigener Muth und Scharfblick, und das Glück, machten dieses Alles wieder gut.

Schlacht bei Pavia. 1525. — Der Befehlshaber, welcher Pavia vertheidigte, Don Antonio de Leyva, wankte nicht, sondern hielt eine harte Winterbelagerung bis zum Febr. 1525 standhaft aus. Unterdeß war dem kaiserl. Heere eine Verstärkung aus Teutschland von 15,000 Lanzknechten unter dem tapfern Georg von Freundsberg oder Frundsberg gekommen, und den 28sten Febr. griffen sie den König bei Pavia an. Pescara's scharfes Auge hatte den rechten Angriffspunkt von einer Seite ausersehen, woher der König keinen Feind erwartete. Durch einen großen, mit Mauern umgebenen, Waldgarten glaubte er seinen Rücken gedeckt, aber Pescara hatte durch dessen Mauern in der Nacht vorher einen Weg bahnen lassen, und brach nun stürmend hervor. Zu gleicher Zeit machte Leyva einen Ausfall aus der Festung, und Lannoy und Bourbon kamen von einer andern Seite. Da kam bald Unordnung in das französische Heer; die Schweizer in demselben flohen, gegen ihre Gewohnheit, bald vom Schlachtfelde, tapfer fochten die teutschen Miethstruppen in Franzens Heere, allein noch tapferer Georg Freundsberg mit den Seinigen, und ihnen dankten die Feldherrn vorzüglich den Sieg; die Teutschen hieben ihre Landsleute, aus Erbitterung, weil sie den Franzosen dienten, beinahe bis auf den letzten Mann nieder. — Dem König Franz war das Pferd erschossen, und zu Fuß vertheidigte er sich noch gegen einen Haufen Spanier die ihn umringt hatten und nicht kannten. Zu seinem Glück kam ein französischer Edelmann, Pomperant, der unter Bourbon diente, dazu, erkannte den König und forderte

ihn auf, sich dem Herzog zu ergeben. Aber mit Unwillen befahl der König, den Lannoy herbeizurufen. Der Kampf hielt inne, bis dieser kam, und ihm übergab der König seinen Degen. Lannoy nahm ihn knieend an und überreichte ihm sogleich den seinigen: „Es sey ungeziemend, sagte er, daß ein so großer König vor einem Unterthan des Kaisers waffenlos dastehe."

Vierzehn Tag nach dieser Schlacht war kein Feind mehr in Italien.

Karl war fast unzufrieden über das zu große Glück, welches ihm nun nichts mehr zu thun übrig lasse. „Weil ihr mir nun den König von Frankreich gefangen habt, sagt er in einem Briefe an Lannoy, so sehe ich, daß ich nun nichts mehr, als gegen die Ungläubigen thun kann. Ich habe allezeit den Willen dazu gehabt, und jetzt um so mehr. Helft doch die Sachen gut einrichteu, daß ich, ehe ich viel älter werde, noch Thaten verrichten könne, die zu Gottes Dienst und mir nicht zum Tadel gereichen."

Der König Franz wurde nach Madrid gebracht und streng verwahrt. Ueber die Art, wie er behandelt werden, und wie der Kaiser dieses Geschenk des Glücks benutzen müsse, war unter seinen Räthen eine entgegengesetzte Meinung. Die eine Parthei, wozu Lannoy gehörte, rieth, den König großmüthig zu behandeln, um dadurch den Saamen der Feindschaft vielleicht auf immer zu vernichten: die andere, mit dem Kanzler Mercurinus Gattinara an der Spitze, wollte aus der Gelegenheit so viel Vortheil als möglich ziehen. Der Kaiser wählte den Mittelweg zwischen beiden und verlor dadurch die Früchte des ganzen Glückswechsels. Der Vortheil, welchen ihm der Kanzler vorhielt, gefiel ihm wohl; er forderte von dem Könige, als Preis der Loslassung, das Herzogthum Burgund zurück, welches Frankreich seiner Großmutter Maria unrechtmäßig entrissen habe, und welches er ganz besonders werth hielt. Allein den König auch so lange gefangen zu halten, bis die Bedingung wirklich erfüllt sey, — so rieth sein Kanzler, — schien ihm zu hart und unkaiserlich. Er verließ sich auf des Königs

Wort; aber dieses, so ritterlich es Franz zu geben schien; war nicht redlich gemeint. Ehe er den Vertrag unterzeichnete, ließ er einige vertraute Menschen aus Madrid heimlich zu sich kommen, und stellte in Gegenwart des päpstlichen Nuntius eine Erklärung aus, daß er das nicht zu halten brauche, was er dem Kaiser zusagen müsse, weil er ein Gefangener sey; und auch der Papst hatte ihn schon im Voraus von allem entbunden, was er versprechen würde. Mit solcher Gewissensberuhigung ausgerüstet ging er zum Altare, und schwur auf die heiligen Evangelien, daß er die eingegangenen Bedingungen halten wolle. Zugleich gab er sein königliches Ehrenwort, daß er, wenn er das Versprochene nicht halten könne, in sechs Monaten in die Gefangenschaft zurückkehren wolle. — Solche Früchte trägt die sogenannte Staatsklugheit, welche sich von den ewigen Gesetzen der Wahrheit, und der Sittlichkeit nicht gebunden glaubt! —

Franz wurde 1526 entlassen, nachdem er über ein Jahr in der Gefangenschaft gewesen war, — und hielt seinen Vertrag nicht. Er entschuldigte sich damit, daß seine Stände durchaus nicht in die Abtretung von Burgund willigen wollten, und bot dann eine große Summe Geldes für die Befreiung seiner beiden ältern Söhne an, die er statt seiner als Geißeln nach Spanien geschickt hatte. Aber Karl ließ ihm antworten: „Er verletze Treu und Glauben, die er ihm öffentlich und auch im besondern gegeben, und handle nicht, wie es einem Manne von edler Geburt und einem Fürsten gezieme. Wolle er es läugnen, so erkläre er hiemit, daß er die Wahrheit davon durch die Waffen erhärten, und im Zweikampf beweisen wolle."

Franz nahm die Herausforderung zwar mit Worten an, wußte aber der That selbst unter mancherlei Vorwänden auszuweichen, und so mußten die Völker wieder mit ihrem Blute ausfechten, was der Herrscher Leidenschaft, Ehrgeiz und Zorn aufgeregt hatte. Der Krieg zwischen Karl und Franz brach von Neuem aus.

Die Kaiserlichen in Rom. 1527.

— Vorher indeß war in Italien eine unerhörte That geschehen. Das kaiserliche Heer in Mayland stand jetzt unter dem Oberbefehl des Herzogs von Bourbon, nachdem der treffliche Pescara gestorben war. Das Land war ausgezehrt, die Befehlshaber ohne Geld, die Truppen murrten und forderten ihren Sold, alle Mittel der Beruhigung waren vergeblich; da brach das Heer plötzlich im Jan. 1527 gegen Rom auf, ohne irgend einen Befehl des Kaisers; man weiß nicht, ob nach dem Willen des Herzogs von Bourbon, welcher vielleicht große Plane des Ehrgeizes gefaßt hatte, oder aus einem raschen Entschlusse der Menge, die in Rom Ueberfluß aller Bedürfnisse und eine reiche Beute zu finden hoffte. Genug, Bourbon gab dem allgemeinen Drange nach und kam nach einem sehr beschwerlichen Zuge vor Rom an. Es war ein Haufe, aus allen Völkern Europa's gemischt. Am 6ten May erging der Befehl zum allgemeinen Sturme der alten Welthauptstadt; Bourbon war einer der ersten auf der Mauer, und sein Beispiel feuerte die Stürmenden an; aber kaum hatte er einige Augenblicke da oben mit dem Schwerdte gefochten, als ein Schuß ihn niederwarf. Die Seinigen indeß drangen in die Stadt, und eine Plünderung und Verheerung, wie zur Zeit der Vandalen, wüthete nun mehrere Tage in den Mauern derselben. Der Papst hatte sich mit seinen Getreuen in die Engelsburg geflüchtet; hier wurde er einige Monate belagert, bis die Noth ihn zwang, eine Summe von 400,000 Ducaten zu versprechen, damit das völlig losgebundene Heer seinen Sold erhalten konnte.

Der Kaiser Karl schickte unterdeß Briefe an alle christliche Fürsten, worin er sich sehr sorgfältig wegen dieser Dinge entschuldigte, die ganz ohne sein Wissen und Willen geschehen seyen; ja, während seine Feldherrn den Papst in der Engelsburg eingeschlossen und als Gefangenen hielten, ließ er in den spanischen Kirchen für die Befreiung desselben öffentliche Gebete

verrichten. Man hat ihm dieses als Schein und Heuchelei vorgeworfen; aber das widerspenstige Heer achtete in der That nicht mehr auf seine Befehle, bis der rückständige Sold ausgezahlt war. Dann erst, nach zehn Monaten, zog es sich, auf sein Geheiß, nach Neapel. Es war aber durch die Ausschweifungen in Rom so geschwächt worden, daß, als Franz von Frankreich noch in demselben Jahre 1527 einen neuen Einfall in Italien machte, dessen Heer ohne Widerstand bis nach Neapel drang nnd diese Stadt belagerte. Nur der plötzliche Uebertritt des berühmten genuesischen Seehelden, Andreas Doria, der mit einer Flotte von der Seeseite Neapel belagerte, auf die Seite des Kaisers, und zugleich Krankheiten im französischen Heere, wendeten das Glück noch einmahl zu Karls Gunsten, und die beiderseitige Ermüdung führte den Frieden von Cambray 1529 herbei. Franz zahlte zwei Millionen Kronen für die Befreiung seiner Söhne in Spanien, leistete Verzicht auf Mayland, Genua, Neapel und alle Länder jenseis der Alpen, heirathete Karls Schwester Eleonore, und dagegen drang Karl nicht sogleich jetzt auf die Abtretung des Herzogthums Burgund, sondern behielt sich seine Rechte vor.

Nun war der Zeitpunkt gekommen, daß der Kaiser sich auch in seinen italischen Ländern mit Würde zeigen konnte; er war noch nie dort gewesen. Er landete im Aug. 1529 in Genua und zog von dort mit kaiserlicher Pracht nach Bologna. Hierhin hatte er eine Zusammenkunft mit dem Papste verabredet, und sie wurde mit großer Feierlichkeit gehalten. Der früheren Feindschaft wurde nicht mehr gedacht; Karl küßte dem heiligen Vater, nach alter Sitte, knieend den Fuß, und dieser krönte ihn unter festlicher Pracht zum Kaiser so wie zum Könige der Lombardei. Karl erschien den Italienern, die ihn nur von der furchtbaren Seite kannten, als ein milder und edler Herr, die Furcht wandelte sich in begeisterte Verehrung um; und nachdem er auch nicht einmahl Mayland für sich behalten, sondern großmüthig dem Herzog Franz

Sforza als Rechtslehen zurückgegeben hatte, zog er zu dem großen Augsburger Reichstage nach Teutschland.

---

8. Die ersten Bündnisse der protestantischen Fürsten.

In unserm Vaterlande hatten indeß viele Fürsten schon öffentlich die neue Lehre in ihren Ländern eingeführt. Einer der eifrigsten war der junge Landgraf Philipp der Großmüthige von Hessen; dieser drang auch bei den übrigen Fürsten, welche mit ihm gleich gesinnt waren, darauf, daß sie ein Bündniß zu gegenseitigem Schutze schließen sollten, wenn etwa die Gegner das Wormser Edict mit Gewalt durchzuführen versuchten. Seine Sorge war nicht ungegründet. Schon hatten mehrere andersgesinnte Fürsten zu Leipzig eine Zusammenkunft gehalten und über die gemeinschaftliche Vertheidigung ihrer Länder gegen das Eindringen jeder Neuerung gerathschlagt; sie hatten den Kaiser um Beistand angerufen, und dieser hatte in seiner Antwort von „Ausrottung der Irrthümer der lutherischen Secte" gesprochen. Es wurde also im J. 1526 zu Torgau ein Bündniß errichtet zwischen dem Churfürsten von Sachsen, Johann dem Standhaften, — Friedrich der Weise war 1525 gestorben, — Philipp von Hessen, den Herzögen von Braunschweig-Lüneburg, dem Herzog Heinrich von Mecklenburg, Fürsten Wolfgang von Anhalt, Grafen Gebhard und Albrecht von Mansfeld und der freien Reichsstadt Magdeburg. Auch der Markgraf Albrecht von Brandenburg, ehemals Meister des teutschen Ordens, nun Herzog in Preußen, hatte die neue Lehre eingeführt, und schloß ein besonderes Bündniß mit dem Churfürsten von Sachsen.

Der Kaiser, der damahls noch in Spanien und mit dem gefangenen König Franz beschäftigt war,

und bald darauf, nach dessen Loslassung, einem neuen Kriege mit ihm entgegensah, vertröstete die Teutschen, welche ihn zur Beilegung der Händel herbeiwünschten, mit einem neuen Reichstage, sobald er irgend Muße finde, zu ihnen zu kommen. Indeß ließ er im Jahr 1529 vorläufig einen Reichstag zu Speier halten. Dieser machte aber den Riß zwischen beiden Partheien nur größer, denn er gab der neuen einen Namen. Die Mehrheit der Stände, welche katholisch war, faßte den Beschluß: „Es solle bei dem Wormser Edicte bleiben, die Messe beibehalten werden, und die, bei denen die neue Lehre Eingang gefunden habe, sollten sich aller Neuerungen enthalten; keiner solle übrigens des andern Unterthanen, des Glaubens halber, in Schutz wider ihre Obrigkeit nehmen.“ — Mit diesem Schlusse waren die lutherisch Gesinnten unzufrieden, und legten eine förmliche Verwahrung, Protestation, dagegen ein, wovon sie den Namen Protestanten erhalten haben. Es waren die meisten der oben erwähnten Fürsten, welche den Torgauer Bund geschlossen hatten, auch der Markgraf von Brandenburg, und die Städte: Straßburg, Nürnberg, Ulm, Kostnitz, Reutlingen, Windheim, Memmingen, Lindau, Kempten, Heilbron, Isny, Weißenburg, Nördlingen und St. Gallen.

Die Augsburgische Confession.

1530. — Im folgenden Jahre 1530 wurde der große Reichstag zu Augsburg gehalten, zu welchem der Kaiser selbst aus Italien, wie er angekündigt hatte, kam. Schon auf dem Wege begegneten ihm Abgeordnete beider Partheien um ihn für ihre Sache zu stimmen; er aber hielt seine Gedanken in sich verschlossen, und verwies alle auf den Reichstag selbst. Am 22. Jun. Abends, hielt er seinen Einzug in die Stadt. Es war nicht mehr der unbekannte, junge Fürst, wie er vor zehn Jahren zum erstenmahl in Teutschland auftrat; sondern ein Kaiser, wie seit Karl dem Großen an Macht keiner gewesen; die Welt war seiner großen Eigenschaften voll. Der

mächtigste König war vor ihm erlegen und selber der Papst hatte nicht einmahl einem irregeleiteten Theile seiner Macht widerstehen können. Auch sein Aeußeres hatte an Würde und männlichem Anstand gewonnen, und überwältigte selbst die Gemüther der Gegner. Melanchthon, der mit dem Churfürsten von Sachsen in Augsburg war, redet in einem vertrauten Briefe so über ihn: „Das Merkwürdigste auf dieser Versammlung ist unstreitig der Kaiser selbst. Sein ununterbrochenes Glück wird zwar auch in Euern Gegenden Bewunderung erregt haben; weit bewunderungswürdiger aber ist es, daß er bei so großen Erfolgen, da ihm Alles nach Wunsch gelingt, eine so große Mäßigung bewahrt, so daß man weder ein aus den Schranken tretendes Wort, noch eine solche That, an ihm bemerkt. Welchen König oder Kaiser wirst Du mir aus der Geschichte nennen, den das Glück nicht geändert hat? Bei diesem allein hat es das Gemüth nicht aus der Haltung bringen können. Bei ihm ist keine Spur einer Leidenschaft, eines Hochmuthes, einer Grausamkeit. Denn, um von dem übrigen zu schweigen, obgleich unsere Gegner bisher alle Künste angewendet, um ihn in dieser Religionssache gegen uns aufzubringen, hat er doch die Unsrigen noch immer mit Freundlichkeit angehört. Sein häusliches Leben ist voll der herrlichsten Beispiele von Enthaltsamkeit, Mäßigkeit und Nüchternheit. Die häusliche Zucht, die sonst bei den teutschen Fürsten sehr streng war, wird nun blos in des Kaisers Hause angetroffen. Kein Lasterhafter kann sich in seinen Umgang einschleichen; und zu Freunden hat er nur die größten Männer, die er sich ganz nach ihren Tugenden auswählt. — Mich dünkt, so oft ich ihn gesehen, daß ich einen von den berühmten Helden und Heroen, die vor Zeiten unter den Menschen sollen gewandelt haben, vor mir erblickte. Und wen sollte wohl die Uebereinstimmung der schönsten Tugenden, besonders bei einem so großen Fürsten, nicht erfreuen?“

Als nun bei den Reichstagssitzungen die Religionssache zur Sprache kam, baten die protestantischen Fürsten um Erlaubniß, dem versammelten

Reiche öffentlich ihr Glaubensbekenntniß vorlegen zu dürfen, welches kurz und faßlich alle die Sätze enthalte, worin die neue Kirche von der alten abweiche. Melanchthon hatte dasselbe aus 17 Artikeln, welche Luther aufgesetzt, und aus mehreren Schriften, welche die protestantischen Fürsten mitgebracht hatten, in ein Ganzes gefaßt, und ist es dieses die Augsburgische Confession, welche als die Grundlage der protestantischen Kirche von der Zeit an gegolten hat. Die Verlesung geschah am 25. Jun. und dauerte mehrere Stunden. Der Kaiser ließ ihnen darauf durch den Pfalzgrafen Friedrich die Antwort ertheilen, „er werde diesen trefflichen, hochwichtigen Handel in Bedacht nehmen, und ihnen seine Entschließung darüber melden lassen.“

In Karls Rathe und dem der katholischen Fürsten waren die Stimmen sehr getheilt. Der päpstliche Legat, so wie der Herzog Georg von Sachsen, Herzog Wilhelm von Baiern und die meisten Bischöfe verlangten, Karl sollte geradezu die Protestanten zur Abschwörung ihrer Lehre anhalten; andere, worunter der Cardinal und Erzbischof von Mainz, waren gemäßigter; sie erkannten, daß ein solches Unternehmen nicht ohne großes Blutvergießen und inneren Krieg durchzuführen sey; sie erinnerten an die Gefahr von den Türken, (welche noch im Jahre vorher, 1529, gewagt hatten, bis Wien vorzudringen, und die Stadt, zum Glück ohne Erfolg, anzugreifen), und riethen, die Protestanten entweder durch Ueberzeugung und andere gütliche Wege wieder mit der Kirche zu vereinigen, oder sonst die Sache dahin zu richten, daß wenigstens der Friede im Innern des Reiches erhalten werde.

Es ward nun, auf ihren Rath, eine Widerlegung der Augsburgischen Confession abgefaßt und den Protestanten vorgelegt, mit dem Bedeuten, sich dabei zu beruhigen; und als sie es nicht zu können versicherten, noch mehrere Versuche der Versöhnung und Ausgleichung gemacht. Den Friedlichen und Milderen von beiden Seiten schien eine solche nicht unmöglich zu seyn. Melanchthon selbst schrieb dem

päpstlichen Legaten: „Es ist nur eine geringe Ungleichheit in den kirchlichen Gebräuchen, die der Vereinigung im Wege zu stehen scheint. Aber die Kirchengesetze gestehen ja selbst, daß die Einigkeit der Kirche, ungeachtet solcher Ungleichheit der Gebräuche, bestehen könne.“ — Allein die Eiferer beiderseits traten der ruhigen Prüfung der Sachen in den Weg; und was man nachgeben wollte, traf nicht die Hauptsachen. Der Kaiser ließ daher den Protestanten eine Erklärung vorlegen, des Inhalts: „Sie sollten sich bis zu dem nächsten fünfzehnten Tag des Monats April bedenken, ob sie sich wegen der noch nicht verglichenen Artikel mit der christlichen Kirche, dem Papst, dem Kaiser und den übrigen Fürsten, bis zu der weiteren Erörterung eines nächstkünftigen Conciliums, vereinigen wollten oder nicht; vor Ablauf dieser Frist sollten sie in ihren Ländern nichts neues drucken lassen, auch Fried und Einigkeit halten, und niemand weiter zu ihrer Secte ziehen. Weil aber übrigens in der Christenheit eine lange Zeit her vielerlei Mißbräuche und Beschwerden eingerissen seyn mögen, so wolle der Kaiser bei dem Papst und allen christlichen Potentaten bewirken, daß innerhalb sechs Monaten ein allgemeines Concilium ausgeschrieben, und auf das längste in einem Jahr gehalten werde.“

Die Protestanten erwiederten auch hierauf, wie immer, daß ihre Lehre noch nicht aus der Schrift widerlegt sey, daß also ihr Gewissen ihnen verbiete, in den Reichsabschied zu willigen, der die weitere Ausbreitung ihres Glaubens verdamme; und darauf reisten die, welche noch dort waren, von Augsburg weg. — Der Bruch der beiden Partheien war entschieden. In dem öffentlichen Reichstagsschlusse, der darauf bekannt gemacht wurde, ward die lutherische Lehre als Ketzerei mit sehr harten Ausdrücken verworfen.

Der schmalkaldische Bund. 1530.

— Die protestantischen Fürsten versammelten sich noch am Ende dieses Jahres zu Schmalkalden und

schlossen ihren Bund noch enger und fester. Einige von ihnen hätten gern sogleich losbrechen und die Sache mit den Waffen ausfechten mögen; allein in den übrigen war noch die alte, fromme Scheu vor einem Bruderkriege in Teutschland und die Ehrfurcht vor der heiligen Person des Kaisers, wie sie sich selbst ausdrücken; und dieses ächte Gefühl teutscher Herzen rettete ihren Bund von dem Vorwurfe, ohne Noth das blutige Zeichen des Religionskrieges gegeben zu haben.

---

9. Ferdinand, römischer König, 1531. Einstweilige Erhaltung des Religions-Friedens.

Der Kaiser war von dem augsburgischen Reichstage sogleich nach Köln gereist, wohin er auch die Churfürsten beschieden hatte, und hier that er ihnen den Vorschlag, seinen Bruder Ferdinand, dem er schon die östreichischen Erblande abgetreten hatte, und der auch, seit dem Aussterben des nngarschen Königshauses, durch Erbverträge König in Ungarn war, zum römischen Könige zu erwählen, damit er, bei des Kaisers häufiger Abwesenheit, die gute Ordnung im Reiche erhalte. Die Churfürsten willigten ein und Ferdinand wurde zu Aachen gekrönt; nur der Churfürst von Sachsen hatte eine Protestation gegen diese Wahl durch seinen Sohn einreichen lassen. Der Kaiser begab sich alsdann in die Niederlande.

Dem neuen römischen Könige lag sehr viel an der Erhaltung des Friedens in Teutschland; theils aus innerer Milde und Reinheit des Gemüthes, welche die Geschichte an ihm rühmt, theils, weil ihm sein neues Königreich Ungarn sehr hart von den Türken bedrängt wurde, und die vorzüglichste Hülfe von den teutschen Fürsten kommen mußte. Die Protestanten aber verweigerten ihre Hülfe, wenn man

ihnen nicht vorher den Frieden im Reiche gestatten und beschwören werde. Da verabredete der Kaiser von Neuem Versuche der Einigung, und sie führten endlich, indem auch Luther eifrig dazu erwahnte, zu dem vorläufigen Religionsfrieden zu Nürnberg 1532. Der Kaiser erklärte: „Er wolle aus kaiserlicher Machtvollkommenheit einen gemeinen Frieden aufrichten, vermöge dessen bis auf ein künftiges Concilium, oder bis die Stände selbst wiederum zusammenkämen, keiner den andern des Glaubens oder sonst einer Ursache wegen befehden oder überziehen solle."

Nun ging es rasch mit der Türkenhülfe und es kam so bald ein teutsches Heer zusammen, wie seit langem nicht geschehen war. Die Gefahr schien dringend zu werden, denn der Sultan Soliman zog mit 300,000 Mann heran, um die östreichischen Länder von vier Seiten anzugreifen, und der Kaiser hatte nur 76,000 dagegen. Aber schon die ersten Versuche zeigten den Türken, mit welchem Feinde sie zu thun haben würden. Ibrahim Bassa, der ihren Vortrab führte, glaubte das kleine Städtlein Günz in Ungarn, welches ihm die Thore zugeschlossen hatte, der Ehre halber züchtigen zu müssen, und gedachte es im ersten Sturme zu erobern; allein der tapfere Befehlshaber Jurischtisch schlug alle seine Angriffe zurück und hielt ihn 15 Tage lang auf. Da bedachte Solimann, was erst die große Stadt Wien kosten werde, und daß der Kaiser selbst zu ihrem Schutze im Anzuge sey; und weil er die Teutschen, statt uneinig, einig unter einander sah, trat er plötzlich den Rückweg an; alle Welt aber erstaunte, daß der große Soliman so schnell wieder aufgab, wozu er drei Jahre lang gerüstet hatte.

Nun konnte Kaiser Karl sich wieder zu andern Angelegenheiten wenden, und ging zuvörderst nach Italien, um mit dem Papste das große Concilium zu bereden. Allein dem Papst Clemens VII. war es damit nicht Ernst; wie überhaupt der römische Hof in dieser Zeit ein Concilium nicht wünschte; und Karl reiste unverrichteter Sache nach Spanien ab.

Während er dort war und der König Ferdinand alle Sorge auf die Befestigung seiner Herrschaft in Ungarn wenden mußte, breitete sich die protestantische Lehre immer weiter in Teutschland aus und die Spannung der Gemüther wurde täglich größer.— Es kam auch ein Streit wegen des Würtemberger Landes dazu. Es ist schon früher des Herzogs Ulrich von Würtenberg gedacht worden, welcher in der Zeit nach Kaiser Maximilians Tode, ehe Karl V. gewählt war, wegen eines Streites mit der Stadt Reutlingen durch den schwäbischen Bund aus seinem Lande vertrieben wurde. Der Bund trat das Land, auf welchem schwere Schulden hafteten, dem Kaiser Karl ab, und dieser gab es 1530 mit den östreichischen Erblanden seinem Bruder Ferdinand. Es schien nun auf immer ein östreichisches Land seyn zu sollen. Aber der abgesetzte Herzog, der als Flüchtling im Reiche umherzog und Freunde zu gewinnen suchte, fand Schutz bei seinem Verwandten, dem Landgrafen Philipp von Hessen; Ulrich hatte schon den Lutherischen Glauben angenommen; und Philipp faßte sogar den Gedanken, ihn wiederum, sey es auch mit Gewalt, in sein Land einzusetzen. Er rüstete schnell ein Heer von 20,000 Mann, brach unerwartet in Würtenberg ein, schlug den östreichischen Statthalter des Landes bei Lauffen, 1534, und gab das schnell eroberte Herzogthum dem Ulrich zurück. Es schien, als wenn aus dieser That der blutigste Krieg entstehen müsse; allein die Gefahr ging noch einmal glücklich vorüber. Karl und Ferdinand waren sonst beschäftigt; auch mochten sie fühlen, daß es nicht edel gewesen war, durch ein fremdes Land, wenn auch unter dem Schein des Rechtes, ihre schon so große Macht zu vermehren; und von der andern Seite hatten die übrigen Glieder des schmalkaldischen Bundes keinen Antheil an der That des Landgrafen, sie suchten vielmehr durch die größte Nachgiebigkeit die Sache wieder in's Gleiche zu bringen. So kam der Kadaner Friede zu Stande, in welchem Herzog Ulrich sein Land als östreichisches Afterlehen wieder bekam, der Nürnberger Religions-

friede bestätigt wurde, und der Churfürst von Sachsen sammt seinen Mitverwandten dagegen den römischen König Ferdinand förmlich anerkannte.

Auch eine andere Zwischen-Begebenheit, welche wichtig zu werden schien, unterbrach sie für das Ganze nicht; das waren die Unruhen der Wiedertäufer in Münster, in den Jahren 1533 und 34. Die Grundsätze des Thomas Münzer von der christlichen Freiheit und Gleichheit und der Gütergemeinschaft, und der Glaube an nnmittelbare göttliche Offenbarungen, waren noch nicht ausgerottet, sondern hatten sich besonders in Holland unter der Secte der sogenannten Wiedertäufer erhalten. Sie verlangten, daß die Menschen Buße thun und sich von Neuem taufen lassen sollten, damit der Zorn Gottes nicht über sie komme. Einer ihrer schwärmerischsten Redner, ein Schneider, Johann Bockhold, von Leiden, kam 1533 nach Münster, als dort eben durch einen Prediger Rottmann die lutherische Lehre eingeführt war, gewann diesen auch für die Wiedertaufe, und vertrieb nun mit Hülfe des Pöbels und eingewanderter Wiedertäufer aus andern Gegenden, die vermögenden Bürger aus der Stadt, errichtete einen neuen Magistrat und führte Gemeinschaft der Güter ein. Ein jeder mußte, was er an Gold und Silber und sonst von Werth besaß, in einen öffentlichen Schatz niederlegen, und eben so wurden alle Bücher in der Stadt, die Bibel ausgenommen, öffentlich verbrannt. — Zu der Schwärmerei gesellte sich, wie fast immer bei rohen Gemüthern, Herrschaft der Sinnlichkeit und gewaltige Ausartung der Leidenschaften. Es wnrde als ein Theil der christlichen Freiheit anerkannt, daß ein jeder mehrere Frauen haben dürfe, und Johann von Leiden gab das Beispiel, indem er drei zugleich heirathete. Endlich rief ihn einer seiner Anhänger, der sich besonderer göttlicher Eingebung rühmte, zum König des ganzen Erdkreises aus, welcher den Stuhl Davids wieder aufrichten werde, und mit dieser neuen Lehre wurden 28 Apostel in alle Welt ausgesendet, um sie dem

neuen Könige zu unterwerfen. Sie wurden aber, wohin sie kamen, als Aufrührer ergriffen und meistentheils hingerichtet.

Gegen Münster selbst war indeß der Bischof mit einem Heere herangezogen und belagerte die Stadt. Die Noth in derselben wurde von Tage zu Tage größer, und kühlte den Eifer des Volkes immer mehr ab. Der neue König wollte sich durch Schrecken befestigen, und enthauptete sogar eine seiner Gemahlinnen mit eigener Hand auf öffentlichem Markte, weil sie geäußert hatte, sie könne unmöglich glauben, daß Gott so viel Volks wolle Hungers sterben lassen, indeß der König im Ueberfluß lebe. Aber zuletzt, da in der That schon viele verhungert waren, führten ein paar Bürger das Heer des Bischofs bei Nacht in die Stadt; nach blutigem Kampfe wurde Johann von Leyden, sein Scharfrichter Knipperdolling und sein Diener Krechting gefangen, in mehreren teutschen Städten zur Schau herumgeführt, dann mit glühenden Zangen gezwickt und getödtet, indem ihnen ein Schwerdt in's Herz gestoßen wurde. Ihre Körper wurden in eisernen Käfigen an dem höchsten Thurme der Stadt aufgehängt.

---

10. Karl gegen die afrikanischen Raubstaaten und mit Franz von Frankreich.

Der Kaiser Karl hatte unterdeß einen Zug unternommen, welcher zu seinen ruhmwürdigsten gehört. Auf der Nordküste von Afrika hatte sich einer der kühnsten und außerordentlichsten Menschen seiner Zeit, ein Seeräuber, Haradin Barbarossa; von geringen Aeltern auf der Insel Lesbos geboren, festgesetzt, hatte viele, vom König Ferdinand dem Katholischen aus Spanien vertriebene, von Rache gegen die Christen glühende, Mauren an sich gezogen, nnd beunruhigte mit ihnen die europäischen Meere. Seine Grausamkeit und Kühnheit machten ihn zum Schrecken der Küstenbewohner. Algier und Tunis waren in

seiner Gewalt, und der türkische Sultan Soliman hatte dem verwegenen Manne seine eigene Seemacht noch zum Gebrauch gegen die Christen anvertraut. Viele tausend christliche Sclaven schmachteten schon in der Gefangenschaft zu Algier und Tunis.

Solchen Frevel glaubte Kaiser Karl, als Schirmherr der Christenheit gegen die Ungläubigen, nicht dulden zu dürfen, auch hatte der aus Tunis vertriebene König Hascen seinen Schutz angefleht. Er brachte daher ein Heer von 30,000 Mann, wobei auch 8000 Teutsche, unter dem Grafen Max von Eberstein waren, und 500 Schiffe zusammen; Doria befehligte die Flotte, der Kaiser selbst und der Marchese del Vasto die Landmacht, und im Sommer 1535 stieg man bei Tunis an's Land. Das feste Schloß Goleta, welches den Hafen beschützte, wurde mit Sturm genommen, alles Geschütz erobert, 2000 Türken niedergemacht. Haradin's Heer, welches sich in der Ebene vor Tunis gestellt hatte, wurde darauf gleichfalls in die Flucht geschlagen und die Stadt erobert; die in dem Schlosse derselben eingesperrten christlichen Sclaven halfen nach besten Kräften mit gegen die Türken, und Karl hatte am Ende die unaussprechliche Freude, 22,000 dieser Unglücklichen, aus allen europäischen Völkern, gerettet zu sehen, die Thränen ihres Dankes zu empfangen, und sie der Freiheit und den Ihrigen, welche sie wohl lange für todt gehalten, wiederzugeben. Er selbst versicherte, daß dieses einer der schönsten Tage seines Lebens sey. Sein Ruhm verbreitete sich in alle Länder; er verdiente ihn durch die Ausdauer und Tapferkeit, welche er selbst bei dem gefahrvollen Unternehmen bewiesen hatte; und zugleich hat er ein Beispiel gegeben, wie die unmenschlichen Räuber auf den Küsten Afrika's mit Ernst und Kraft gar wohl gebändigt werden können.

Den König Hascen setzte er wieder in Tunis ein, verbot ihm aber allen Raub von Christensclaven, und hielt, zum Unterpfand des Gehorsams, die Festung Goleta besetzt. Haradin war nach Algier entflohen; ihn beschloß Karl im nächsten Frühjahr auch dort aufzusuchen.

Hieran verhinderte ihn aber ein neuer Krieg mit dem Könige von Frankreich. Dieser erneuerte seine Ansprüche an Mailand, als der bisherige Herzog, Franz Sforza, gestorben war; und um sich den Weg nach Italien zu sichern, besetzte er unerwartet und gewaltsam das Herzogthum Savoyen, an dessen Herzog er gleifalls Forderungen machte. Karl sah die Nothwendigkeit des Krieges, und beschloß, ihn mit aller Kraft in das südliche Frankreich selbst zu versetzen. Ungewarnt durch den unglücklichen Ausgang des ersten Einfalls unter dem Herzog von Vourbon, wagte er einen solchen 1536 von Neuem, drang bis Marseille vor und belagerte die Stadt. Allein sie war zu fest, und die Gegend umher von den Franzosen selbst verwüstet, Mangel und Krankheiten nöthigten den Kaiser nach zwei Monaten zum Rückzuge, bei welchem viel Geschütz und Gepäck verloren ging.

Es kam darauf, durch Vermittlung des Papstes, 1538 ein Waffenstillstand zu Nizza auf zehn Jahre zu Stande, und bald darnach hielten die beiden Gegner eine Zusammenkunft zu Aiguesmortes, an der Mündung des Rhoneflusses. Die Einladung dazu war vom König Franz ausgegangen; des Kaisers Räthe fanden es bedenklich, daß er sich auf französischen Grund und Boden begeben sollte; allein ihm selbst gefiel die Sache, des Außerordentlichen wegen, um so mehr. — Als er vor dem Hafen ankam, fuhr der König selbst an sein Schiff, ihn zu empfangen, und führte ihn auf das Land. Ein königliches Mahl war hier bereitet, und ein Fest, welchem die Herrscher bis tief in die Nacht beiwohnten. Am andern Morgen reichte der Dauphin selbst dem Kaiser Waschwasser und Handtuch, und von beiden Seiten wetteiferte man in Beweisen der Achtung und Freundschaft. Es war keine Verstellung, sie wünschten beide die Dauer des Friedens, und im folgenden Jahre 1539 gab Franz einen neuen Beweis seiner aufrichtigen Gesinnung. Die Stadt Gent in den Niederlanden hatte sich, einer neuen Auflage wegen, gegen Karl empört und bot sich dem König Franz an, sich in seinen

Schutz zu begeben; allein der König meldete die Sache selbst dem Kaiser und schlug ihm zugleich vor, um desto schneller in die Niederlande zu koumen, den kürzesten Weg von Spanien durch Frankreich zu nehmen. Er nahm ohne Mißtrauen auch diese Einladung an. Allenthalben wurde er auf das Feierlichste empfangen; wenn er an eine Stadt kam, so wurden ihm die Schlüssel derselben entgegengetragen, und in Fontainebleau, wo der König war, hielt man ihn fünfzehn Tage lang, und in Paris sechs Tage mit den herrlichsten Festen auf.

Der Aufruhr in Gent war bald gestillt und als der Kaiser noch dort war, kamen sehr dringende Aufforderungen an ihn, wieder einmahl in Teutschland zu erscheinen, wo die Verwirrung der Dinge immer höher gestiegen war.

Er erfüllte den Wunsch und erschien 1541 auf dem Reichstage zu Regensburg. Wie er hier, und darauf noch mehrere Jahre hindurch, immer auf dem Wege der Güte, der Vermittlung, der gegenseitigen Verständigung, durch Schriften, durch Religionsgespräche und sein eigenes Zureden, die Gemüther zu vereinigen suchte; wie ihn dabei der Grundgedanke seiner Regierung, und auch das Bedürfniß leitete, bei der noch immer drohenden Türkengefahr und dem später wieder ausbrechenden französischen Kriege, Teutschland einig zu erhalten; — das Alles soll weiter unten im Zusammenhange erzählt werden. Hier verfolgen wir noch im kurzen Ueberblicke die auswärtigen Geschäfte des Kaisers, bis er sich eine Zeitlang ganz denen in Teutschland hingeben mußte.

Karls Zug gegen Algier 1541. — Von dem Regensburger Reichstage wendete er sich nach Italien, um von dort den, schon früher beschlossenen, Zug gegen Algier zu unternehmen. Sein hoher Sinn, der immer nach dem Außerordentlichen stand, hielt die Demüthigung der Seeräuber für ein seiner würdiges Ziel, und Haradin Barbarossa hatte

ihn durch neue Verheerung der spanischen Küsten genugsam zur Rache aufgefordert. Aber dieser neue Zug begann nicht unter glücklichen Vorbedeutungen, die Jahreszeit war für die Schiffahrt auf dem mittelländischen Meere schon zu stürmisch, und der erfahrenste Seemann, Andreas Doria, weissagte nichts Gutes. Aber Karl that nicht gern einen Schritt zurück und die Fahrt begann. Am 20. October 1541 erreichte die Flotte die Höhe vor Algier und das Heer stieg an's Land. Aber gleich am ersten Abend, ehe noch Geschütz, Geräth und Vorrath ausgeschifft waren, erhob sich ein furchtbarer Sturm, riß die Schiffe von den Ankern, warf sie an die Küste oder in das hohe Meer, und ein entsetzlicher Platzregen überfiel die Krieger am Lande dergestalt, daß sie die ganze Nacht bis über die Knöchel im Wasser stehen, und, um nicht vom Sturme niedergeworfen zu werden, ihre Lanzen in die Erde stoßen und sich dagegen stemmen mußten. Da galt es nicht mehr die Eroberung der Stadt Algier, ohne Geschütz und Heer-Geräth, sondern die eigene Rettung; denn die leichte türkische Reuterei setzte am folgenden Tage dem ermatteten Heere hart zu. Allein in dieser Noth zeigte der Kaiser Karl, daß er auch als Krieger, in Gefahren, groß sey. Drei schwere Tagereisen weit, in Schlamm und Wasser, führte er sein Heer, unter den steten Anfällen der Feinde, längs der Küste bis zu dem Meerbusen von Metafuz, wo sich ein Theil der zerstreuten Schiffe sammelte. Er stellte sich ganz dem gemeinen Krieger gleich, theilte die härtesten Entbehrungen, so wie die äußerste Anstrengung der Kräfte, und so gelang es ihm, den sinkenden Muth zu erhalten, und das übrige Heer glücklich wieder einzuschiffen. Er brachte es nach Italien und ging selbst sogleich nach Spanien hinüber.

Vierter Krieg mit Franz von Frankreich. 1542 — 44.

Der französische König hatte Karls Abwesenheit in Algier benutzt, sich von Neuem zu rüsten. Alle Freundschaftsversuche mit

Karl hatten ihn das Herzogthum Mayland nicht verschmerzen lassen; nun glaubte er, sey die Zeit gekommen, es wieder zu erobern, und erneuerte sein Bündniß mit den Türken. Als Karl noch von dem afrikanischen Zuge erschöpft still lag, fing Franz den Krieg schon an, aber die Unfähigkeit seiner Feldherrn gegen die trefflichen spanischen, so wie Mangel und Krankheiten, bewirkten, daß seine fünf Heere in dem ersten Feldzuge nichts ausrichteten und in trauriger Verfassung nach Hause kehren mußten.

Im folgenden Jahre 1543 begab sich Karl nach Italien und von dort über die Alpen, hinab an den Niederrhein. Hier hatte Franz einen Bundesgenossen in dem Herzog von Cleve gefunden; dieser, der zugleich kürzlich angefangen hatte, die protestantische Lehre zu begünstigen, sollte die kaiserliche Gewalt zuerst fühlen. — Karls Erscheinung in diesen Gegenden war ganz unerwartet. Unter dem Volke war die Sage, er habe auf der Rückkehr von Algier Schiffbruch gelitten und sey selbst umgekommen, und in diesem Glauben hielten sie die Nachricht von seiner Ankunft für ein Mährchen. Die Besatzung der kleinen Stadt Düren gab auf seine Auffoderung zur Uebergabe die Antwort: „Sie fürchte sich nicht vor dem, der längst eine Speise der Fische geworden sey.“ Als nun aber seine Spanier die Mauern erstürmten, Alles niedermachten und die Stadt in Brand steckten, da verbreitete sich Furcht und Schrecken im ganzen Lande umher. Es hieß, der Kaiser führe eine Art schwarzbrauner, wilder Menschen mit sich, die lange Nägel an den Händen hätten, mit denen sie die steilsten Mauern hinan klimmten und große Zähne, mit denen sie Alles zerrissen. Die Sagen von den Wundern der neuentdeckten Welttheile und ihren wilden Bewohnern gaben solchen Dingen Glauben in einer Zeit, welche des Außerordentlichen so viel erlebte. Auch bestanden Karls Haufen meistens aus alten, von Sonne und Luft geschwärzten Kriegern, welche keine Gefahr scheuten, und bei Erstürmung einer Stadt wohl ihre Dolche und Spieße in die Mauern zu stoßen pflegten, um sich daran empor zu schwingen. — Der Schrecken,

der vor ihnen herging, unterwarf schnell das Land und die Städte, und der Herzog von Cleve mußte selbst knieend um Gnade bitten. Er erhielt sie unter der Bedingung, daß er nicht von dem katholischen Glauben weiche, wo er etwas geändert, es wieder auf den vorigen Fuß setze, und sich in kein Bündniß gegen den Kaiser einlasse.

Gegen Frankreich geschah in diesem Jahre nichts Bedeutendes; für das folgende aber hatte sich Karl stärker gerüstet, und nachdem er im Winter von 1543 auf 44 einen neuen Reichstag in Speier gehalten, und sich hier der Hülfe der teutschen Fürsten versichert hatte, brach er im nächsten Frühjahr mit einem trefflich gerüsteten Heere in des Feindes Land selbst ein. Zuerst wurde St. Dizier erobert, dann ging der Zug gerade auf Paris; Epernay und Chateau Thierry waren schon gefallen, das Heer stand nur zwei Tagemärsche vor der Hauptstadt und die Einwohner flüchteten, — da that König Franz Friedensvorschläge. Der Kaiser nahm sie an, denn er wollte schnelle Aussöhnung mit diesem Feinde, weil die Angelegenheiten Teutschlands immer verwickelter wurden; und am 24. September 1544 kam der Friede zu Crespy zu Stande. Es ist der letzte, den Karl mit dem König Franz geschlossen hat. Man änderte in der Hauptsache nichts; Bourgogne blieb bei Frankreich, Mayland aber dem Kaiser.

---

11. Die Religions-Angelegenheiten Teutschlands bis zum schmalkaldischen Kriege. 1544 — 46.

In Sachsen war schon 1532 auf den Churfürsten Johann den Standhaften sein Sohn Johann Friedrich gefolgt, ein sehr rechtlich und treugesinnter, aber beschränkter Mann, ganz verschieden von dem raschen und kühnen Philipp von Hessen, welcher

noch immer als der Unternehmendste unter den protestantischen Fürsten voranschritt. So wie Beider Gemüth im Widerspruche stand, so waren außerdem noch wichtigere Ursachen der Spaltung unter den Protestanten aufgekommen. Schon in dem ersten Jahrzehend der Reformation hatte sich unter ihnen selbst ein Streit über die Lehre vom Abendmahl erhoben, in welchem Luther gegen den Reformator der Schweiz, Ulrich Zwingli, und andere, auftrat, und beide Partheien einander des Irrthums beschuldigten. Der Streit wurde heftig, denn man führte ihn mit Leidenschaft; die verschiedene Meinung wurde sogar ein Hinderniß der äußern Einheit, und hätte leicht zum gänzlichen Verderben führen können, wenn die Katholischen die Spaltung benutzt hätten.

Allein es lag dem Kaiser und seinem Bruder Ferdinand noch immer die Wiedervereinigung aller Partheien am Herzen, und auf ihren Betrieb wurden daher von Zeit zu Zeit neue Religionsgespräche versucht. Vergebliche Mühe! Das Neue hatte sich schon zu scharf von dem Alten geschieden, und zugleich war die ganze Angelegenheit zu äußerlich geworden; von allen Seiten, besonders der der Fürsten, mischten sich zu viel weltliche Rücksichten ein, und die ruhige, reine Betrachtung des Innern der Sache fand in dem wilden Getriebe der Zeit keine Stätte. Wenn daher solche Einigungsversuche keinen, oder nur einen geringen Erfolg brachten, so brauchte der Kaiser die gewöhnliche Auskunft, die Entscheidung auf ein allgemeines Concilium zu verweisen und indeß den Nürnberger Religionsfrieden für die Protestanten zu bestätigen. So geschah es auf dem Reichstage zu Regensburg 1541, ehe Karl nach Algier zog; so zu Speier 1542, durch Ferdinand und die eifrige Vermittlung des Churfürsten Joachim von Brandenburg, um die Kräfte des teutschen Reichs gegen die Türken zu sammeln; so auf dem zweiten Reichstage zu Speier 1544, durch Karl selbst, als er sich zu dem letzten Feldzuge gegen Frankreich rüstete, den wir schon gemeldet haben. Und doch hatten die Protestanten um diese Zeit schon eine Selbsthülfe mit den

Waffen geübt. Der Herzog Heinrich von Braunschweig, ein eifriger Katholik, zugleich aber ein sehr unruhiger, leidenschaftlicher Mann, war in Feindschaft mit dem Churfürsten von Sachsen und dem Landgrafen von Hessen, vorzüglich der Religion wegen; sie schrieben die heftigsten Bücher gegen einander, wie denn die Zeit mit allen Waffen, welche in des Menschen Gewalt sind, den Gegner bestritt. Dazu wandten sich die Städte Braunschweig und Goslar, die in den schmalkaldischen Bund aufgenommen waren, an die protestantischen Fürsten um Schutz gegen den Herzog, der sie auf alle Weise drückte und beschädigte. Selbst der Kaiser und der König Ferdinand hatten ihn oft von der Gewaltsamkeit gegen die Städte abgemahnt, aber vergeblich. Endlich rüstete der schmalkaldische Bund 1542 schnell ein Heer, fiel in das Land des Herzogs, vertrieb ihn und hielt dasselbe besetzt. Herzog Heinrich ging zum Kaiser um Hülfe; dieser verwies die Sache auf einen Reichstag.

Auf dem zu Worms 1545 wurde sie dahin entschieden, daß der Kaiser einstweilen, bis zur Entscheidung auf dem Wege Rechtens, die braunschweigschen Länder verwalten sollte. Das ging dem raschen Herzog, der gern das Haupt der katholischen Parthei gewesen wäre, zu langsam. Er sagte: „Mit des Kaisers Namen drohen, sey eben so viel, als mit einem todten Falken beizen.“ In seinem Eifer beging er eine Unredlichkeit an dem Könige Franz von Frankreich. Dieser hatte ihm Geld gegeben, um für ihn Truppen in Teutschland zu werben; so wie sie aber versammelt waren, fiel der Herzog im Herbst 1545 mit ihnen plötzlich in sein verlorenes Land ein, um es den Gegnern wieder abzugewinnen. Der eben so rasche Landgraf von Hessen hatte indeß auch bald ein Heer versammelt, setzte zugleich den Churfürsten von Sachsen in Bewegung, und beide lieferten dem Herzog zu Kalefeld bei Nordheim ein Treffen, in welchem derselbe geschlagen und gefangen wurde. Der Landgraf brachte ihn auf seine Festung Ziegenhain, und der Kaiser ermahnte ihn nur, den Ge-

fangenen billig und nach fürstlicher Weise zu behandeln.

Uebrigens hatte der eben genannte Reichstag zu Worms schon deutlicher die immer zunehmende Spannung der Partheien offenbart, obgleich auch auf ihm noch einmal der Religionsfriede bestätigt wurde. Die Klagen von beiden Seiten wurden immer heftiger, die Katholiken ließen nicht nach in ihren Beschwerden über die Einziehung der geistlichen Güter in den protestantischen Ländern, und die Protestanten dagegen weigerten sich, in solchen und andern Dingen die Aussprüche des Reichskammergerichts anzuerkennen, weil die Katholiken in denselben durchaus nur altgläubige Beisitzer dulden wollten. Das Mißtrauen war schon so hoch gestiegen, daß wenige der protestantischen Fürsten auf dem Reichstage selbst erschienen. — Ein großes Mittelglied zur Aussöhnung, wovon sich Karl früher so viel versprochen hatte, zeigte sich nun gleichfalls als unwirksam, weil es zu spät und nicht auf die rechte Weise angeordnet wurde; das war eine allgemeine Kirchenversammlung. Der päpstliche Hof hatte sich endlich zu einer solchen verstanden, und sie auf den 15. März 1545 nach Trient in Tyrol ausgeschrieben. Die Protestanten aber weigerten sich, derselben eine Kraft der Entscheidung in ihrer Sache zuzuerkennen. Ihre Gründe waren: „daß das Concilium an einem Ort an der Gränze Italiens gehalten werde, wo dieses, mit dem teutschen Wesen ganz unbekannte, Land zu viel Einfluß üben werde; ferner, daß der Papst auf dem Concilio als ihr Richter den Vorsitz führe, welcher sie schon als Ketzer verdammt habe, oder doch nur als Angeklagte behandle. Wenn das Concilium als ein freies betrachtet werden solle, so müßten sie auf demselben gleiche Rechte mit allen andern genießen.“

Viel eher hätte der Vorschlag von Churpfalz zu einem günstigen Ziele führen können, wenn ihn Alle mit Aufrichtigkeit und einem, nur auf den Ernst der Sache gerichteten, Gemüthe angenommen hätten; nemlich: „Ein teutsches National-Concilium zusam-

menzuberufen und den, hier geschlossenen, Vergleich aller Partheien als die Stimme des teutschen Volkes nach Trient zu senden." Dieses schien der Weg zu seyn, um in den Religionssachen zu einem Schlusse zu kommen, der, frei von fremdem Einflusse, aus dem Bedürfnisse und der Eigenthümlichkeit unseres Volkes hervorgegangen, darum einzig helfen konnte. Aber auch dieser Vorschlag fand kein Gehör und die Abneigung der Partheien stieg.

Die Besorgniß des Kaisers und der Katholiken vor einem baldigen Uebergewichte der Protestanten im Reiche war nicht ohne Grund. Im churfürstlichen Rathe waren nun schon drei von den vier weltlichen Churfürsten der neuen Lehre zugethan, (obwohl Pfalz und Brandenburg nicht Theilnehmer des schmalkaldischen Bundes waren). Und nun wendete sich sogar einer der drei geistlichen, der alte Churfürst Hermann von Köln, derselben zu. Mit Einstimmung eines Theiles seines Domkapitels wollte er eine Kirchenverbesserung in seinem Erzstifte einführen und hatte schon den Entwurf dazu ausarbeiten und selbst den Melanchthon darum aus Wittenberg kommen lassen. Die Universität und der Magistrat von Köln aber und ein Theil des Kapitels waren den Neuerungen durchaus entgegen und wendeten sich deshalb an den Kaiser und den Papst; — die Universität hatte auch früher, zur Zeit Jakob Hoogstratens, den lebhaftesten Antheil an dem Streite gegen die Humanisten, nemlich die Lehrer und Wiederhersteller des Studiums der alten Sprachen, und namentlich gegen Reuchlin, genommen, und war ferner eine der ersten gewesen, welche Luthers Lehrsätze verdammte.

Bei dieser steigenden Verwirrung, da kein Licht der Versöhnung mehr erscheinen wollte, glaubte der Kaiser Karl das Letzte, die Gewalt der Waffen, zum Richter machen zu müssen. Sein Kanzler Granvella redete in's Geheim mit dem päpstlichen Legaten, dem Kardinal Farnese, von der Möglichkeit eines Krieges gegen die Protestanten; er zeigte, daß der Papst dabei sehr thätig werde mitwirken müssen, weil der Kaiser erschöpft und die katholischen Fürsten muthlos

sehen; und der Kardinal, in der Freude über des Kaisers ernstlichen Entschluß, gab die besten Versprechungen.

Es ist hier ein Wendepunkt in Karls V. Leben. Indem er den Entschluß faßte, was er so lange in Milde und Frieden, durch die Kraft der versöhnenden Rede, versucht hatte, nun durch die Schärfe der Waffen zu entscheiden, gerieth er in den großen Irrthum, es könne eine gewaltige Regung der Geister durch das Schwerdt gehemmt werden. Von diesem Augenblicke an überwältigte ihn die ungeheure Zeit, die er bis dahin zu lenken schien; er vermogte sie nicht mehr zu fassen. Sein alternder Geist wurde immer düsterer und verschlossener gegen das junge Leben, und im Unmuthe griff er, wovon ihn noch immer eine warnende Stimme zurückgehalten hatte, zu der Gewalt. Mit den Waffen glaubte er den Knoten, den er nicht zu lösen vermogte, zerhauen zu können. Dieser Irrthum macht Kaiser Karls letzte Lebensjahre einem Trauerspiele gleich, in welchem ein edler Geist dem Gewichte der zu großen Aufgabe erliegt, welche ihm das Schicksal gestellt hat. Zwar gehören die nächsten Jahre, durch rasches, äußeres Gelingen, zu den glänzendsten seines Lebens; allein gerade in diesem Gelingen verlor sein Geist das rechte Maaß seines Standpunktes, welches er bis dahin bewahrt hatte, und deshalb traf ihn das Geschick bald mit eherner Hand, und zertrümmerte seine mühsam zusammengefügten Plane. Ihm blieb nichts, als sich mit letzter, zusammengenommener Kraft aus dem Strudel zu reißen, und, indem er allen Schimmer irdischer Größe von sich warf, die Selbstständigkeit seines Geistes zu retten. Durch diesen letzten Entschluß hat der Kaiser Karl als Mensch seine Würde bewahrt und die Stimme der Nachwelt versöhnt.

Luthers Tod. 18. Februar 1546. — Vor dem Beginn des traurigen Kampfes starb Luther, der Urheber der ganzen großen Bewegung. Er hatte mit aller Kraft von der Einmischung äuße-

rer Gewalt in das, was allein im Innern seine Stätte haben soll, abgemahnt; er, der heftige Mann, war, so lang er lebte, der Erhalter des Friedens. Wiederholt hatte er den Fürsten gesagt, daß seine Sache ihren Waffen fremd sey, und mit Betrübniß sah er daher in den letzten Jahren die steigende weltliche Richtung und die feindselige Spannung, und weissagte nichts Gutes; das Schicksal ließ ihn jedoch den Ausbruch des unseligen Zwistes nicht erleben. Als er im Anfange des Jahres 1546, eine Streitigkeit unter den Grafen von Mansfeld zu schlichten, nach Eisleben gereiset war, starb er daselbst den 18. Februar. Sein Leichnam wurde in feierlichem Zuge nach Wittenberg geführt und in der Gruft der Schloßkirche beigesetzt.

---

12. Vorbereitungen zum Kriege.

Schon während des Reichstages zu Regensburg 1546, wo die Protestanten zum letztenmahl „um einen beständigen Frieden, um gleichmäßige Rechte für die evangelischen und katholischen Stände, und um ein gerechtes Concilium teutscher Nation“ anhielten, hatte der Kaiser Truppen werben und sein Bündniß mit dem Papste abschließen lassen. Gegen den Churfürsten Hermann von Köln war von ihm, so wie von dem Papste, der äußerste Beschluß gefaßt worden; derselbe wurde förmlich seines Churfürstenthums entsetzt. Alles dieses erschreckte die schmalkaldischen Bundesgenossen; sie ließen den Kaiser nach der Absicht seiner Rüstungen fragen; er antwortete kurz: „Alle diejenigen, welche ihm gehorsam wären, würden, wie bisher, einen gnädigen, väterlichen und guten Willen an ihm befinden; diejenigen aber, welche ihm zuwiderhandelten, könnten erwarten, daß er sich gegen sie nach gebührendem Ernste bezeigen werde.“ Und bald nachher, als der Bote mit dem

Bündnisse des Papstes zurück war, ließ er den 25. Juni öffentlich erklären: »Da nun bisher auf so vielen Reichstagen nichts fruchtbarliches zu Stande gekommen, so möchten die Herren nur in Geduld erwarten, wessen er sich auf die Artikel der Religion, Friedens und Rechtens, entschließen werde.«

Diese Erklärung kündigte unverholen die Absicht des Kaisers zu dem Gebrauche der Gewalt an, und die Glieder des schmalkaldischen Bundes rüsteten sich in Eile zur Gegenwehr. Aber die zu große Verschiedenheit der beiden Häupter desselben ließ keinen glänzenden Erfolg erwarten.

Der Churfürst von Sachsen, der mit ganzer Seele an seinem Glauben hing und außer demselben von wenig Dingen bewegt wurde, faßte die Berechnungen der Politik für seinen Bund gar nicht, sondern stützte sich einzig auf seine Zuversicht: »Daß Gott sein Evangelium nicht verlassen werde.« Er hatte schon früher ein Bündniß mit den Königen von England und Frankreich verschmäht, weil ihm beide zur Vertheidigung der Lehre, die er für die reine hielt, unwürdig schienen, ja, selbst mit den Schweizern glaubte er sich nicht verbinden zu dürfen, weil sie in der Lehre vom Abendmahl von seinem Glauben abwichen In der Verschränktheit seines Sinnes ahndete er auch die schon lange fortgesponnenen Plane des Kaisers nicht, und die Innigkeit seines Gemüthes erhielt vielmehr in ihm, bis zu dem letzten Augenblicke, eine ächt teutsche, löbliche Ehrfurcht vor dem alten, heiligen Kaisernamen.

Philipp von Hessen entbehrte der Anhänglichkeit und des Eifers für seinen Glauben gleichfalls nicht; allein es waren außer diesen noch viele andere Regungen in seiner Seele und ihre ganze Richtung ging mehr nach Außen. Es trieb ihn von früh auf ein brennender Ehrgeiz, und hätte nicht das ganze Verhältniß der Zeit ihn immer schärfer vom Kaiser geschieden, so möchte er wohl einen glänzenden Platz unter dessen Freunden und Heerführern einnehmen. Nun aber, da ihn das Schicksal an die Spitze der Gegenparthei gebracht hatte, bedachte Philipp mit

kühnem Geiste alle Mittel gegen den Kaiser und besaß darin einen hellen Blick, welcher den des sächsischen Churfürsten bei weitem übertraf. Er hätte schon oft, im günstigen Augenblicke, gar gern die Waffen ergriffen, um sich und seinen Glaubensgenossen die Rechte zu erstreiten, welche ihnen immer nur auf beschränkte Zeit, aus kaiserlicher Gnade, bewilligt wurden; auch wissen wir, wie er schon zweimahl, für Ulrich von Würtenberg und gegen den Herzog von Braunschweig, kühn das Wagestück unternommen hatte; allein zu größeren Dingen stand ihm immer die Scheu des Churfürsten vor der Verletzung des Gesetzes im Wege, und nur die gemeinschaftliche Gefahr hielt die so verschiedenartigen, fast widerstrebenden Gemüther zusammen. In dem Augenblicke der Entscheidung indeß mußte die Ungleichheit der Gesinnung nothwendig Verwirrung erzeugen.

Dieses war die schwache Seite des schmalkaldischen Bundes; sonst hätte seine Macht, unter guter und einiger Führung, vollkommen hingereicht, sich in gerechter Selbstvertheidigung gegen den Kaiser zu behaupten. Und in diesem Falle war die Weise und die Gesinnung des sächsischen Churfürsten sehr löblich. Ohne die Einmischung fremder Herrscher, welche den Teutschen immer verderblich gewesen ist; mit Ehrfurcht vor der kaiserlichen Majestät, so lange diese selbst in den Schranken des Rechts blieb; ohne die unedle Hülfe listiger Staatsklugheit, welche die Wahrheit nur insofern ehrt, als sie mit dem Vortheil zusammenstimmt; gerade und offen, hätte die ganze protestantische Parthei für ihre Glaubensfreiheit die Waffen mit Erfolg führen können. Allein, wie im Innern des schmalkaldischen Bundes, so fehlte ihr im Ganzen die Einheit. Mehrere ihrer bedeutendern Fürsten hatten sich dem Bunde nicht angeschlossen, und vermehrten sogar die Macht des Kaisers. Der junge Herzog Moritz von Sachsen, obwohl selbst Protestant und Vetter des Churfürsten, so wie Eidam des Landgrafen Philipp, war in heimlichem Einverständniß mit Kaiser Karl; und der Markgraf Albrecht von Brandenburg trat offenbar in

seine Dienste. Der Herzog Moritz gehörte zu den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit. Jung, rasch und kühn, besaß er doch schon den Scharfblick des reiferen Alters in Ueberschauung der Verhältnisse und im Bilden seiner Entwürfe. Auch sein Aeußeres zeigte den vollendeten Mann; die Augen waren flammend nnd durchdringend, und in seinem braunen Gesichte alle Züge des Helden. Selbst der Kaiser Karl, der die Teutschen seinen Südländern nachstellte und wenige unter ihnen besonders achtete, lernte den Herzog früh kennen, und das Große in seiner Natur schnell ausfindend, hielt er ihn vor Allen werth. Allein dieses fehlte dem Herzog Moritz, wie es Karln selbst fehlte, daß die Richtung ihres Geistes nicht eben so sehr in die Tiefe ging, als ihr Blick die Verhältnisse der Welt klar und scharf überschaute. Die innere, stille Frömmigkeit und Liebe des Gemüthes, die heilige Ehrfurcht vor der Wahrheit und dem Rechte, welche alles Irdische den ewigen Ideen nachsetzt, und jenes nur zu beherrschen sucht, um es nach diesen zu bilden, — diese erhabenste Größe der Seele war nicht in Karl und Moritz. Die Klugheit beherrschte das Herz und Klarheit galt ihnen mehr als Liebe. Daher haben sich wenige ihres vollen Vertrauens zu rühmen gehabt, und ihre Verschlossenheit macht sehr viele ihrer Handlungen zu einem Räthsel für die Geschichte. So ist es nicht mit dem Leben der erhabensten Helden der Menschheit; ihr Leben liegt wie ein großes, helles Gemählde vor unsern Augen ausgebreitet.

An weitschauendem Verstande übersah Moritz seinen Vetter, den Churfürsten, sehr weit; seinem Scharfblick entging es nicht, daß dieser in dem Kampfe gegen die großartige Klugheit des Kaisers nicht bestehen werde, und nun faßte er den Gedanken sich selbst zum Haupte des sächsischen Hauses zu machen. Er mag sich vor sich selbst damit entschuldigt haben, daß nur dieser Weg übrig sey, dasselbe zu retten; aber seine Gerechtigkeit und Wahrheit kamen dabei auf harte Proben.

Zu dem schmalkaldischen Bunde gesellte er sich

nicht; er wollte sich so lange an den Kaiser anschließen, bis er sein Ziel erreicht habe und es Zeit sey, seinen Weg auch von diesem unabhängig zu gehen. Als der Bund rüstete, rieth er davon ab, und als man ihn zur Theilnahme aufforderte, verweigerte er sie, und erklärte, daß er nur zum Schutze seiner Länder gerüstet seyn werde. In's Geheim war er aber schon mit dem Kaiser einverstanden; wie eng, und auf welche Bedingungen, ist nicht erwiesen; leider aber ist wahrscheinlich, daß die Aussicht auf das Churfürstenthum ihm schon als Lohn vorgehalten war. Welch innerer Kampf mußte daher in seiner Seele seyn, als ihm der Churfürst, bei dem Auszuge gegen den Kaiser, sein Land selbst anvertraute, um es ihm zu schützen und dereinst treu zurückzuliefern! — Aber kein äußeres Zeichen that den innern Kampf kund, — und die Klugheit besiegte die Wahrheit; um sich nicht zu verrathen, nahm er die Obhut des churfürstlichen Landes an.

Der Kaiser gab sich alle Mühe, den bevorstehenden Krieg nicht als eigentlichen Religionskrieg gelten zu lassen. In einem Schreiben an die oberteutschen, protestantischen Städte, Straßburg, Nürnberg, Augsburg und Ulm, welches er noch von Regensburg aus erließ, versicherte er theuer: „Daß sich die Rüstung kaiserlicher Majestät keinesweges erhebe, um Religion und Freiheit zu unterdrücken, sondern nur um einige widerspänstige Fürsten zum Gehorsam zu bringen, welche unter dem Deckmantel der Religion andere Glieder des heiligen Reiches unter sich zu bringen trachteten, und Gericht und Ordnung, so wie die kaiserliche Hoheit, nicht mehr achteten.“ Allein der gerade, freie Sinn der teutschen Bürger fühlte wohl, daß ein Theil dieser Erklärung nur Worte war, und welche Gefahr, nach Niederwerfung der Fürsten, ihnen selbst drohe; sie hielten fest an ihrem Bunde mit den evangelischen Ständen. Auch machte bald ein unerwartetes Ereigniß alle Bemühungen Karls in dieser Hinsicht vergeblich. Kaum hatte er nemlich das Bündniß mit dem Papste abgeschlossen, welches durch seinen Inhalt seine Erklärung ge-

gen die oberteutschen Städte geradezu Lügen strafte, so machte es der Papst öffentlich bekannt, und erließ eine Bulle nach Teutschland, in welcher er des Kaisers Krieg als eine heilige Unternehmung darstellte. „Der Weingarten des Herrn, heißt, es darin, müsse nun durch Feuer und Schwerdt von dem Unkraute gesäubert werden, welches von den Ketzern durch Teutschland gesäet sey.“ — Vermöge des Bündnisses selbst versprach der Papst eine Hülfe von 12,000 Mann italienisches Fußvolk und 500 Mann leichter Reuterei, welche er sechs Monate auf seine Kosten erhalten wollte. Außerdem gab er 200,000 Kronen zum Kriege, und erlaubte dem Kaiser, den halben Ertrag aller spanischen Kirchengüter auf das laufende Jahr zu beziehen. Dagegen versprach Karl: „Die Widerspänstigen in Teutschland mit Kriegsgewalt zur alten Religion und zum Gehorsam gegen den römischen Stuhl zu bringen, und ohne Bewilligung des heiligen Vaters keine Uebereinkunft, welche der römischen Kirche irgend nachtheilig seyn könnte, mit denen zu treffen, die in dem neuen Mißglauben wären.“

Durch diese Bekanntmachung mußte der Krieg wohl, gegen Karls Absicht, als Religionskrieg erscheinen, und so wünschte es der Papst. In den protestantischen Ländern aber regte sich nun eine unbeschreibliche Erbitterung. Hätten die Führer solche Stimmung zur Aufregung der ganzen Volkskraft zu benutzen und sie zu leiten gewußt, der Kaiser würde mit seinen Spaniern und Italienern nicht widerstanden haben. Denn die übrigen teutschen Fürsten, selbst die katholischen, hielten sich meistens ruhig; sie selbst fürchteten, nach Unterdrückung der Protestanten, die Alleingewalt des Kaisers in Teutschland.

13. Der schmalkaldische Krieg.

1546 und 47.

Die Macht der oberländischen Städte erschien zuerst im Felde; ein ausgesuchter Haufen, unter einem trefflichen Hauptmanne. Dieser war Sebastian Schärtlin von Burtenbach, im Augsburger Gebiete, ein ritterlicher, kühner, in allen Kriegssachen erfahrener Mann, dessen Rath immer den rechten Fleck traf und nie auf das Halbe, sondern auf die Vernichtung des Feindes ging. Er war schon gegen Türken und Franzosen zu Felde gezogen, und mit in der Schlacht bei Pavia, so wie bei dem Sturme auf Rom unter Bourbon gewesen. Zu ihm gesellte sich auch der Haufen des Herzogs Ulrich von Würtemberg unter dem tapfern Hans von Heydeck. Schärtlin faßte sogleich den Kriegsplan dahin ab, die sich bildende Kriegsmacht des Kaisers im Entstehen zu vernichten; denn Karl, der noch immer in Regensburg saß, hatte höchstens 8 bis 10,000 Mann bei sich, und wartete der Haufen, die in Teutschland geworben wurden, und die aus Italien und den Niederlanden heranzogen. Zuerst rückte Schärtlin gegen einen großen Werbeplatz des Kaisers in Schwaben, das Städtchen Fuessen am Lech. Aber die Haufen zogen sich bei seiner Annäherung in Baiern hinab, und als er sie rasch verfolgen wollte, kam eben ein Bote von dem Rathe der Stadt Augsburg, deren besonderer Dienstmann er war, mit dem Befehle, den friedlichen Boden des Herzogs von Baiern nicht zu betreten. Das bairische Haus hatte gedroht, sich zu dem Kaiser zu schlagen, wenn sein Gebiet verletzt werde; allein, wenn es völlig partheilos dastehen wollte, so hätte es auch den Schaaren des Kaisers den Durchzug nicht gestatten dürfen. — Mit Bekümmerniß stand Schärtlin am Lech, ohne ihn überschreiten zu dürfen; denn er hatte noch Größeres im Sinne gehabt: nachdem er die kaiserlichen Haufen rasch auseinander getrieben, wollte er auf Regensburg selbst ziehen. Die dort ver-

sammelte Kriegsmacht war noch so gering, daß der Kaiser wahrscheinlich die Flucht ergreifen mußte, und dann war Oberteutschland für ihn verloren. — Schärtlin schrieb, »daß gewiß einst Hannibal nicht mit betrübterem Herzen von Italien abgezogen sey, als er zu dieser Stunde vom Baierlande.«

Aber schnell sich fassend, beschloß er nun, die päpstlichen Haufen nicht nach Teutschland zu lassen. Nie war ein so wohlgerüstetes Heer in Italien aufgestellt worden; tapfere Schaaren, unter versuchten Hauptleuten, und von Eifer gegen die Protestanten erfüllt. Ihr Weg ging durch Tyrol; Schärtlin wollte ihnen denselben versperren, rückte mit Eilzügen gegen die Ehrenberger Klause, und nahm diesen wichtigen Paß durch Ueberrumpelung ein. Dann zog er gegen Inspruck, und hätte sicher seinen Zweck erreicht, alle Pässe zu besetzen, wenn nicht ein neuer Befehl von den Bundeshäuptern angekommen wäre, Tyrol wieder zu räumen, weil der König Ferdinand, dem das Land gehörte, noch nicht den Krieg gegen den schmalkaldischen Bund erklärt habe. — So zeigte sich gleich Anfangs die Halbheit und Zaghaftigkeit der Bundesgenossen in solchem Grade, daß der schärfer Sehende ihren Sachen kein Glück weissagen konnte. Denn die thörigtste Unentschlossenheit ist es, wenn einmahl der Krieg unvermeidlich ist, dessen zu schonen, der, wenn auch noch nicht als erklärter, doch als ganz gewisser Feind dasteht. — Schärtlin mußte indeß dem Befehle gehorchen, und die schönste Zeit, etwas ausrichten, verstreichen lassen.

Unterdeß waren das sächsische und hessische Heer auch gerüstet und nahmen ihren Weg nach Oberteutschland. Die beiden Bundeshäupter erließen am 4. Juli eine Schrift an den Kaiser, des Inhalts: »Sie wüßten sich keines Ungehorsams schuldig, weshalb der Kaiser sie überziehen wolle. Wenn sie aber auch ein Vergehen auf sich hätten, so sey es doch vorher billig, sie selbst zu hören; und wenn dieses geschähe, so würde man offenbar sehen, der Kaiser unternehme den Krieg auf Anstiften des Papstes, um die Lehre des

Evangelii, und die Freiheit des teutschen Reiches zu unterdrücken.« — Dieses letztere ist die schwere Beschuldigung, welche die Gegner jetzt zum erstenmahl auf den Kaiser warfen, und die begierig aufgefaßt und in alle Welt ausgebreitet wurde. Durch dieses Eine Wort, wenn es geglaubt wurde, mußte selbst der Religionseifer der Katholiken überwältigt werden, daß sie dem Kaiser kaum den Sieg über die Gegner wünschen durften. Und dieser schien sogleich durch eine rasche That die Beschuldigung zu bestätigen, welche ihm eben gemacht war. Als ihm das Schreiben der Bundesobersten gebracht wurde, nahm er es nicht einmahl in die Hand, sondern beantwortete es auf der Stelle durch eine Achtserklärung der beiden Fürsten von Sachsen und Hessen. Er wirft ihnen darin jeglichen Ungehorsam gegen das kaiserliche Wort und die Absicht vor, „ihm Krone und Scepter und alle Gewalt zu nehmen und an sich zu bringen und am Ende jedermann unter ihre Tyrannei zu zwingen.“ Er nennt sie Rebellen, Meineidige und Hochverräther. So hart ist hinwiederum sein Wort gegen das ihrige, und so ist es die Art der tiefbewegten Zeitalter, daß in der Hitze des Streites bald ein jeglicher mit allen Waffen, auch denen der Worte, dem Gegner das Feld abzugewinnen sucht; denn nicht zu berechnen ist in solcher Zeit die Gewalt der öffentlichen Meinung für den, der sie festzuhalten weiß. Der Kaiser hatte in diesem letzten Schritte die alten Rechte des Reiches verletzt, nach welchem es nicht ihm allein, ohne ein Fürstengericht, zukam, die Acht gegen einen Reichsstand zu erklären. Aber dennoch ist die, so oft gegen ihn wiederholte, Beschuldigung zu hart, als habe er im Sinne gehabt, die ganze teutsche Verfassung über den Haufen zu stoßen und sich zum alleinigen Herrn zu machen. Daß Kaiser Karl V. zu den Gemüthern zu rechnen sey, welche nach der höchsten Stufe des Ruhmes und der Macht streben, und denen manches althergebrachte Recht weichen muß, weil es ihren neuen Bildungen im Wege steht, — daran kann die Geschichte nicht zweifeln. Es mag daher auch niemand bestimmen, wie weit der Kaiser in Teutschland gegan-

gen seyn würde, wenn ihm die Umstände so günstig gewesen wären, als sie ihm nun zuwider waren; denn den hochstrebenden Geistern, die nicht aus innerm, angebornen Maaße sich selbst eine Schranke setzen, ist die Gunst der Gelegenheit das einzige Maaß der Begehrens. Sie unternehmen, was ihnen ausführbar scheint; aber auch nur dieses. Das Unmögliche hütete sich Kaiser Karl wohl zu beginnen. Er beherrschte einen so großen Kreis der Staaten und hatte so mächtige Gegner in Europa, daß er kaum hoffen durfte, auf Teutschland so anhaltende und alleinige Sorge wenden zu können, wie die Durchführung der Alleinherrschaft forderte. Sein Scharfblick zeigte ihm genugsam, daß er etwas Unmögliches unternehmen würde, und darum versuchte der kluge Mann das Vergebliche nicht. Insofern zeigt er sich jedoch als den stolzen, einen halben Welttheil beherrschenden Kaiser, daß er in einzelnen Dingen, wenn es auf die rasche That ankam, sich nicht an die Form des Rechtes band; und so liegt die Verletzung der Reichsfreiheit in seiner Gesinnung, aber nicht in seinem Plane.

Uebrigens trat er in diesem Anfange des schmalkaldischen Krieges in der vollen Ueberlegenheit seines Geistes und in ächter Heldengröße auf. Obgleich nur mit wenigen Kriegern umgeben, und von einem Heere von 70 bis 80,000 Mann, dem glänzendsten, welches Teutschland seit langem gesehen hatte, bedroht, antwortete er zuerst ruhig mit der Achtserklärung, und begab sich dann mit seinem kleinen Heere von Regensburg nach Landshut, um den heranziehenden Schaaren aus Italien näher zu seyn. Damit aber darüber bei den Seinigen keine Furcht entstehen möchte, erklärte er sogleich, daß er nicht von dem teutschen Boden weichen, sondern lebend oder todt dort ausharren werde. Er hatte die beste Schutzwehr in dem uneinigen Geiste, welcher im dem Lager der Bundesgenossen herrschte. Zu den beiden, schwer zusammenstimmenden, Führern war nun noch Schärtlin mit dem städtischen Heere gekommen. Schon mit dem Churfürsten, welcher ihn oft in raschen Unternehmungen aufhielt, theilte der Landgraf Philipp ungern den Oberbefehl; nun erschien

noch als dritter ein Krieger, der größere Erfahrenheit besaß, als sie beide, und auf den alle mit Bewundrung blickten; und es war zu fürchten, daß er den besten Ruhm aus diesem Kriege davon tragen werde. Auch scheint es fast, als habe die alte Eifersucht zwischen Fürsten und Städten selbst hier das völlige Einverständniß getrübt. Gewiß ist, daß der Mangel desselben die Hauptursache des Mißlingens war.

Als das Heer vereinigt war, rieth Schärtlin, auch jetzt noch den Kaiser in Landshut zu überfallen und zu umzingeln; aber man konnte nicht einig darüber werden, und die kostbare Zeit wurde wiederum versäumt. Der Kaiser dagegen benutzte sie trefflich; er zog alle spanischen und italienischen Hülfsvölker, und die in Teutschland geworben waren, an sich, und als er sich stark genug hielt, rückte er die Donau hinauf nach Ingolstadt. Hier fing er an, ein starkes verschanztes Lager zu errichten; denn im offenen Felde zu schlagen, wagte er noch nicht, bis der Graf von Büren, der mit einem bedeutenden Heereshaufen aus den Niederlanden kam, zu ihm gestoßen sey. Die Bundesverwandten waren ihm nach Ingolstadt gefolgt, und da entschlossen sie sich endlich, sein Lager, welches noch nicht ganz vollendet war, zu beschießen, ob der Kaiser etwa zu einer Schlacht herausgelockt werden möge. Am letzten des Augustmonats, mit Anbruch des Tages, rückten sie heran; sie bildeten die Gestalt eines halben Mondes, und besetzten die Anhöhen umher mit ihrem Geschütz. In den Schaaren war Muth und Kampflust; und ein kühner Sturm im entscheidenden Augenblicke rasch ausgeführt, hätte leicht den Verbündeten einen vollständigen Sieg gewinnen können. Denn noch war ihnen der Kaiser an Kräften bei weitem nicht gleich, und sein Lager umgab erst ein einfacher Graben. Der Gedanke eines solchen Sturmes blieb den Bundesgenossen auch nicht fremd; nach einigen Nachrichten faßte ihn der Landgraf Philipp, nach andern aber Schärtlin in dem Augenblicke, als das Feuer seiner zwölf großen Feldschlangen die spanischen Hacken-

schützen wieder in das kaiserliche Lager zurückgetrieben hatte, aus welchem sie hervorbrechen wollten. Allein Unentschlossenheit und Uneinigkeit der Anführer vereitelten auch diesesmahl die rasche Entscheidung. Der Kaiser, der mit großer Kaltblütigkeit den Seinigen Muth einredete und keine Gefahr scheute, gewann Zeit, die Verschanzungen zu vollenden, und nun konnte er ruhig zusehen, wie die Verbündeten sich an seinem Lager müde schossen. Schartlin konnte, wie er selbst erzählt, von der Zeit an kein Herz mehr zu diesem Kriege fassen, „denn er sehe keinen Ernst zu einem rechtschaffenen Kriege."

Fünf Tage lang beschossen die Fürsten das kaiserliche Lager, ohne etwas Bedeutendes auszurichten; und als sie hörten, der Oberste von Büren sey mit der Hülfe aus den Niederlanden bereits über den Rhein gegangen, brachen sie plötzlich mit ihrem Lager auf, ihm entgegen. Der Kaiser traute seinen Augen kaum, als er das große Heer so unverrichteter Sache abziehen sah, und ritt selbst mit dem Herzog von Alba aus dem Lager, um den Abzug zu beobachten.

Die Vereinigung des Grafen von Büren mit dem Kaiser konnten die Verbündeten dennoch nicht hindern, und dieser, so ansehnlich verstärkt, fing nun an, vorzurücken, einen Ort nach dem andern an der Donau wegzunehmen und sich so zum Herrn des Flusses zu machen. Als darauf auch Augsburg von ihm bedroht wurde, riefen die Bürger ihren Obersten Schärtlin von dem Bundesheere zum Schutze ihrer Stadt zurück.

Der Winter kam heran; es fehlte an Vorräthen und an Gelde; in dem verbündeten Heere zeigte sich Mißmuth und Zaghaftigkeit, weil die Heerführer kein Vertrauen einzuflößen wußten; die schwäbischen Bundesgenossen waren am verdrossensten, weil die ganze Last des Krieges auf ihnen ruhte und die Heere nun schon sechs Wochen unthätig gegen einander lagen. Da schickten die Fürsten ein Schreiben in des Kaisers Lager, und versuchten, wegen des Friedens oder doch eines Anstandes zu unterhandeln. Dadurch

aber thaten sie ihre Schwäche ganz laut und offenbar kund und gaben sich auch ohne Schlacht besiegt. Voller Freude ließ der Kaiser das Schreiben vor der ganzen Schlachtordnung ablesen, und statt aller weiteren Antwort mußte der Markgraf von Brandenburg den Fürsten kund thun: „Er wisse keinen Weg, den Frieden einzuleiten, als wenn der Churfürst und der Landgraf sich selbst und alle ihre Anhänger, ihr ganzes Heer und Land und Unterthanen der Gnade und Ungnade des Kaisers hingäben.“

Nach solchem Bescheide brachen die Bundesfürsten in den letzten Tagen des Novembers von Giengen auf und zogen in ihre Länder zurück.

Der Herzog Moritz und der Churfürst. — Den Churfürsten von Sachsen rief auch die Botschaft dringend in sein Land, daß der Herzog Moritz dasselbe, bis auf wenige Oerter, eingenommen habe. Der Kaiser nemlich hatte seinem Bruder Ferdinand, als Könige von Böhmen, aufgetragen, gemeinschaftlich mit dem Herzog Moritz die Acht gegen den Churfürsten zu vollziehen; und die Lage der Dinge war so, daß, wenn Moritz nicht Theil nahm und die churfürstlichen Länder nicht selbst besetzte, diese auf immer verloren schienen. So wenigstens stellte es Moritz dar, als er die Stände seines Landes zusammenrief, um ihre Einwilligung zu diesem Unternehmen zu erhalten; denn ohne sie durfte er so wichtigen Handel nicht anfangen. Er bot alle Kunst der Rede auf, einen Schein des Rechtes auf sein Betragen und seine Wünsche zu werfen. Am meisten entschied aber der plötzliche Einfall von Ferdinands leichten, ungarischen Reutern, die von Böhmen hereinbrachen; vor diesen wilden Horden ging ein furchtbarer Schrecken her, und es schien eine Wohlthat, Moritzens sächsischen Kriegern sich zu ergeben; bald war das ganze Churfürstenthum, bis auf Wittenberg, Eisenach und Gotha, in des Herzogs Händen. — Aber die Stimme des Volkes in diesen Ländern verdammte sein Beginnen dennoch; es erschien ihnen

als ein Verrath an dem evangelischen Glauben, und von den Kanzeln, so wie in Schriften, wurde dasselbe sehr hart gescholten.

Jetzt kehrte auch der Churfürst voll bitteres Unmuthes zurück; es war im December 1546. Es gelang ihm, sein Land bald wieder zu erobern und von des Herzogs Lande auch einen Theil einzunehmen, nachdem er den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, der seinem Freunde Moritz vom Kaiser zu Hülfe geschickt war, in Rochlitz überfallen und gefangen genommen hatte. Von Böhmen aus konnte Moritz auch keine Hülfe erhalten, denn die böhmischen Stände weigerten sich, gegen ihre sächsischen Glaubensbrüder zu Felde zu ziehen, und der König Ferdinand fing selbst an, um dieses sein Land besorgt zu seyn; schon war es fast zum offenbaren Aufstande gediehen. So kam es dahin, daß der Herzog Moritz von seinem eigenen Lande nur noch die Städte Dresden, Pirna, Zwickau und Leipzig übrig hatte und seine einzige Hoffnung auf den Kaiser Karl setzen mußte.

Der Kaiser straft die oberländischen Städte. — Karl war unterdeß beschäfftigt, die protestantischen Städte in Südteutschland zu unterwerfen. Es war kein leichtes Unternehmen, denn diese Städte waren nach der damahligen Weise sehr fest und konnten lange widerstehen, und indeß konnten sich die Fürsten in Nordteutschland zu dem neuen Feldzuge rüsten. Allein es war, als wenn Muth und Besonnenheit auf einmahl von Allen gewichen sey; wohin der Kaiser kam, unterwarfen sich ihm die Städte. Bopfingen, Nördlingen, Dünkelsbühl und Rothenburg öffneten ihm ohne Schwerdtstreich ihre Thore; das mächtige Ulm sandte Boten, welche knieend, auf freiem Felde, in spanischer Sprache, (dieses wurde ihnen mit Recht von den Bundesgenossen sehr übel gedeutet), um Gnade flehten, und zahlte 100,000 Goldgulden als Buße. Frankfurt zahlte 80,000, Memmingen 50,000, die kleineren nach Verhältniß, und nun kam die Reihe an Augs-

burg. Der tapfere Schärtlin entwarf mit Freudigkeit den Plan zu ihrer Vertheidigung. Die Stadt hatte die schönsten Mauern, zweihundert Stück Geschütz, und eine große, streitbare Bürgerschaft; wenn sie standhaft blieb, so konnte dem ganzen Bunde von Neuem der Muth erweckt werden. Aber die Reichen in der Stadt wollten die Gefahr nicht in der Nähe sehen; einer derselben, Anton Fugger, schlich sich zum Kaiser in's Lager und brachte als Bedingung zurück, daß die Stadt 150,000 Goldgulden zahlen, spanische Besatzung einnehmen und den braven Schärtlin verbannen sollte. Dieser bot noch einmahl die Kraft seiner Rede auf, den Muth in ihnen zu erwecken, und berief sich auf ihren Vertrag mit ihm, nach welchem sie ihn nicht wegschicken konnten. Aber sie flehten ihn mit Thränen an, doch nur zu gehen. Da ging er endlich voll Unwillens und begab sich nach der Schweiz; die Spanier besetzten die Stadt.

Außer den Städten hatten auch zwei Fürsten in Oberteutschland an dem Kriege Theil genommen, der Herzog Ulrich von Würtemberg und der Churfürst Friedrich von der Pfalz. Letzterer war jedoch nicht Glied des schmalkaldischen Bundes, und hatte nur, nach einem Erbvertrage mit dem würtemberger Herzoge, diesem 300 Reuter und 600 Fußknechte zu Hülfe gesendet; auch war er des Kaisers Jugendfreund, sie waren zusammen als Knaben in Brüssel erzogen; daher erhielt er leicht Verzeihung. Der Herzog Ulrich dagegen mußte, sammt seinen Räthen, knieend Abbitte thun, seine besten Festungen nebst allem Geschütze übergeben, und 300,000 Goldgulden bezahlen, nachdem er dem Kaiser in allen Dingen Gehorsam gelobt hatte.

So war der schmalkaldische Bund in Oberteutschland bald vernichtet und der Kaiser faßte den raschen Entschluß, sein Heer nicht in's Winterlager zu legen, sondern die Sachen auch in Nordteutschland ohne Aufenthalt zu Ende zu führen. In Eger warteten seiner der König Ferdinand und der Herzog Moritz, fast alle Vertriebene aus ihren Ländern; er traf am 5. April bei ihnen ein und sie feierten dort zusam-

men das Osterfest. Dann brachen sie sofort wieder auf, und schon am 22. April stand Karl in der Gegend von Meißen an der Elbe.

---

14. Die Schlacht bei Mühlberg.

(24. April 1547).

Der Churfürst hatte es lange gar nicht glauben können, daß Karl selbst gegen ihn im Anzuge sey; nun, da er ihn vor sich sah, brach er eilend die Brücke bei Meißen ab und führte sein Heer an dem rechten Elbufer hinab, um seine Hauptstadt Wittenberg zu erreichen. Hier konnte er alle Mittel zu einer langen und tapfern Gegenwehr finden. Dem Kaiser dagegen lag Alles daran, daß der Feind unterweges schon angegriffen würde, damit der Krieg ein schnelles Ende gewönne. Eilend zog er daher an dem andern Elbufer, den Churfürstlichen fast zur Seite, und suchte nach einer Furth, um durch den Fluß zu kommen. Der Churfürst hatte bei dem Städtchen Mühlberg Halt gemacht. Noch spät am Abend ritt der Kaiser selbst mit seinem Bruder und dem Herzog Moritz am Ufer hin und nirgend wollte sich ein bequemer Uebergang zeigen; denn die Elbe war hier 300 Schritte breit und das entgegengesetzte Ufer war höher als das diesseitige. Da führte der Herzog Alba einen jungen Bauern aus einem nahen Dorfe herbei, welcher ihnen eine Furth im Flusse zu zeigen versprach; die Sachsen hatten ihm zwei Pferde mit fortgeführt, aus Rache wollte er ihren Feinden diesen Dienst erzeigen. Moritz versprach ihm hundert Kronen und zwei andere Pferde.

Unter dem Schutze eines dicken Nebels suchten nun am andern Morgen einige tausend spanische Hakenschützen durch die Furth an's andere Ufer zu gelangen. Ein Haufen von ihnen schwamm, nach abgeworfenem Harnisch, den Säbel zwischen den Zähnen,

hinüber, eroberte einige Kähne und brachte sie zum Kaiser, sie wurden mit Schützen bemannt und diese feuerten nun auf die Sachsen am andern Ufer, während die Reuter durch die Furth setzten und jeder einen Fußknecht hinter sich mit hinüber nahm. Darnach folgte auch der Kaiser, dessen Pferd der wegweisende Bauer am Zügel führte, der König Ferdinand, der Herzog Moritz, und des Kaisers Feldherr, Herzog von Alba.

Es war ein Sonntagsmorgen. Der Churfürst wohnte dem Gottesdienste in Mühlberg bei, und als man ihm die Nachricht brachte, der Feind gehe über den Fluß, und bald, er sey schon ganz nahe, konnte er es noch immer nicht glauben, und wollte den Gottesdienst nicht unterbrechen. Endlich, nachdem er vollendet, hatte er nur noch eben Zeit, seinen eilig abziehenden Heere zu folgen. Er gab Befehl, daß das Fußvolk nur streben solle, Wittenberg zu erreichen, die Reuter aber, den Feind durch kleine Gefechte aufzuhalten; das Geschütz war schon nach Wittenberg vorausgeschickt. Die Kaiserlichen eilten den Sachsen eben so schnell nach, und ereilten sie auf der Lochauer Haide; und obgleich auch ihr Geschütz und selbst der größte Theil des Fußvolks noch zurück war, so gab der Kaiser, auf Alba's Rath, dennoch Befehl zum Angriff. Die spanischen und neapolitanischen Reuter drangen gewaltig ein; Herzog Moritz selbst focht unter den Vordersten; die sächsischen Reuter kamen in Verwirrung und stürzten sich auf ihr eigenes Fußvolk, welches in Eile am Saume eines Waldes in Schlachtordnung gestellt war. Der Churfürst befehligte von einem Wagen herab, weil sein schwerer Körper ihn am Reiten verhinderte; der Kaiser dagegen; dem man an diesem Tage die Kränklichkeit seines Körpers nicht ansah, ritt auf einem andalusischen Rosse in der rechten Hand die Lanze haltend, in weithin schimmerndem, vergoldetem Helme und Panzer, und das Kriegsfeuer aus seinem Auge strahlend. — Mit dem furchtbaren Kriegsgeschrei Hispania! Hispania! durchbrachen die Kaiserlichen auch das sächsische Fußvolk. Es floh nach allen

Seiten; Verwirrung und Schrecken überall! Durch die ganze Heide hin wurden die Fliehenden erschlagen und bedeckten eine lange Strecke von Koßdorf bis gen Falkenburg und Beiersdorf hin. Einer der Söhne des Churfürsten wurde von den Verfolgern ereilt; er vertheidigte sich tapfer, erschoß, durch zwei harte Hiebe vom Pferde sinkend, noch im Fallen einen Feind, und ward glücklich durch herbeisprengende, sächsische Reuter gerettet. Sein Vater aber entkam nicht. Er hatte einen schweren, frisischen Hengst bestiegen, wurde aber von den leichten Reutern eingeholt und indem er um sich schlug, von einem Ungar in die linke Backe gehauen. Das Blut rann über sein Gesicht, er wollte sich dennoch nicht ergeben; da drängte sich ein Ritter des Herzogs Moritz, Thilo von Trodt, durch die Ungarn, und rief ihn auf teutsch an, seines Lebens zu schonen. Diesem, »weil er ein Teutscher sey,« gab er sich gefangen, und zog, als Wahrzeichen dessen, zwei Ringe vom Finger, die er ihm reichte. Der Ritter brachte ihn zum Herzog von Alba, und dieser, auf sein wiederholtes Verlangen, zu dem Kaiser, der mitten in der Heide zu Pferde hielt. Johann Friedrich, wie er herankam, seufzte tief und sprach, die Augen gegen den Himmel gerichtet: »Herr Gott, erbarme dich meiner, nun bin ich hier!« Sein Anblick mußte die Umstehenden erschüttern; sein Gesicht blutete, sein Panzerhemd war mit Blut bedeckt. Er stieg mit Hülfe des Herzogs Alba vom Pferde, und wollte vor dem Kaiser auf seine Knie sinken, indem er den Blechhandschuh auszog, um zugleich, nach teutscher Sitte, die Rechte zu reichen. Aber der Kaiser litt beides nicht, und wandte sich finster zur Seite. Da fing der Churfürst an: »Großmächtigster, allergnädigster Kaiser!« — »So, bin ich nun euer gnädigster Kaiser?« fiel dieser ein, »so habt ihr mich lange nicht geheißen.« Der Churfürst fuhr fort: »Ich bin Euer kaiserlichen Majestät Gefangener, und bitte um fürstlichen Gewahrsam.« — »Wohl, ihr sollt gehalten werden, wie ihr verdient,« schloß der Kaiser. Dann wurde der Churfürst durch Alba mit dem Herzog Ernst von

Braunschweig Lüneburg, der gleichfalls gefangen war, in's Lager geführt.

So endigte dieser, für den Kaiser so glückliche Tag, von dem er selbst in Cäsars Weise schreibt: „Ich kam, ich sah, und Gott siegte.“

Nach einer Ruhe von zwei Tagen zog er nach Torgau, welches sich sofort ergab, und von da nach Wittenberg, der Hauptstadt des Landes. Sie war fest, mit guter Besatzung versehen, und die Bürgerschaft voller Muth; wenn sie sich hielt, so mußte Karl vielleicht Sachsen verlassen, ohne das Werk vollendet zu haben; denn zu einem langen Feldzuge war er nicht gerüstet. Da wandte er, in seiner Ungeduld, ein Mittel an, welches ihn von Neuem der Ueberschreitung des Rechtes und der Reichsverfassung anklagt. Er ließ durch einen Herold der Churfürstin und ihren Söhnen kund thun, daß er ihnen, wenn sie die Stadt nicht übergäben, das Haupt des gefangenen Vaters senden werde; und als dennoch eine abschlägige Antwort erfolgte, ließ er über den unglücklichen Fürsten durch ein Kriegsgericht das Todesurtheil sprechen. Das durfte er, wenn es gleich das gerechteste Urtheil gewesen wäre, nicht ohne einen teutschen Fürstentag. Wohl mag es ihm mit der Hinrichtung selbst nicht Ernst gewesen seyn, die nur ein Schreckmittel für die in der Stadt seyn sollte; allein die Verletzung des Rechtes lag in der Weise des Urtheils, und wenn es als Schreckmittel nicht würkte, so war von Karls strengem Sinne, der keinen Schritt zurück that, die Vollziehung desselben wohl zu fürchten.

Der Churfürst, der im Glücke sich schwach gezeigt, bewies jetzt den Heldenmuth einer starken Seele. Das Todesurtheil wurde ihm angekündigt, als er eben mit dem Herzog Ernst von Lüneburg am Schachbrett saß. Ruhig sprach er: „Ich kann nicht glauben, daß der Kaiser dermaßen mit mir handeln werde; ist es aber gänzlich also bei der kaiserlichen Majestät beschlossen, so begehre ich, man soll es mir fest zu wissen thun, damit ich, was meine Gemahlin und meine Kinder angeht, bestellen möge.“

Vom Herzog Moritz ist nicht bekannt, daß er in

dieser Sache sein Wort bei dem Kaiser verwendet habe; der Churfürst Joachim von Brandenburg dagegen kam sogleich in das kaiserliche Lager und bemühte sich aufs eifrigste, das Unglück durch einen Vergleich abzuwenden. Es gelang ihm auch, aber unter harten Bedingungen für Johann Friedrich. Dieser mußte für sich und seine Nachkommen auf die Churwürde und auf sein Land Verzicht leisten, welches beides an Herzog Moritz überging. Seine Festungen Wittenberg und Gotha wurden dem Kaiser ausgeliefert, und er selbst sollte dessen Gefangener bleiben, so lange es diesem gefallen würde; so daß er ihn sogar nach Spanien, unter die Obhut des Infanten Don Philipp schicken könnte. Den nöthigen Unterhalt für ihn und sein Haus sollte Moritz darreichen, und es wurden dazu die Einkünfte der Aemter Eisenach, Gotha, Weimar und Jena bestimmt. In einem Artikel des Vertrages sollte der abgesetzte Churfürst auch im Voraus versprechen, alles anzunehmen, was das Concilium zu Trient oder die kaiserliche Machtvollkommenheit wegen der Religion anordnen möchten; — allein dazu war er auf keine Weise zu bewegen; der Kaiser mußte hierin nachgeben, und selbst die Spanier fanden des Churfürsten Standhaftigkeit ruhmvoll.

Da es in Wittenberg bekannt wurde, daß die Stadt dem Kaiser übergeben werden, aber in der freien Uebung des Augsburger Religionsbekenntnisses bleiben sollte, entstand eine große Bewegung in derselben. Anfangs wollten die Bürger bis auf den letzten Mann sich vertheidigen, weil sie der Zusage der Religionsfreiheit nicht traueten; die Spanier hatten zu grausam im Lande umher gehauset; allein der Churfürst befahl ihnen, keinen Widerstand zu versuchen, der Kaiser werde treu und sicherlich sein Wort halten. Dann zog die sächsische Besatzung aus und vier kaiserliche Fähnlein besetzten die Stadt. Zwischen ihr und dem Lager wurde bald lebhaft verkehrt und das gegenseitige Mißtrauen schwand immer mehr. Zu ihrer Verwunderung sahen die Sachsen ihren abgesetzten Herrn, wie er in Herzog Alba's Zelte von vornehmen Spaniern bedient und mit Ehrfurcht behandelt wurde.

Die Churfürstin selbst erschien in Trauerkleidern mit ihren Kindern vor dem Kaiser, geführt von den Söhnen des römischen Königs, und that einen Fußfall; der Kaiser hob sie sehr freundlich auf, tröstete sie wegen ihres Unglücks, und erlaubte, daß der Churfürst acht Tage auf dem Schlosse zu Wittenberg bei den Seinigen zubringen durfte. Ja, er selbst begab sich in die Stadt und erwiderte den Besuch der Churfürstin. Der Eindruck seines großen und starken, jetzt besänftigten Gemüthes tilgte den Widerwillen, den man in diesen Landen gegen ihn gefaßt hatte, zum guten Theile aus, so wie er selbst hinwiederum ein günstigeres Urtheil über Norddeutschland gewann, als die eifrigen Gegner der neuen Lehre ihm mochten gegeben haben. „Es ist doch alles ganz anders im evangelischen Lande, und unter evangelischen Leuten, als ich mir gedacht habe," — äußerte er in diesen Tagen. Und als er hörte, daß während seiner Anwesenheit der lutherische Gottesdienst eingestellt sey, rief er aus: „Wer richtet uns das an? Ist in unserm Namen hier der Dienst Gottes unterlassen, so gereicht uns dieses nicht zum Gefallen! Haben wir in den hochdeutschen Landen doch nichts gewandelt in der Religion, wie sollten wir es hier thun?" — Er besuchte auch die Schloßkirche und sah hier Luthers Grab. Einige Umstehende, — man nennt den Herzog von Alba, — riethen ihm, „den Ketzer ausgraben und verbrennen zu lassen;" aber Karl erwiderte: „Laßt ihn ruhen, er wird seinen Richter schon gefunden haben; ich führe Krieg mit den Lebenden und nicht mit den Todten."

Der innere Sinn des Kaisers war frei genug, um sich über der leidenschaftlichen Bewegung der Zeit zu halten. Wenn nur nicht die Rücksichten der Staatsklugheit oft die strenge Wahrheit bei ihm verdunkelt hätten! Denn wie stimmte diese Schonung der protestantischen Parthei mit dem Bündnisse zusammen, welches er mit dem Papste geschlossen hatte?

Der neue Churfürst Moritz bewies sich gleichfalls sehr freundlich gegen die Wittenberger: „Ihr seyd eurem Fürsten, meinem Vetter, so treu gewesen, das

will ich euch ewig in Gutem gedenken,« — sprach er im Weggehen zu den Vorstehern der Stadt.

---

15. Der Kaiser und Philipp von Hessen.

An dem Tage, da Kaiser Karl in Witteuberg einritt, wurde sein alter Nebenbuhler, König Franz von Frankreich, in die Gruft getragen; das Glück schien ihm alle Hindernisse seiner großen Entwürfe auf einmahl aus dem Wege räumen zu wollen. Er zog nun von Wittenberg nach Halle, um mit dem zweiten Haupte des schmalkaldischen Bundes, dem Landgrafen von Hessen, zu unterhandeln, und dieser sah keine Rettung mehr für sich, als in der Gnade des nun übermächtigen Kaisers, die er durch seinen Schwiegersohn Moritz und den Markgrafen von Brandenburg eifrigst nachsuchte.

Beide verwendeten sich auf das Thätigste für ihn, und Karl äußerte endlich durch seinen Kanzler Granvella: »Wenn der Landgraf selbst zu ihm käme und sich ihm auf Gnade und Ungnade ergäbe, und wenn er die Bedingungen unterschriebe, die er ihm vorlegen würde, so wolle er ihm sein Land nicht nehmen und ihn auch nicht am Leben oder mit Gefängniß bestrafen;« — so wenigstens verstanden es die Vermittler, und verbürgten sich daher dem Landgrafen mit ihrem Ehrenworte, sich selber seinen Söhnen in gefängliche Haft zu stellen, wenn Karl ihn nicht wieder frei von sich ließe. Am 18. Juni kam Philipp auf dieses ihr Wort in Halle an und am folgenden Tage wurde er vor den Kaiser geführt. Dieser saß auf einem Throne, und um ihn standen viele teutsche, spanische und italienische Große, unter andern auch der Herzog Heinrich von Braunschweig, der Gefangene des Landgrafen, den er jetzt hatte frei geben müssen, und der sich nun an seiner Demüthigung weidete. Mit niedergeschlage-

nem Blicke kniete der Landgraf am Fuße des Thrones nieder, und sein Kanzler Güntherode, hinter ihm knieend, las die Abbitte an den Kaiser ab. Sie war in sehr demüthigenden Ausdrücken abgefaßt, und ein Augenzeuge erzählt, es habe sich in der Verwirrung und Beschämung, die den Landgrafen in solcher Lage, vor solcher Versammlung, ergriff, auf seinem Gesichte ein Lächeln gezeigt, gleichsam als unbewußte Hülfe seiner Natur gegen das Gefühl der Schmach. Aber dem Kaiser entging seine Mine nicht; drohend hob er den Finger auf und sprach in seiner niederländischen Mundart, — denn er redete das Teutsche schlecht: — „Wol, ick soll di lachen lehren.“ Dann las des Kaisers Kanzler, Dr. Seld, die Antwort: „Obwohl der Landgraf, wie er selbst bekenne, die schwerste Strafe verdient habe, so wolle dennoch der Kaiser, aus angeborner Milde, und in Betracht der für ihn eingelegten Fürbitten, Gnade vor Recht ergehen lassen, ihn von der Acht erledigen, und ihm das Leben, welches er verwürkt habe, schenken.“ Nach der Ablesung dieser Antwort wollte sich der Landgraf, als ein freier Fürst, wieder erheben; und als der Kaiser ihm keinen Wink dazu gab, auch ihm den teutschen Handschlag der Versöhnung versagte, stand er von selber auf und trat ab.

Zu Abend aß er mit dem Churfürsten Moritz und dem von Brandenburg bei dem Herzog Alba; nach der Mahlzeit wollte er sich entfernen, da erklärte ihm der Herzog, daß er sein Gefangener sey. Bestürzung ergriff ihn, so wie die beiden Vermittler, die sich für seine Freiheit verbürgt hatten. Sie wendeteten sich an den Kaiser selbst, stellten ihm ihr Fürstenwort vor, welches sie zum Pfande gesetzt hätten; — aber der Kaiser läugnete, den Landgrafen von aller Gefängniß frei gesagt zu haben, wenn er ihn gleich nicht mit ewiger Gefangenschaft bestrafen wolle. Und in der That mogten seine Räthe vielleicht mehr versprochen haben, als er selbst im Sinne trug, oder bei der Unkunde des Kanzlers Granvella in der teutschen, und

der beiden Churfürsten in der spanischen und französischen Sprache, war vielleicht ein Mißverständniß vorgefallen.

Dennoch wäre es edler gewesen, das Wort der beiden Vermittler an dem Landgrafen zu erfüllen. Es lag dem Kaiser freilich viel daran, die Anführer des schmalkaldischen Bundes so lange als Gefangene zu halten, bis er seine Religionseinrichtungen in Teutschland, vollendet hatte; denn er glaubte noch immer an die Möglichkeit einer Vereinigung der Partheien, und beide Fürsten waren die heftigsten Gegner derselben gewesen. Aber Karl bedachte nicht, daß die Geradheit und Großmuth einem Herrscher besser anstehen und sicherer zum Ziele führen, als die berechnende Vorsicht: und daß, wenn diese einmahl als Gesetz gilt, der Listige von dem noch Listigern sicher um seinen Gewinn gebracht wird. Der Herzog Moritz, der seine Bürgschaft nun nicht erfüllen konnte, und als ein Wortbrüchiger gegen den Landgrafen dastand, hat sich sicherlich in dem Augenblicke, als der Kaiser sein und seiner Räthe Wort willkührlich deutete, der Pflichten der Dankbarkeit und Wahrheit gegen ihn entbunden gefühlt, und geglaubt, daß von da an nur die Klugheit zwischen ihnen zu walten brauche. In dieser aber stand er dem Kaiser nicht nach.

Der abgesetzte Churfürst und der Landgraf mußten dem kaiserlichen Hoflager als Gefangene folgen, wohin es sich wendete. Ueberdies wurden die hessischen Festungen, bis auf Kassel und Ziegenhain, geschleift, alles Geschütz ward abgeführt, und die Stände mußten 150,000 Goldgulden als Strafe bezahlen. In den Vergleichen mit seinen Gegnern befolgte Kaiser Karl die Grundsätze der Römer in der Zeit, da sie sich die Herrschaft der Welt vorbereiteten. Wie sie von den Karthagern, von den macedonischen und syrischen Königen, nebst großen Geldsummen, die Auslieferung der Kriegsschiffe, der großen Kriegsmaschinen und der Elephanten verlangten, so entwaffnete auch Karl seine Gegner, indem er sie zwang, ihre festen Plätze zu schleifen, das schwere Geschütz herauszugeben, welches

damahls noch selten und schwer wieder zu ersetzen war, und endlich ihm Geld zu neuen Unternehmungen zu zahlen. Er soll in den Verträgen mit den oberländischen Städten, dem Herzog von Würtemberg, mit dem Churfürsten und dem Landgrafen, über 500 Stücke Geschütz gewonnen haben, die er nach Italien, Spanien und den Niederlanden abführen ließ. — Die größte Unzufriedenheit erregten indeß die spanischen Besatzungen, die er überall, wo es nur möglich war, besonders aber in den oberteutschen Städten, zurückließ. Der Uebermuth dieser stolzen Ausländer, die noch dazu mit Religionshaß erfüllt waren, war unerträglich, und man vergaß nicht, daß der Kaiser in der Wahlcapitulation versprochen hatte, **keine fremde Krieger in das Reich zu bringen.**

---

16. Das Interim.

Es zeigte sich immer mehr, daß die Beruhigung in Religionssachen von dem Tridentiner Concilio nicht ausgehen werde. Die Protestanten weigerten sich nach wie vor, die Aussprüche desselben anzuerkennen, und drangen dagegen auf eine Kirchenversammlung, »wo der Papst nicht den Vorsitz, und die protestantischen Theologen die Macht hätten, mit und neben den Bischöfen zu stimmen, und die bereits gefaßten Dekrete neuerdings zu untersuchen.«

In solche Forderungen wollte dagegen die päpstliche Parthei nicht willigen obgleich selbst die katholischen Fürsten Teutschlands sehr dringend verlangten, daß die Stände der augsburgischen Confession mit zu dem Concilio gezogen würden. Ja, die Kardinäle sahen dasselbe gar ungern zu Trient und strebten nur darnach, es weiter in Italien zu verlegen; sie fürchteten, wenn der alte Papst Paul III. während des Conciliums sterben sollte, so möchte dasselbe, von Karln unterstützt, die Papstwahl an sich ziehen und zum Nachtheil des Kardinal-Collegiums vornehmen. Ihren

Wünschen kam endlich eine Krankheit zu Hülfe, welche man als gefährlich ansah und für die Pest ausrief, — es war jedoch nur ein Bischof an den Frieseln gestorben; — und unter diesem Vorwande wurde am 9. März 1547 das Concilium in der That von Trient nach Bologna verlegt. — Der Kaiser gerieth bei dieser Nachricht in den höchsten Zorn; der Papst dagegen billigte den Schritt seines Legaten, und die Spannung, die schon zwischen ihm und dem Kaiser entstanden war, weil dieser seinen Sieg in Teutschland nicht sogleich zur Ausrottung der protestantischen Parthei gebraucht hatte, stieg immer höher. Der Kaiser sagte dem päpstlichen Nuntius geradezu: „Den Protestanten, die bereits versprochen, sich dem Concilium zu unterwerfen, könne nicht zugemuthet werden, nach Bologna zu gehen oder auf das zu achten, was dort beschlossen würde; die übrigen würden es ohnehin nicht thun. Wenn man ihm von Rom aus kein Concilium verschaffen wolle, so werde er schon eins zu finden wissen, das allen ein Genüge leiste, und dasjenige verbessere, was zu verbessern sey. Der Papst sey ein alter, eigensinniger Mann, der die Kirche zu Grunde richten wolle.“ So heftig redete Karl, gegen seine Gewohnheit; und wir haben daran einen neuen Beweis, wie eifrig er es mit dem Frieden der Kirche meinte. — Auch die teutschen Bischöfe baten den Papst sehr dringend, das Concilium wieder nach Trient zu verlegen; aber auch ihr Wort fruchtete lange nichts.

Daher suchte Karl die teutschen Religionsangelegenheiten auf dem Reichstage zu Augsburg 1548 selbst in Ordnung zu bringen, und veranstaltete zu dem Ende eine neue Unterredung, wozu von katholischer Seite zwei gemäßigte Männer, der Bischof von Naumburg, Julius Pflug und der Weihbischof von Maynz, Michael Helding, von Seiten der Protestanten aber der Hofprediger des Churfürsten von Brandenburg, Johann Agrikola von Berlin, gewählt wurden. Sie gingen thätig an's Werk und brachten auch einen Vereinigungs-Entwurf zu Stande, welchen sie dem Kaiser vorlegten. Agrikola aber, aus Eifer den Frieden zu stiften, war in wesentlichen Punk-

ten von den ersten Grundsätzen seiner Glaubensgenossen abgegangen. Er hatte zwar die Ehe der Geistlichen und den Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalten für seine Parthei bewilligt erhalten, aber nur bis das Concilium darüber einen Beschluß fassen werde. Im Uebrigen hatte er die Macht des Papstes, die Messe, und überhaupt das katholische Kirchen- und Glaubens-System anerkannt. Es war vorauszusehen, daß sich großer Widerspruch erheben werde. Weil indeß der Churfürst von Brandenburg, und auch der von der Pfalz, die Annahme versprachen, so glaubte Karl, die vermittelnde Schrift, welche den Namen des Interim erhalten hat, durchsetzen zu können. Er berief die Stände am 15. May zu sich und ließ ihnen die Schrift vorlesen, deren Titel so lautete: „Der römisch-kaiserlichen Majestät Erklärung, wie es der Religion halben im heiligen römischen Reich bis zu Austrag des allgemeinen Concilii gehalten werden solle.“ — Nach der Vorlesung, ehe sich irgend eine Meinung äußern konnte, trat sogleich der Churfürst von Maynz auf und dankte im Namen der Stände für die Mühe, Arbeit, Fleiß und Liebe des Kaisers gegen das Vaterland; und als niemand wagte, etwas einzuwenden, nahm der Kaiser die Einwilligung der Stände als ausgemacht an.

Er mußte aber bald sehen, wie sehr er sich getäuscht hatte. Die protestantischen Theologen erhoben sich fast einstimmig gegen das Interim, und, was mehr zu verwundern war, auch die Katholiken. Denn wäre es dem Kaiser gelungen, das Interim durchzusetzen, so war die völlige Wiedervereinigung der Partheien fast als gewiß vorauszusehen. Ihr Widerspruch ist daher nur daraus zu erklären, daß sie eine Anordnung in Religionssachen von ihm, als von einem Layen, nicht als gültig ansahen. „Und wenn Karl das Evangelium selbst kund gemacht hätte,“ äußerte sich ein angesehener Prälat, „so wäre es von ihm, als einem Laien, nicht zu entschuldigen.“

Der Kaiser mußte daher, als er nach dem Augsburger Reichstage zwei Jahre in den Niederlanden sich aufhielt, immer neue Klagen aus Teutschland hören,

nur an wenigen Orten war seine Anordnung des Gottesdienstes zum Schein eingeführt, an den meisten redete man von beiden Seiten auf das Eifrigste dagegen, und auch der Churfürst Moritz nahm sie in seinem Lande nicht an. Besonders heftig erklärten sich die Städte Costanz, Bremen und Magdeburg, und weigerten sich gänzlich, die kaiserlichen Befehle zu vollziehen; die Acht wurde daher gegen sie ausgesprochen, und die beiden ersten kehrten hierauf zum Gehorsam zurück. Magdeburg aber blieb hartnäckig und der Churfürst Moritz erhielt auf dem neuen Reichstage zu Augsburg 1550 den Auftrag die Acht gegen die Stadt zu vollziehen. Im Herbste dieses Jahres noch brach er mit seinen Kriegsschaaren auf und fing die Belagerung an.

Auf diesem Reichstage versuchte es auch Karl, ob er vielleicht seinem Sohne Philipp, den er aus Spanien hatte kommen lassen, die römische Königskrone verschaffen könnte. Allein weder sein Bruder Ferdinand und dessen Sohn Maximilian, noch die Churfürsten wollten irgend darauf eingehen; Philipps stolzes, finsteres und abschreckendes Wesen konnte ihm die Herzen der Teutschen nicht gewinnen. Der Vater mußte ihn nach Spanien zurückschicken, und er selbst kehrte gern dahin wieder, denn er liebte Spanien mehr als alle übrigen Länder.

Der Kaiser aber begab sich nach Endigung des Reichstages von Augsburg nach Inspruck. Der neue Papst, Julius III., hatte das Concilium wieder von Bologna nach Trient verlegt, und diesem wollte Karl nahe seyn.

---

17. Karl V. und Moritz von Sachsen.

In der Seele des neuen Churfürsten von Sachsen war indessen ein großer Plan wider den Kaiser reif geworden, dessen innerste Bewegungsgründe uns nicht klar vor Augen liegen, weil des Mannes gan-

zes Gemüth in Vielem räthselhaft für die Geschichte geblieben ist. Doch haben ihn wohl zwei Dinge hauptsächlich getrieben, einmahl die harte Gefangenschaft seines Schwiegervaters, des Landgrafen von Hessen, gegen welchen er noch immer sein altes Wort und die Bürgschaft für seine Freiheit lösen zu müssen glaubte; der Kaiser aber gab keiner Bitte und keiner Vorstellung für denselben Gehör; — und zweitens, die Lage der Protestanten in Teutschland. Diese glaubten bestimmt voraus zu sehen, daß der Kaiser nur auf die Beschlüsse der Trienter Kirchenversammlung warte, um sie als Religionsgesetze für das Reich aufzustellen, und daß er, wie er jetzt Magdeburg wegen des Interim mit den Waffen überziehe, alsdann, wenn er neue Heere gesammelt, alle Stände des Reiches zum Gehorsam gegen jene Kirchenbeschlüsse zwingen werde. Es war eine ängstliche Erwartung unter den Protestanten. Die, welche das Schlimmste fürchteten, klagten den Churfürsten Moritz als den Schuldigsten an; durch ihn sey der schmalkaldische Bund verrathen, durch ihn schmachte noch jetzt Johann Friedrich und der Landgraf Philipp in der Gefangenschaft. Die, welche noch Rettung hofften, wendeten gleichfalls ihre Augen auf ihn; er schien der Einzige, welcher den neuen Glauben zu beschützen vermögend sey. Jetzt war die Zeit gekommen, wo er mit Einem großen Schlage die Erinnerung des Vergangenen auslöschen und die öffentliche Stimme wieder gewinnen konnte. Er entschloß sich zu diesem Unternehmen, und benutzte den Auftrag zum Kriege gegen Magdeburg, um ohne Verdacht ein ansehnliches Heer zu versammeln. Die Belagerung wurde absichtlich nicht sehr schnell zu Ende geführt. Endlich, im September des folgenden Jahres 1551, schloß er eigenmächtig einen Waffenstillstand, und im November einen sehr gelinden Vertrag mit der Stadt, entließ aber deßungeachtet seine Truppen nicht. Seinen Jugendfreund, den Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, sandte er heimlich an den König Heinrich II. von Frankreich Franzens Sohn, um ihn zu gewinnen; und

den würtenbergischen Obersten, Hans von Heydeck, der vom Kaiser gleich Schärtlin in die Acht erklärt war, nahm er in seine Dienste. Solche Zeichen blieben nicht unbemerkt und viele warnten den Kaiser; Karl aber hielt in seinem Vertrauen gegen den Mann, den er erprobt zu haben glaubte, fest, und erwiderte: »Da er weder Moritz noch dem Markgrafen Albrecht seines Wissens irgend eine Ursache gegeben, sondern vielmehr Beide mit trefflichen großen Gnaden und Gutthaten bedacht, so könne er sich einer solchen Undankbarkeit gar nicht versehen. Er könne nicht anders glauben, als daß dem Ruhme gemäß, den die teutsche Nation in Ansehung der Aufrichtigkeit und Treue von jeher gehabt, Wort und That mit einander übereinstimmen werden.« — So wie der Kaiser auf die teutsche Treue bauete, so sein Minister, der jüngere Granvella, auf der Einfalt der Teutschen. Er äußerte sich: »Es sey unmöglich, daß ein plumper Teutscher einen Plan entwerfen und geheim halten könne, den er nicht auf der Stelle entdecken und durchschauen sollte.«

Aber wie ein Ungewitter überraschte sie Beide der Churfürst Moritz, als er im März 1552 mit seinen Völkern rasch in Franken einfiel, und hessische Hülfe, so wie die des Markgrafen Albrecht an sich zog. Beide erließen eine öffentliche Erklärung gegen den Kaiser, worin sie ihren Krieg zu rechtfertigen suchten. Sie beschwerten sich über die noch immer fortdauernde Gefangenschaft des Landgrafen, so wie über des Kaisers Eingriffe in die Freiheit Teutschlands. Er habe die Reichsinsiegel fremden Personen anvertraut, die weder mit der Sprache, noch mit dem Rechte in Teutschland bekannt wären. Es sey dahin gekommen, daß die Teutschen fremde Sprachen lernen müßten, um ein Anliegen an ihn zu bringen. Er habe, gegen seinen Schwur, fremde Krieger in das Land geführt, durch welche die armen Unterthanen in Grund und Boden verderbt und auf alle Weise mißhandelt würden. Ja, man sey einzig darauf bedacht, allen und jeden eine schändliche Knechtschaft aufzubürden; daher die Nachkommen,

wenn man nicht diesen einreißenden Strom aufhielte, eine gerechte Ursache haben würden, die Feigheit und Nachlässigkeit gegenwärtiger Zeiten zu verabscheuen, in welchen die Freiheit des Vaterlandes, das edelste Kleinod desselben, verloren gegangen sey.«

Wenn gleich viele dieser Vorwürfe übertrieben waren, so spiegelt sich doch darin das Eine am lebhaftesten wieder, welches als Karls größter Fehler in Behandlung der Teutschen angesehen werden muß, die Geringachtung nemlich, die er gegen sie hegte und die Begünstigung seiner Spanier uud Niederländer. Liebe hat Karl niemahls in Teutschland finden können, denn er liebte es selbst nicht; Herablassung war das höchste, wozu es sein Stolz kommen ließ. Aber Herablassung muß einem edlen Volke unerträglicher seyn, als Trotz und Härte; und der Unwille der Fürsten, daß ein übermüthiger Fremdling, wie Granvella, des Reiches Angelegenheiten ordnen sollte, war ein gerechter. Weniger haben des Kaisers Handlungen, als seine Gesinnung gegen die Teutschen, ihm diesen demüthigenden Krieg von Moritz zugezogen. — Der Markgraf Albrecht führt in seiner Erklärung eine Beschwerde auf, die noch sonderbarer erscheint, aber eben jenen Uebermuth der Fremden gegen unser Volk zu Quelle hat. Er eifert gegen den Geschichtschreiber des schmalkaldischen Krieges, Ludwig von Avila, und nennt ihn einen Lügner und boshaften Menschen, »denn er rede in seinem Buche so verächtlich von den Teutschen, als wenn sie ein wildes und unbekanntes Volk wären, von dessen Herkommen und Ursprung man nichts wisse.«

Der Kaiser wiederum, dessen Handlungen besser waren, als jene Erklärungen sie darstellten, antwortete, im Gefühl seiner Würde, nichts darauf, als, »daß die Beschuldigungen der beiden Fürsten so kindisch, los und ungereimt seyen, daß sie den Unggrund in sich selbst enthielten, und den Unfug derjenigen, die sie erdichtet, genugsam an den Tag legten.«

Ihr Unternehmen verlor auch bald in der öffentlichen Meinung dadurch wieder sehr viel, daß der

Markgraf Albrecht mit seinen Leuten als Mordbrenner und Räuber auf dem platten Lande Verheerungen anrichtete. Moritz und der junge Landgraf Wilhelm von Hessen, die sich besserer Absichten bewußt waren, trennten sich daher von ihm, und ließen ihn allein schalten. — Der Kaiser war in der größten Verlegenheit; es fehlte ihm an Truppen so wie an Gelde, und in der Noth mußte der König Ferdinand Unterhandlungen mit Moritz anfangen. Da sie indeß nicht zu einem schnellen Ende führten und Moritz die Absicht des Kaisers, nur Zeit zu gewinnen, wohl merkte, so brach er plötzlich aus Schwaben mit seinem Heere gegen Tyrol auf, um ihn wo möglich zu überfallen. Er zog so schnell, daß er eher kam, als sein Ruf; die Ehrenberger Klause kam in seine Hände, und hätte ihn nicht eine Meuterei in einem seiner Fähnlein einen ganzen Tag aufgehalten, so würde er sogar den Kaiser in Inspruk noch gefunden haben. Erst in der Nacht vorher war dieser im schrecklichsten Regenwetter nach Trient entflohen; er selbst, seiner Krankheit wegen, in einer Säufte, sein Bruder, der gefangene Churfürst Johann Friedrich, und der übrige Hofstaat, zu Pferde, manche sogar zu Fuß. Diener mit Fackeln mußten durch die engen Päße in den Tyroler Gebirgen den Weg erleuchten. Auch in Trient war keine Sicherheit, nach wenig Stunden Rast ging die Reise durch rauhe Gebirge weiter nach dem Flecken Villach in Kärnthen, und das versammelte Concilium zu Trient floh gleichfalls erschrocken aus einander. Moritz aber, da er Inspruck leer fand, zog wieder zurück, nachdem er die kaiserliche Beute nnter seine Schaaren vertheilt hatte, und begab sich zu der indeß berufenen Fürstenversammlung nach Passau.

Was sich in Karls Seele bewegte, hat kein Auge ergründet; wohl aber mögen die Erschütterungen, die sein so stolzes Herz in diesen Tagen schimpflicher Flucht, in einsamen Gebirgrn, von den Schmerzen der Krankheit gefoltert, demüthigten, vom Schicksale zu seiner Läuterung gesendet seyn. Es reifte vielleicht in diesen harten Tagen der Entschluß in

ihm, wenn er diese neue Verwirrung erst wieder gestillt habe, die Kronen von seinem Haupte freiwillig niederzulegen, und, dem Glanze der Welt entsagend, in stiller Einsamkeit das Gemüth allein dem Ewigen und Unveränderlichen zuzuwenden. — Den gefangenen Churfürsten von Sachsen ließ er jetzt gleich wieder in Freiheit. Sein Anblick mußte ihm bitter seyn. Vor fünf Jahren hatte eben dieser Churfürst auf der Lochauer Heide blutend vor ihm um Gnade gefleht; jetzt sah dieser selbe ihn, krank und hülflos, in unwegsamen Gebirgen, als Flüchtling vor einem andern Churfürsten von Sachsen, welchen Karl selbst in jener Zeit des Stolzes groß gemacht hatte. — Und was den Kaiser außer diesem Allen fast am meisten kränken mußte, war, daß kein Reichsstand, selbst kein katholischer; sich für ihn regte, und daß sie sich lieber vom Markgrafen Albrecht ausplündern ließen, als sich zur Hülfe für ihren Kaiser zu vereinigen. Da wurde er wohl inne, daß in der Zeit der Gefahr der Herrscher nur in der Liebe seines Volkes eine sichere Stütze hat.

---

18. Von dem Passauer Vertrage 1552, bis zum Religionsfrieden zu Augsburg, 1555.

Zu Passau ließ Karl durch seinen Bruder Ferdinand mit Moritz unterhandeln. Es lag ihm sehr viel am Frieden mit diesem, damit er alle seine Kräfte gegen den ihm am meisten verhaßten Feind, die Franzosen, wenden könnte, die indeß in Lothringen eingefallen waren und eine Stadt nach der andern wegnahmen. Unter solchen Umständen kam der Passauer Vertrag am 31. Juli 1552 zu Stande. Die Bedingungen waren: „Daß dem gefangenen Landgrafen Philipp von Hessen die Freiheit zurückgegeben und allen denen, auf welchen noch wegen des schmalkaldi-

schen Krieges die Acht ruhte, dieselbe erlassen werden sollte. Wegen der Religionsbeschwerden sollte ein neuer Reichstag berufen werden, und bis dahin das Reichskammergericht gegen beide Partheien mit gleicher Gerechtigkeit verfahren. Der kaiserliche Hofrath aber sollte mit teutschen Männern besetzt werden.“

Nach dem Abschluß dieses Friedens entließ Moritz, zum Beweise seiner aufrichtigen Gesinnung, alle fremden Kriegshaufen und zog mit den seinigen dem König Ferdinand nach Ungarn zu Hülfe. Philipp von Hessen wurde in Freiheit gesetzt und kehrte zu seinen Kindern und seinen Unterthanen zurück. Die lange, harte Gefangenschaft hätte sein Gemüth gebeugt und die Lust an größern Unternehmungen ausgetilgt. Er verwendete die übrige Zeit seines Lebens zu dem edlen Zwecke, die Wunden möglichst zu heilen, die die unglücklichen Jahre seinem Lande geschlagen hatten.

Der Kaiser, der indeß aus Italien und Ungarn ein Heer gesammelt hatte, zog damit gegen den französischen König Heinrich II. So schwach und krank er war, folgte er doch in einer Sänfte dem Heere und befehligte es bei der Belagerung von Metz. Allein es schien, als wenn ihn das Glück nun gänzlich verlassen habe; die feste Stadt vertheidigte sich sehr hartnäckig, und so beharrlich auch der Kaiser und sein Heer sich zeigten, so mußten sie doch endlich der Härte des Winters weichen. Mißmuthig kehrte Karl in die Niederlande zurück und traf die Vorbereitungen zum nächsten Feldzuge, 1553. Allein dieser, so wie die beiden folgenden 1554 und 55 entschieden nichts zwischen den beiden Völkern; die Franzosen verschlossen sich in ihren Festungen, da Karl sie gern im offnen Felde getroffen hätte, und der Krieg bestand nur in der Verheerung der Gränzländer. Karl hinterließ denselben unvollendet seinem Sohne Philipp II.

In Teutschland hatte der Passauer Vertrag eine glückliche Ruhe gestiftet; nur ein Mann ließ es nicht ganz zum Genusse derselben gelangen, der unruhige Markgraf Albrecht von Brandenburg. Mit unerhörter Keckheit setzte er den Räuberkrieg gegen die geistlichen Bißthümer und mehrere Städte fort, und da kei-

ne Abmahnungen fruchteten, verband sich der Churfürst Moritz, welchem die Ruhe des teutschen Vaterlandes jetzt dringend am Herzen lag, gegen den ehemaligen Freund, mit dem Herzog Heinrich von Braunschweig, und beide griffen den Markgrafen bei Sivershausen, auf der Lüneburger Heide, an; denn Niedersachsen war es jetzt, welches von seinen Raubschaaren durchzogen wurde. Das Treffen war blutig; der Markgraf wurde geschlagen; aber zwei Söhne des Herzogs von Braunschweig, ein Prinz von Lüneburg, 14 Grafen, und beinahe 300 Edelleute blieben auf dem Schlachtfelde, und auch Moritz von Sachsen wurde tödtlich verwundet. Zwei Tage darauf starb er. Er war nur 32 Jahre alt geworden und hatte, in so jugendlichem Alter, fast mehr als Einer der Zeitgenossen das Schicksal Teutschlands in den Händen gehalten. Weiteres Zeugnisses für das Außerordentliche seines Geistes bedarf es nicht. Durch seine letzten aufrichtigen Bemühungen für die allgemeine Ruhe, und durch die, mit dem eigenen Blute besiegelte Tapferkeit, hatte er die früheren Schritte einigermaßen in Vergessenheit gebracht, und die Stimme des öffentlichen Urtheils ausgesöhnt.

Der unruhige Markgraf Albrecht, in welchem das Faustrecht in seiner ganzen, verderblichen Gestalt wieder aufgelebt war, ängstete die teutschen Länder auch noch nach der verlornen Schlacht. Gänzlich in die Enge getrieben wandte er sich endlich an den Hof des Königs von Frankreich, und durch dessen Geld unterstützt, kehrte er noch einmahl 1556 zu neuen Werbungen nach Teutschland zurück. Zum Glück verhinderte sein Tod im nächsten Jahre den Ausbruch weiterer Verheerungen. Auch er war ein ungemeiner und kräftiger Mensch, allein seine Kraft hatte, durch innere Wildheit des Gemüthes, und in dem Schwanken der Zeit, welches die festesten Grundlagen verrückte, eine unheilbringende Richtung gewonnen.

Der Religionsfriede zu Augsburg. 1555. — Es war in dem Passauer Vertrage ein Reichstag ausgemacht worden, wo die Religionssachen und die Beschwerden des Churfürsten Moritz gegen den Kaiser ausgeglichen werden sollten. Karl selbst betrieb ihn aufs Eifrigste, damit es nicht scheine, als habe er Furcht vor der Untersuchung; allein die teutschen Angelegenheiten selbst waren ihm, — wer mag ihn deshalb tadelu? — gleichgültig, ja verhaßt geworden. Er übertrug sie seinem Bruder Ferdinand, und dieser hat sich ihrer mit dem edelsten und rühmlichsten Eifer angenommen. Trotz der Lauheit und Langsamheit der teutschen Fürsten, nicht müde gemacht durch mehrere fehlgeschlagene Versuche, brachte er endlich 1554 den Reichstag zu Augsburg zu Stande. Es wurde ein Ausschuß zu der Untersuchung und Ausgleichung der Religionszwiste niedergesetzt; er bestand aus den Gesandten von Oestreich, Baiern, Eichstädt, Brandenburg, Straßburg, Jülich, Augsburg, Würtenberg und Weingarten, und sie arbeiteten mit löblichen Eifer an dem großen Werke. Der römische König unterstützte sie kräftig darin, er räumte alle äußere Hindernisse ihrer Arbeit möglichst aus dem Wege, und als er unter andern, wie sein Kanzler Zasius erzählt, erfahren, „daß mehrere geistliche Fürsten viel unnöthige Disputation übten, und im Werk ständen, allerlei ungereimtes Grübeln und Diffikultiren, mehr zur Zerrüttung, als zur Erbauung dienlich, auf die Bahn zu bringen, und etwa dem andern Theil auch zu noch mehrerer Schärfe Anlaß zu geben,“ so schickte er den Zasius und seinen Vicekanzler Jonas zu ihnen, und ließ sie mit allem Ernste ermahnen, vom ihrem Vorhaben abzustehen; und dieses wirkte.

Eben so zeigte er bei einer andern Gelegenheit den Protestanten so viel Ernst und Nachdruck, daß auch sie in einem wichtigen Punkte nachgaben. Sie verlangten nemlich, daß es auch den geistlicheu Ständen in Teutschland frei stehen solle, zu der augsburgischen Confession, mit Beibehaltung ihrer Stellen

und Güter, überzugehen. Dagegen erhob sich aber die katholische Parthei mit der größten Entschiedenheit. Wenn dieses erlaubt sey, erklärten sie, so würden bald alle Kirchengüter in Teuschland in den Händen der Protestanten seyn. Vielmehr müsse, wenn ein geistlicher Fürst für seine Person zu der neuen Lehre übergehe, seine Stelle sogleich mit einem Katholiken besetzt werden. Die Protestanten mußten endlich für jetzt nachgeben, behielten sich aber vor, bei einer andern Gelegenheit diesen Gegenstand von Neuem zur Sprache zu bringen. Es war dieses der wichtige Streit über den geistlichen Vorbehalt.

So kam endlich den 26. September 1555 der Religionsfriede zu Augsburg zu Stande, welcher dem langen Kampfe auf eine geraume Zeit ein Ende machte. Den Protestanten wurde allenthalben im Reiche freie Religionsübung nur auch rechtlich gestattet, und sie behielten alle Einkünfte aus den bisher eingezogenen geistlichen Stiftungen. Weder Protestanten noch Katholiken sollten einander zum Uebertritt zu verleiten suchen, sondern ein jeder sollte frei seinem Glauben folgen. Zwar sollte jeder Landesherr die herrschende Religion seines Landes bestimmen, aber dennoch keinen seiner Unterthanen zu einer bestimmten Kirche zwingen können; sondern einem jeden sollte es frei stehen, der Religion wegen auszuwandern. Dahin war es also noch nicht in der gegenseitigen Duldung gekommen, daß der einer andern Kirche angehörende Unterthan eines Landes ganz gleiche Rechte mit den übrigen hatte.

Nach dem Abschluß des Religionsfriedens kamen in dem churfürstlichen Collegio auch die ehemaligen Beschwerden des Churfürsten Moritz gegen den Kaiser zur Sprache. Allein zur Genugthuung für Karl, wollte keiner der übrigen Reichsstände eine solche Untersuchung geführt wissen, und sie unterblieb.

19. Karl V. legt die Regierung nieder. 1556.

Durch diesen Frieden war die Trennung der Religionspartheien in Teutschland auf immer festgesetzt. Karl, welcher einen großen Theil seines Lebens und seiner Kräfte an ihre Wiedervereinigung gewendet hatte, konnte an solchem Zustande der Dinge keine Freude haben; Teutschland war ihm von nun an noch mehr entfremdet. Der Krieg gegen Frankreich wollte gleichfalls keinen erwünschten Fortgang nehmen; Karl hatte es noch zuletzt erleben müssen, wie sich das fremde Volk in die teutschen Angelegenheiten gemischt hatte, und sein Geist sah voraus, welchen Einfluß diese ihm verhaßte Regierung überhaupt auf Europa gewinnen werde, wenn die Macht des spanisch-östreichischen Hauses wieder getrennt sey, die unter ihm vereinigt kaum das ehrgeizige Volk in seinen Schranken gehalten hatte. So lagen die größten Entwürfe seines kühnen Geistes unvollendet oder in Trümmern vor ihm; je heißer sein Eifer gewesen war, desto heftiger mußte jetzt der Ueberdruß in seiner Seele seyn, zumahl da sein Körper immer mehr durch eine böse Krankheit zerrüttet wurde. Das Land, worauf er am meisten mit Freude blicken konnte in welchem sein Leben eine wohlthätige Spur zurückließ, Spanien, hatte schon an seinem Sohne Philipp einen Verwalter gefunden, der das öffentliche Zutrauen besaß. So wurde Karls Gedanke, gleich dem Diokletian, an dessen Beispiel er oft dachte, seine Kronen niederzulegen und in die Einsamkeit eines klösterlichen Lebens einzukehren, zum festen Entschluß. Schon früher hatte er diesen Gedanken gefaßt und ausgesprochen.

Im Herbste 1555 ließ er seinen Sohn Philipp, den er vor Kurzem mit der englischen Königstochter Maria vermählt hatte, von England nach Brüssel kommen, und vollzog am 25. October die feierliche Uebergabe der Niederlande an denselben. Er selbst hielt eine so rührende Rede an seinen Sohn,

daß die ganze, große Versammlung zu Thränen bewegt wurde. Er betheuerte, »wie er seit seinem 17ten Jahre alle Gedanken allein auf die ruhmvolle Regierung seiner Reiche gewendet, wie er überall mit eigenen Augen zu sehen gesucht habe; und wie daher seine Regierung eine stete Pilgerschaft gewesen sey. Neunmahl habe er Teutschland, sechsmahl Spanien, viermahl Frankreich, siebenmahl Italien, und zehnmahl die Niederlande besucht; zweimahl sey er in England und eben so oft in Afrika gewesen und habe überhaupt elf Seereisen gemacht. Jetzt ermahne ihn sein hinfälliger Leib, sich aus dem Gewühl der irdischen Geschäfte zu entfernen, und ihre Last auf jüngere Schultern zu legen. Habe er während seiner vielen Anstrengungen etwas wichtiges versäumt oder nicht recht gemacht, so bitte er alle, die dadurch gekränkt worden, recht herzlich um Verzeihung. Er selber werde seiner treuen Niederländer bis an sein Ende in Liebe gedenken, und Gott für ihre Wohlfahrt anflehen.« Dann wandte er sich an seinen Sohn, der sich auf ein Knie niederließ und seine Hand küßte, und ermahnte ihn mit den dringendsten Worten zu einer ruhmwürdigen und gerechten Regierung. Zuletzt sank er athemlos in den Sessel zurück.

Im Januar des folgenden Jahres 1556 geschah zu Brüssel eben so feierlich die Abtretung von Spanien und Neapel an seinen Sohn, und im August die der teutschen Regierung an seinen Bruder Ferdinand.

Am 17. September schiffte sich Karl mit seinen beiden Schwestern nach Spanien ein, und behielt sie bei sich, bis er nach Valladolid kam; dann mußten auch sie ihn verlassen und einsam kehrte er in eine kleine Wohnung bei dem Hieronymitenkloster St. Juste in Estramadura ein, welche er für sich hatte erbauen lassen. Hier lebte er nun, fern von aller Gesellschaft, selbst ohne seine Schwestern zu sehen, zwei einsame Jahre lang. Seine Stunden waren zwischen Andachtsübungen und künstlichen Handarbei-

ten getheilt, welche er sehr liebte. Er baute seinen Garten und verfertigte sich Uhren und andere Werke. Einst, so erzählt man, hatte er zwei Uhren, sehr kunstreich und sorgfältig gearbeitet, zusammengestellt, und versuchte, sie ganz gleich gehen zu machen. Oft glaubte er, das Ziel erreicht zu haben, aber immer wieder ging die eine zu früh, die andere zu spät. Da rief er endlich aus: „Nicht einmahl zwei Uhren, die meiner Hände Werk sind, kann ich zur völligen Einstimmung nach Einem Gesetze bringen, und ich Thor wähnte, so viele Völker, die unter einem andern Himmel wohnten und andere Sprachen redeten, wie ein Uhrwerk regieren zu können!“

Endlich, kurz vor seinem Tode, soll er auch, um die Entsagung des Lebens und die Ertödtung alles Sinnlichen in dem schauerlichsten Bilde zu feiern, sein eigenes Leichenbegängniß gehalten haben. Die Mönche des nahen Klosters mußten ihn in Procession im offenen Sarge in die Kirche tragen und ein Todtenamt für ihn halten. — Bald darauf starb er wirklich, vielleicht zu tief erschüttert von dem furchtbaren Spiele, den 21. September 1558, im 56ten Jahre seines alters.

Karl war in seiner Jugend und ehe Krankheit ihn beugte, ein schöner, stattlicher Mann, von ernsthaftem, majestätischen Ansehen. Er redete wenig und Lachen zeigte sich selten auf seinem Gesichte, welches von blasser Farbe war. Sein Haar war hell und seine Augen blau, der Wuchs des Körpers zeugte von Kraft. In allem drückte sich eine Mischung der niederländischen mit der spanischen Natur aus.

Von dem Außerordentlichen in ihm legt die Achtung seines ganzen Zeitalters das beste Zeugniß ab, und selbst die, welche zu der entgegengesetzten Parthei gehörten, haben nie von ihm kleinlich geredet.

---

20. Ferdinand I. 1556 — 1564.

Wie Ferdinand schon während Karls Regierung ein treues, nur auf Frieden und Gerechtigkeit ge-

wendetes Gemüth gezeigt hatte, so bewährte er es auch als Selbstherrscher in Teutschland. In seinen Handlungen, wie in seinem ganzen Wesen drückte sich eine besondere Güte, und eine sanfte Stimmung aller Neigungen aus. Durch viele Erfahrungen war seine natürliche Ruhe und Besonnenheit noch vermehrt; in seinem Worte war unwandelbare Treue, und Arbeit und Thätigkeit waren ihm so sehr Bedürfniß, daß sein Vicekanzler Waldersdorf von ihm schreibt: „Dem Herkules würde man eher die Keule aus den Händen winden, als dem Kaiser die Geschäfte.“ In seiner Jugend hatte er sehr eifrig des berühmten Erasmus Schrift über die Erziehung eines Fürsten gelesen, und Cicero's Abhandlung über die Pflichten wußte er fast auswendig.

Dieser vortreffliche Fürst, der mit ganzer Seele Katholik war, der seine Söhne in seinem Testamente noch auf das dringendste ermahnte, „fest, beständig, und beharrlich zu bleiben bei der wahren, alten, christlichen Religion, wie seine Vorfahren, römische Kaiser und Könige, auch löbliche Fürsten von Oestreich und Burgund und Könige von Spanien gethan, und dafür von Gott dem Allmächtigen gesegnet seyen,“ — dieser Fürst trug doch die Billigkeit gegen anders Denkende, die jedem gutgearteten Menschen eingeboren ist, fest in seinem Gemüthe, und gab ein Beispiel, wie Duldung und Nachsicht mit der treuesten Anhänglichkeit an die eigene Kirche wohl zu vereinigen sind. In seinen Erblanden verbreitete sich immer mehr die Neigung zu der neuen Lehre, besonders dadurch, daß, bei dem großen Mangel an Unterrichtsanstalten, sehr Viele, die ihren Kindern Bildung geben lassen wollten, besonders die Adelichen, sie nach dem Auslande schickten, und meistens die Universität Wittenberg wählten, weil sie durch Gelehrsamkeit vor allen berühmt war. Dennoch kam es dem Kaiser nicht in den Sinn, als könne und dürfe solche Richtung mit Gewalt verhindert werden; vielmehr sann er auf innere Mittel der Einigung, und wollte dazu vorzüglich das wieder eröffnete Concilium zu Trient benutzen.

In Teutschland war durch den Religionsfrieden zwar äußerlich die Ruhe hergestellt; allein die innere Beruhigung folgt nach so großen Stürmen nur langsam und schwer. Die Partheien beobachteten sich noch immer mit Furcht und Eifersucht; die widersinnigsten Gerüchte über feindliche Absichten der Gegner fanden in den gespannten Gemüthern leicht Glauben. „Wenn ein Fürst einen Obersten oder Rittmeister in Bestallung nimmt, so ist Mißtrauen," sagt des Kaisers Kanzler Zasius, „und jedes rauschende Blatt giebt zum Verdacht Anlaß."

Die innere Spaltung Teutschlands wurde noch vermehrt durch die Partheien unter den Protestanten selbst. Die Reformirten, die sich von der Schweiz und Frankreich her im Reiche ausbreiteten, fanden immer mehr Anhang und waren den Lutheranern ein Aergerniß, so wie diese ihnen. Unter den Fürsten erklärte sich zuerst der Churfürst von der Pfalz für sie. Die Lutheraner zerfielen aber selbst unter sich in zwei Partheien, eine gemäßigte und eine heftige. Jene folgte Melanchthons Geist und Grundsätzen, diese hielt sich an Luthers Buchstaben, und verfocht ihn mit Feuereifer, eben weil sie nur den Buchstaben verehrte, und in Wort und Formen das Wesen zu besitzen glaubte. Die, welche um diese Zeit am lautesten ihre Stimme in der protestantischen Kirche erhoben, gaben einen neuen Beweis, wie schwer es dem menschlichen Geiste wird, das Maaß und die Ruhe in seinen Bewegungen zu halten. Statt des stillen Forschens, um den Geist zu läutern, und statt des christlichen Handels, welches erst Zeugniß über die rechte Erkenntniß ablegen soll, setzte man das Christenthum in den Eifer, womit eine Streitfrage, oft ein Wort, vertheidigt wurde. Die Leidenschaften stiegen auf den höchsten Grad; statt der Gründe gebrauchte man endlich die gehässigsten Schimpfwörter, und der gewöhnliche Ausgang war, daß man einen jeden verfluchte, welcher anderer Meinung war. Wohl hatte der Kaiser Ferdinand Recht, in seinem, schon oben erwähnten Testamente an seine Söhne von vielen Protestanten seiner Zeit zu sagen: „Da sie gar nicht einig, noch einhellig

seyen, sondern vielmehr uneinig und getrennt, wie es recht und gut seyn könne, was sie glauben? Es könne nicht viel, sondern nur Einen Glauben geben. Weil sie nun selbst nicht läugnen mögen, daß sie viel Glauben haben, so könne der Gott der Wahrheit nicht bei ihnen seyn.“

Man hat sich oft gewundert, warum die protestantische Lehre sich nicht schnell über ganz Teutschland verbreitet habe, bei der günstigen Stimmung des Volkes, und der Gewalt, die eine neue Richtung über ein ganzes Zeitalter zu üben pflegt. — Das Räthsel löst sich größtentheils aus der baldigen inneren Entartung des Protestantismus selbst. Wie mogte eine Lehre, welche so schnell in geistloses Wortgezänk überging, und deren Bekenner einander verfluchten, nun noch die Herzen der Menschen gewinnen? An vielen Orten sah man vielmehr Beispiele wie manche, die vorher schon sich zu ihr gewendet, nun wieder zu der alten Kirche übertraten.

Ein anderer, starker Damm, welcher sich von jetzt an dem Strome entgegenstellte, war der neuentstandene Jesuiter-Orden, gestiftet im Jahre 1540 von dem Spanier Ignaz Loyola, einem sehr eifrigen und weitschauenden Manne. Dieser Orden, recht eigentlich als Stütze des päpstlichen Stuhles errichtet, verbreitete sich bald durch alle Länder. Seine Verfassung war auf Einheit und kräftiges Zusammenwirken berechnet und strenger Gehorsam war sein Gesetz. Das Oberhaupt des Ordens lebte in Rom, an ihn gelangten mit großer Pünktlichkeit die Berichte der Vorsteher aus den Provinzen, welche wiederum viele Stufen bis zu dem letzten Gliede unter sich hatten. So konnte die ganze Brüderschaft von Einem Geiste regiert werden. Die Oberen prüften ein jedes Glied genau und lange nach seinen Fähigkeiten, um es an den Platz zu stellen, wo es den Absichten des Ordens am förderlichsten seyn konnte, Ein feines, kluges Gewebe, welches sich schnell über alle Länder Europa's legte. Als Loyola 1540 die Bestätigung des Papstes erhielt, hatte er zehn Schüler. Im Jahre 1608 zählte man über 10,000 Jesuiten und 1700 nahe an 20,000.

Indem die Glieder des Ordens von den geistlichen Geschäften anderer Orden, sogar von allen kirchlichen Aemtern ausgeschlossen wurden, war ihnen alle Zeit zu den Wissenschaften gespart, und so geschah es, daß sie bald eine große Zahl trefflicher Lehrer und Schriftsteller, ausgezeichneter Kanzelredner, begeisterter Missionäre und Gelehrten in allen Wissenschaften aufstellten. Sie waren es, die mit Wort und Schrift den Protestanten als Vertheidiger des katholischen Systems entgegentreten, die in kirchlicher Beredsamkeit mit ihnen wetteifern konnten. Ihr ganzes Streben richtete sich gegen die neue Lehre; als Beichtväter und Erzieher der Fürsten wie des Volkes wirkten sie ihr entgegen, und die große Klugheit, welche in dem Orden war, machte seine Bemühungen tief eindringend. Er ist eine Haupttriebfeder in der Entwickelung der neueren Zeiten geworden. — Es darf nicht vergessen werden, daß der Orden sich zu seiner Zeit wesentliche Verdienste um die Erziehung der Jugend erworben hat, und wenn die ganze Bildung der katholischen Welt in den neueren Jahrhunderten über der am Ende des Mittelalters steht, so hat sie es vorzüglich der Gesellschaft Jesu zu verdanken. Wäre die ganze Richtung derselben eine mehr innere geworden, hätte sie sich auf das Gebiet des Geistes beschränkt, wäre ihre Sittenlehre eben so einfach und gerade gewesen, als ihr Wissen umfassend, und hätte sie nicht in die Regierung der Staaten mit unsichtbarem Arme eingreifen wollen, so würde die ganze katholische Welt ungetheilt ihr Andenken segnen. In der Geschichte werden sie uns noch mehrmalen als wirksame Mitspieler großer Begebenheiten entgegentreten.

Der Kaiser Ferdinand lernte ihren Einfluß zuerst recht klar auf dem, wieder in Thätigkeit getretenen, Concilio zu Trient kennen. Es ging hier nicht nach Ferdinands Wunsche. Zur Beruhigung der Gemüther in seinen Erbstaaten, in der Hoffnung, vielleicht alle Spaltung zu verhüten, ließ er durch seine Gesandten recht dringend einige Punkte zur Sprache bringen, von denen er sich die wohlthätigste Wirkung versprach; sie

betrafen den Kelch im Abendmahl und die Priesterehe deren Bewilligung für die neuen Partheien, wie er sagte, ja nur von der Gnade der Kirche abhänge. Auch die bairischen und französischen Gesandten stimmten dafür, und letztere schlossen ihr Gutachten so: „Dieses können wir mit guter Treue und Glauben versprechen, daß zu dieser Zeit nichts dienlicher sey, die Gemüther der Christen mit einander auszusöhnen, die Religionsunruhen zu stillen und die Unsrigen bei ihrem Glauben zu erhalten, diejenigen aber, die bereits abgefallen sind, zurückzuführen, als wenn die gerechte und christliche Bitte der kaiserlichen Gesandten gewährt wird,“ — Allein, wie wenig ein scharfes und richtiges Urtheil über diese Verhältnisse von einer Versammlung zu erwarten war, welche größtentheils aus Ausländern und mit der Eigenthümlichkeit der teutschen Angelegenheiten unbekannten Männern bestand, bezeugen die kaiserlichen Gesandten, unter denen 4 Bischöfe waren, in einem Berichte an ihren Herrn. „Nun sehen wir es freilich ein,“ schreiben sie, „und wir greifen es gleichsam mit Händen, ob wir es gleich ohne großen Schmerz nicht sagen können, daß dahier ohne große Praktiken nichts auszurichten sey. Die Spanier wollen von der Vorschrift ihres Königs nicht einen Fingerbreit weichen. Die Italiener hangen ganz von dem Wink des Papstes und der Kardinäle ab. Der auswärtigen Bischöfe, die vielleicht den Zustand der jetzigen Zeiten besser kennen, sind die wenigsten, und können eben daher nichts ausrichten, weil die Mehrheit der Stimmen in allem entscheidet. Von den Teutschen ist der einzige Bischof von Lavant, im Namen des Erzbischofs von Salzburg zugegen, und vor einigen Tagen ist auch der Weihbischof von Eichstädt angekommen. Dagegen kommen schaarenweise die italienischen Erzbischöfe und Bischöfe, besonders solche, die aus reicheren und vornehmen Familien ensprossen sind. Alle aber hängen sie einzig von dem Winke des Legaten Simonetta ab; und allgemein weiß man, wie einige gute und fromme Bischöfe, welche ihre Meinung über eine Kirchenverbesserung freimüthig gesagt haben, zu Rom übel angeschrieben sind. Sollten demnach

diese heimlichen Umtriebe und menschlichen Affecten nicht gehoben werden, so wissen wir in der That nicht, was wir Gutes von hier gewarten sollten.«

Diese und ähnliche Klagen wiederholten sie noch mehrmahls, und so mislang auch dieser letzte Versuch, durch eine, unter dem Ansehen der Kirche vorgenommene, gründliche Untersuchung des ganzen kirchlichen Zustandes, den Frieden in der Christenheit herzustellen. Und die Ursache des Mißlingens war dieselbe, welche schon zu Kostnitz alle Versuche dieser Art, und die redlichste Absicht der teutschen Vorsteher, vereitelte, — die Einmischung der Fremden nemlich, die unser Volk nicht kennen, und deren Einfluß, vom Anfang unsere Geschichte an, in den äußern wie in den innern Angelegenheiten, den Frieden von uns genommen hat.

Uebrigens hat das Concilium zu Trient, außer vielen dogmatischen Bestimmungen, auch treffliche Grundsätze über die Sittenlehre des Christenthums ausgesprochen, welche noch jetzt zur Richtschnur des Unterrichts in der katholischen Kirche dienen. Dieses Feld des thätigen Gottesdienstes ist es, welches alle Partheien vereinigt; es ist für alle dasselbe, und zeigt allen auf gleiche Weise den Weg, sich in Gesinnung, Wort und That als wahre Christen zu beweisen.

Am 9. December 1563 wurde das Concilium geschlossen; und nicht lange nachher starb auch Ferdinand, den 25. Juli 1564, im 62sten Jahre seines Alters. Das sprechendste Zeugniß für ihn in der Geschichte ist, daß er in so schwierigen Zeiten, wo der Haß und die Leidenschaften so oft das Urtheil bestimmten, von allen Partheien, von Katholiken sowohl als Protestanten, das Lob eines trefflichen Mannes mit in das Grab genommen hat.

---

21. Maximilian II. 1564 — 1576.

Schon im Jahre 1560 hatte Ferdinand seinen Sohn Maximilian, auf dem Churfürstentage zu Frank-

furt, zu seinem Nachfolger vorgeschlagen, und die Churfürsten hatten ihn ernannt. Der Vater empfahl den Sohn mit Worten, welche als ein wahrhaftiges Zeugniß über ihn aufbewahrt zu werden verdienen. »Er sey mit hoher Vernunft, Schicklichkeit, Milde und Sanftmüthigkeit, auch allen andern fürstlichen Tugenden und guten Sitten trefflich begabt, von gerechtem, ehr- und friedliebendem Gemüth, und trage gegen das heilige Reich teutscher Nation große Liebe und Zuneigung, deren Ehre und Wohlfahrt zu befördern er zum höchsten begierig sey. Endlich sey er auch der sechs vornehmsten, in der Christenheit gebräuchlichen Sprachen kundig, also, daß er alles, was jetzo und künftig mit fremden Potentaten zu handeln sey, selbst werde verstehen, reden und ausfertigen können.«

Ein anderes, ehrenvolles Zeugniß legten seine böhmischen Unterthanen über ihn ab, als sie ihn den Polen zum Könige empfahlen, die ihr Auge auf ihn gerichtet hatten. »Unser Böhmen, sagten sie, befindet sich unter seiner Regierung besser, als wenn es von einem angebornen Vater beherrscht würde; unsere Vorrechte, Gesetze und Freiheiten werden von ihm geschützt, und er läßt alles unverändert bei seiner Kraft. Und was man fast ein Wunderwerk nennen könnte, ist die große Klugheit und Unpartheilichkeit, mit welcher er den verschiedenen Glaubensgenossen begegnet, und sie dadurch zur Einmüthigkeit, Duldung und gegenseitigen Liebe führt.«

Und mit Recht konnten daher die Polen selbst von ihm sagen: »Er habe das christliche, gemeine Wesen, welches durch Empörungen und Zwietracht erschüttert sey, so in Ordnung gebracht, daß er mehr Triumphe durch seinen Verstand im Frieden, als ein anderer durch Kriege erhalten habe.«

Und solche Gesinnung und Handlungsweise übte er in einem Zeitalter, wo man kaum das Wort Duldung kannte, ja, er bekannte sich öffentlich zu dem Grundsatze, »daß Gott allein die Herrschaft über die Gewissen zustehe.« Das ist der Ruhm dieses Kaisers;

und durch solche seine wie seines Vaters Trefflichkeit geschah es, daß Teutschland in einer Zeit, da in den Niederlanden und in Frankreich der Religion wegen das Blut in Strömen floß, da in dem letzteren Lande die schreckliche Bartholomäusnacht oder Pariser Bluthochzeit, zur Schande der Menschheit, veranstaltet wurde, Teutschland im Ganzen einer Ruhe genoß, wie noch keiner seit der Religionstrennung.

Auch das Reichskammergericht, ursprünglich zur völligen Aufhebung des Faustrechts eingesetzt, gewann über die Neigung zu roher Gewalt nun gänzlich die Oberhand. Als das letzte Aufbrausen des Faustrechts in dieser Zeit können die Unruhen des Wilhelm von Grumbach, eines fränkischen Reichsritters, angesehen werden, welcher mit einem Ueberbleibsel der wilden Schwärme des Markgrafen Albrecht in Franken hauste. Vorzüglich verwüstete er das Gebiet des Bischofs von Würzburg und ließ diesen selbst endlich in seiner eigenen Stadt erschießen. Das Kammergericht sprach die Acht gegen den Mörder aus, und dieser flüchtete sich nach Gotha, zu dem Sohne des unglücklichen Churfürsten Johann Friedrich. Er hatte den, beinahe schwachsinnigen, Fürsten mit der Hoffnung zu bethören gewußt, daß er ihm das Churfürstenthum Sachsen wieder erobern wolle; darüber erfuhr der junge Herzog ein noch unglücklicheres Schicksal, als sein Vater. Moritzens Bruder, der Churfürst August, führte das Heer an, welches die Acht vollziehen sollte, belagerte den Herzog mit Grumbach in Gotha einen ganzen Winter hindurch, und zwang sie durch Noth zur Uebergabe, Der junge Fürst wurde als Gefangener nach Wien, und dort auf einem offenen Wagen, mit einem Strohhut auf dem Kopfe, dem Volke zum Spott durch die Straßen der Stadt geführt. Dann saß er 28 Jahre lang zu Steyer in Oberösterreich gefangen und starb im Gefängniß. Grumbach aber wurde nach grausamen Martern von Pferden gevierttheilt.

Statt des Faustrechts, welches die Ausartung des Kriegswesens in der Lehnsverfassung war, wurde Teutschland in dieser Zeit von denen, die den Krieg

als ein Gewerbe trieben, mit anderer Plage heimgesucht; gleich als sollten die Nachtheile jeder Kriegsverfassung den Völkern fühlbar gemacht werden, welche nicht einen jeden freien Mann zum Krieger und Verfechter des Vaterlandes macht. Die Haufen von Miethssoldaten, welche allenthalben hauseten, seit die Krieger für Geld geworben wurden, die Werb- und Musterplätze, das Ab- und Zuziehen, die Quartiere und Durchzüge der, an keine Zucht gewöhnten, plötzlich zusammengelaufenen Schaaren, waren eine unerträgliche Landplage. Die Klagen aus Maximilian I. Zeit erneuerten sich. Kaiser Maximilian II. sagt in seinen Beschwerden, die er dem Reichstage vorlegte: „Das jetzige Wesen des teutschen Kriegsvolks, welches ehemals vor andern Nationen wegen seiner Frömmigkeit, Zucht und Ehrbarkeit den Preis gehabt, gewinne nunmehr ein Ansehen fast barbarischer Art, und wolle in solche Ausgelassenheit verwandelt werden, daß in die Länge kein Biedermann bei Haus und Hof, und kein Herr bei Land und Leuten bleiben könne.“

Auf solche Klagen verfaßte man denn auch neue und strengere Kriegsgesetze, oder sogenannte Reiterbestallungen. Allein das gründlichste Mittel, welches der Kaiser vorgeschlagen hatte, alle Werbungen auswärtiger Fürsten in Teutschland gänzlich zu verbieten, konnte nicht durchgesetzt werden. Die teutschen Fürsten behaupteten: „Von Alters her sey es eine löbliche Art teutscher Freiheit gewesen, um Ehre und Ruhm mit ritterlichen Thaten fremden Herrschern, ohne alles Beleidigen des Vaterlandes, zu dienen. Wenn dieser Brauch aufgehoben werde, so werde der Kriegsstand in Teutschland vernichtet, und zur Zeit der Noth werde es an Kriegern fehlen.“ — Wir vernehmen in solchen Reden noch immer die Klänge aus Tacitus Zeit, da die teutschen Jünglinge, wenn in ihrem Stamme Ruhe war, durch Waffenlust getrieben, zu solchen zogen, die in irgend einem Kampfe begriffen waren.

Der Kaiser Maximilian brachte im Jahr 1575 die Wahl seines Sohnes Rudolf zum römischen

Könige zu Stande und starb ein Jahr darnach, auf dem Reichstage zu Regensburg, an demselben Tage und in derselben Stunde, als der Reichstagsabschied daselbst öffentlich bekannt gemacht wurde.

---

22. Rudolf II. 1576 — 1612.

Die lange Regierung dieses Kaisers hat den Zunder neuer, gewaltsamer Erschütterungen in Teutschland angehäuft, und ist ein trauriger Beweis, wie in schwierigen Zeiten Unentschiedenheit und Trägheit fast schlimmer wirken, als selbst der üble Wille. Dieser kann dem Kaiser Rudolf nicht vorgeworfen werden, so wenig als Unwissenheit und Unverstand; allein sein Gemüth war auf viele andere Dinge mehr gerichtet, als auf die Pflichten, die er als Herrscher zu üben hatte, und daher geschah das meiste ohne, vieles wider sein Wissen und Willen. Er stand unter der Herrschaft schlechter Rathgeber.

Die Spannung der Gemüther wegen der Religionstrennung, die eben etwas beschwichtigt war, nahm wiederum zu, seit die katholischen Fürsten, auf den Rath der Jesuiten, anfingen, in ihren Ländern auch zu reformiren, d. h. die protestantischen Unterthanen wieder zum alten Glauben zurückzuführen, oder, wenn sie sich dazu nicht willig finden ließen, aus dem Lande zu weisen. Nach dem Augsburger Religionsfrieden konnten die übrigen Fürsten ihnen zwar keinen Vorwürf darüber machen, allein immer schien es diesen doch ein gewaltsamer Eingriff in die Gewissensfreiheit der Einzelnen, und ein Zeichen feindlicher Gesinnung gegen ihre ganze Parthei. Und wohin solche Feindseligkeit am Ende führen könne, davon gaben Frankreich und die Niederlande um diese Zeit ein trauriges Beispiel. Der Kampf, den dieses letztere Land für seine Relionsfreiheit gegen

Philipp II. und den eisernen Alba*) führte, wirkte durch die Nähe der Gräuelthaten nicht nur sehr lebhaft auf die Gemüther in Teutschland, sondern versetzte auch einigemahle Krieg und Schrecken selbst hinüber auf das teutsche Gebiet, indem spanische Kriegsvölker, von Noth und Mangel getrieben, aus den Niederlanden in Westphalen einrückten, und das Land umher ausplünderten.

Dazu ereigneten sich in den teutschen Gränzländern selbst einige bedenkliche Vorfälle. In Aachen hatte sich eine Gesellschaft niederländischer Ansiedler mit einem protestantischen Prediger eingefunden und fanden bald so viele Anhänger, daß sie sich in gleiche Rechte mit den Katholiken einsetzten. Sie schlugen schon 1581 zwei Bürgermeister aus ihrer Mitte vor, und als die Gegner sich widersetzten, ergriffen sie die Waffen, bemächtigten sich des Zeughauses, und führten ihre Forderungen mit Gewalt durch.

In dem benachbarten kölnischen Lande ging es noch unruhiger. Der Churfürst Gebhard liebte die schöne Gräfin Agnes von Mansfeld, Kanonissin in dem Stifte zu Gerresheim, und um sich mit ihr zu verbinden, trat er, auf das Verlangen der Brüder der Gräfin, zu der neuen Kirche über. Aber sogleich wandte sich das Domkapitel und der Rath von Köln nach Rom und an den Kaiser, und bald erfolgte auch der Bannfluch, so wie die Reichsacht gegen den Erzbischof. Das Kapitel wählte den Prinzen Ernst von Baiern zu seinem Nachfolger, und dieser setzte sich mit Hülfe von baierschen und spanischen Kriegsvölkern in den Besitz des Landes. Gebhard floh zuerst nach den Niederlanden und später begab er sich nach Straßburg, wo er Domdechant war. Hier starb er 1601. Die protestantischen Fürsten ließen seine Absetzung und Vertreibung ruhig

---

*) Alba rühmte sich bei seiner Rückkehr nach Spanien, öffentlich, daß er bis 18,000 Menschen in den Niederlanden durch das Schwerdt habe hinrichten lassen, und versicherte, er wolle, so alt er sey, einen seiner Füße darum geben, wenn sein König, — der doch eben nicht sehr nachsichtig war, noch begieriger nach Krieg und Gewalt wäre.

geschehen, obgleich ihnen eine neue Stimme im churfürstlichen Rathe von der größten Wichtigkeit gewesen wäre. Zum Theil mag sie die Achtung des Religionsfriedens zu dieser Unthätigkeit gebracht haben, und dieser Grund war edel und lobenswerth; allein die öffentliche Stimme gab ihnen auch Schuld, die lutherisch Gesinnten hätten dem Churfürsten Gebhard deshalb ihren Beistand entzogen, weil er zu der kalvinischen Lehre übergetreten war, die sie fast eben so sehr haßten, als die katholische. Auffallend wenigstens war es, daß nur der reformirte Pfalzgraf Johann Casimir einen Versuch für Gebhard machte; er rückte mit einigen Haufen vor Köln, und schloß die Stadt eine Zeitlang ein, allein die heranrückenden Baiern und Mangel des Soldes trieben sein Heer aus einander.

Dieser Johann Casimir von der Pfalz war ein eifriger Anhänger seiner Kirche und wollte von dem lutherischen Glauben nichts wissen, dessen Lehrer er aus seinem Lande trieb. Ueberhaupt hat kein Land in Teutschland so traurige Wirkungen des Partheihasses der Protestanten unter sich erfahren, als das pfälzische. Der Churfürst Friedrich III. war zu der reformirten Kirche übergetreten. Von seinen beiden Söhnen war der jüngere, der eben genannte Pfalzgraf Johann Casimir, ebenfalls reformirt, der ältere aber, der Churfürst Ludwig, war der augsburgischen Confession so sehr zugethan, daß er dem kalvinischen Hofprediger seines Vaters nicht gestatten wollte, dessen Leichenpredigt zu halten. Dann wurden den Reformirten allenthalben ihre Kirchen genommen und Prediger sowohl als Schullehrer aus dem Lande getrieben. Es sollen ihrer an 200 gewesen seyn. Als Ludwig jedoch früh starb, und Johann Casimir die Vormundschaft über dessen Sohn Friedrich IV. führte, wendete dieser die Sache wieder um und begegnete den Lutheranern, wie sein Bruder den Reformirten gethan hatte; und dem neunjährigen Friedrich wurde statt des sorgfältig eingeprägten lutherischen Kathechismus der kalvinische mit aller Strenge beigebracht. Dieses nannte man

christlichen Glaubenseifer! Und durch solchen Eifer mußte das pfälzische Land binnen 60 Jahren viermahl seine Kirche ändern, so daß es Anfangs lutherisch, dann reformirt, dann wieder lutherisch und endlich wieder reformirt wurde.

Kein Wunder, wenn die alte Kirche das Recht zu gleichem Verfahren gegen die neue zu haben glaubte, da diese so gegen sich selbst eiferte. In der That folgte auch aus der kölnischen Streitsache bald eine ähnliche in der Stadt Straßburg, wohin sich Gebhard mit drei gleichfalls protestantischen Domherrn gewendet hatte; und die Stadt Donauwerth, die bis dahin freie Reichsstadt gewesen, und größtentheils protestantisch geworden war, kam der Religionsspaltung wegen sogar in die Reichsacht und dadurch 1607 in die Hände des Herzogs von Baiern, der die Acht gegen sie vollzog.

Das uneinigste und zerrissenste teutsche Land war aber in Kaiser Rudolfs Zeit das östreichische selbst. Maximilian II. hatte den protestantischen Ständen Religionsfreiheit gestattet, und hatte ihnen selbst durch einen Rostockischen Theologen Chyträus eine Kirchenordnung verfertigen lassen; da er jedoch ihren Gottesdienst von seiner Hauptstadt Wien ausschließen wollte, gab er ihnen einige Kirchen in der Nähe der Stadt auf dem Lande. Ihre Zahl nahm bald außerordentlich zu; einige ihrer Lehrer, besonders ein gewisser Opitius, eiferten mit unwürdiger Heftigkeit gegen jeden andersdenkenden; die Klagen wurden immer lauter, und Rudolf, welcher ebenfalls partheiischen Rathgebern folgte, ging gleich so weit, daß er ihnen die vorher gestatteten Kirchen schließen und sogar in allen östreichischen Städten das Bürgerrecht nehmen ließ. Allein die Unzufriedenheit über diese Maaßregeln wurde bald so groß, und Rudolf hatte den Beistand seiner Stände gegen die Türken und bei den Unruhen in Ungarn so nöthig, daß er bald wieder gelinder mit ihnen verfahren mußte.

In Ungarn war allgemeine Unzufriedenheit mit seiner Regierung, weil er sich nicht um das Land bekümmerte, keinen Landtag selbst besuchte, ja nicht ein ein-

zigesmahl im Lande erschien, sondern seine, dorthin gesandten, teutschen Soldaten frei und frech schalten ließ. Es entstand daher im Anfange des neuen 17ten Jahrhunderts ein gefährlicher Aufruhr in Ungarn unter der Anführung eines Edelmanns Stephan Botschkai. Dieser ließ sich mit den Türken in Verbindung ein und bemächtigte sich eines großen Theiles des Landes. Ueberhaupt wurde der Kaiser mit jedem Tage untheilnehmender in seiner Regierung. Die Kunde der Gestirne und der Natur beschäfftigten ihn mehr, als sein Reich, und diese Neigung führte ihn bald in die Hände betrügerischer Menschen, die ihm aus den Sternen die Zukunft deuten und die Kunst des Goldmachens lehren sollten. Und so wie sich an seinem Hofe solche Betrüger mit Gelehrten, wie Tycho Brahe und Keppler, zusammenfanden, so mischten sich in Rudolfs Seele selbst auf wunderbare Weise die edleren mit den thörichten Neigungen. An Kunstwerken alter Zeit, an Bildsäulen, geschnittenen Steinen, so wie an Gemälden, hatte er die größte Freude und verwendete bedeutende Summen dafür; aber eben so sehr zog ihn auch seine alchymistische Werkstätte an, wo das Gold bereitet werden sollte, und diejenigen, welche über wichtige Reichsangelegenheiten mit ihm zu reden hatten, mußten ihn oft in seinen Pferdeställen aufsuchen, in denen er viele Stunden des Tages zuzubringen pflegte. — Diese Unthätigkeit und Sorglosigkeit, die Zerrüttung Ungarns, so wie die Unordnung der übrigen östreichischen Länder, konnten den Brüdern und Vettern des kinderlosen Kaisers nicht gleichgültig seyn. Sie berathschlagten sich über das Wohl des Hauses und schlossen endlich 1606 einen Vertrag, durch welchen des Kaisers Bruder Matthias die Anordnung der Regierung in Oestreich und Ungarn übertragen wurde. Rudolf war zwar Anfangs sehr ungehalten darüber, ließ sich aber nach einigen Jahren dennoch willig finden, dem Matthias Oestreich ob und unter der Ens und das Königreich Ungarn abzutreten, „damit das Land, welches in des Kaisers Abwesenheit so vieles während des 16jährigen Krieges gelitten habe, durch

Matthias wieder zu Ruhe und Wohlstand gebracht werden möchte.“ Und in der That gelang es demselben, Ungarn wieder zu beruhigen und nach Botschkai's baldigem Tode ganz zum Gehorsam zurückzuführen.

Dem Kaiser Rudolf blieb also außer seiner Kaiserwürde nur das Königreich Böhmen. Die protestantischen Stände dieses Landes, welche die günstige Zeit für sich benutzen wollten, da ihr Herr ohne Macht, und sogar mit seinen Verwandten gespannt war, setzten ihm so lange zu, bis er ihnen freie Religionsübung, ein eigenes Consistorium, die Einräumung der Prager Academie, und sogar die Freiheit zusicherte, außer den schon vorhandenen noch neue Kirchen und Schulen in Böhmen errichten zu dürfen. Diese wichtige Urkunde nennt man den Majestätsbrief, und sie ist es, welche die erste Veranlassung zum dreißigjährigen Kriege gegeben hat.

Die protestantische Union. 1608. — Das wieder erweckte Mißtrauen der Religionspartheien in Teutschland, so wie der Anblick der Entzweiung des östreichischen Hauses, welches die Stütze der Katholischen gewesen war, verknüpfte die protestantischen Stände wieder näher mit einander, und erregte in ihnen den Gedanken eines neuen Bündnisses zu Schutz und Trutz. Am lebhaftesten wurde dasselbe durch das pfälzische Haus betrieben, welches sich zu großem Ansehn hob; aber zum Schaden des Bundes. Denn weil Pfalz so eifrig dem reformirten Glauben anhing, so fiel dadurch bei den lutherisch Gesinnten sogleich ein übles Licht auf die Sache selbst, und sie waren größtentheils nicht zum Beitritt zu bewegen. Als daher der Churfürst Friedrich von der Pfalz, nach vielen Bemühungen, endlich im Jahr 1608 einen neuen Bund unter dem Namen Union zu Stande brachte, traten, außer ihm, nur die Markgrafen von Brandenburg, der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg, der Herzog von Wür-

tenberg und der Markgraf von Baden dazu, nebst den wichtigen Städten Straßburg, Nürnberg und Ulm. Man wollte sich „mit Rath und That beistehen, besonders die Religion beschützen; Pfalz sollte das Directorium zu Friedenszeiten haben und der Bund auf zehn Jahre gelten.“ Man bewarb sich um den Beitritt mehrerer Glieder; Churbrandenburg zeigte sich auch nicht abgeneigt, Sachsen dagegen weigerte sich ganz entschieden, und antwortete: „Wenn man die Sache recht ansehe, so werde sich finden, daß sie zum Theil unnöthig, und in Wahrheit nichts anders sey, als eine Trennung und Auflösung des ganzen Reiches, die sicher daraus folgen wrrde.“ — Wenn das Haus Pfalz ehrsüchtige und unreine Absichten bei der Sache gehabt hat, so hat es sie schwer genug büßen müssen.

Jülichscher Erbschaftsstreit. — Gleich im nächsten Jahre 1609 ereignete sich ein Fall im Reiche, bei welchem die eben geschlossene Verbindung thätig eingreifen konnte. Der Herzog Johann Wilhelm von Jülich, der die schönen Länder am Niederrhein, Jülich, Cleve, Berg, Mark und ein gekleinere beherrschte, starb am 25. März dieses Jahres ohne Erben. Er hatte vier Schwestern, welche an teutsche Fürsten vermählt waren, und nicht nur diese, sondern auch andere, weitläuftige Verwandte machten Ansprüche auf die Erbschaft. Unter allen aber ergriffen der Churfürst von Brandenburg und der Pfalzgraf von Neuburg zuerst Besitz, und errichteten einen Vertrag zu Düsseldorf, nach welchem sie das Land, bis zu ausgemachter Sache, gemeinschäftlich verwalten wollten. Der Kaiser dagegen, mit dem eigenmächtigen Verfahren der beiden Fürsten unzufrieden, schickte den Erzherzog Leopold, Bischof zu Passau, ab, um das Land, als verfallenes Reichslehen, zu besetzen. Dieser kam auch mit einigen Truppen; konnte aber nichts weiter vom Lande erhalten, als die Stadt und Festung Jülich, wo ihn der Amtmann einließ; indeß ließ er im El-

faß neue Haufen werben, und dachte die Rechte des Kaisers mit Gewalt zu behaupten. Diese Einmischung des östreichischen Hauses regte hinwiederum die Union auf; sie versprach den beiden bedrohten Fürsten ihren Beistand, und fing an zu rüsten; und überdieß trat auch der französische König Heinrich IV. mit ihnen in Unterhandlung und bestärkte sie in der Widersetzlichkeit gegen den Kaiser. Es ist bekannt, wie dieser König mit großen Entwürfen zu einer Umgestaltung Europa's umging, wie er das östreichisch-spanische Haus zu verkleinern und dann aus Europa eine Staaten-Republick zu bilden gedachte, welche ein gemeinschaftliches Heer zur Vertreibung der Türken in's Feld stellen sollte. Mit diesen Entwürfen hing auch seine Verbindung mit der Union in Teutschland zusammen; er hatte das Jahr 1610 bestimmt, um die Unternehmungen gegen das Haus Oestreich anzufangen, und wirklich rückte das Heer der Union im Frühling dieses Jahres in den Elsaß ein, zerstreute einige tausend Mann, welche der Erzherzog Leopold hier werben ließ und klagte den Kaiser, zur Entschuldigung dieser Gewaltthat, eines unrechtwäßigen Verfahrens in der Jülichschen Erbsache an. Der Kaiser hätte diesen Fall, sagten sie, den alten Reichsrechten gemäß, nicht allein, sondern mit Zuziehung einer Anzahl von Churfürsten und Fürsten entscheiden müssen.

Die katholische Lige. 1610. — Das rasche Ergreifen der Waffen, noch mehr aber das feindselige Verfahren der Unirten in allen Ländern geistlicher Fürsten, wohin ihr Heer kam, erbitterte die Katholiken; jene hatten die Stifter am Rheine, Maynz, Trier, Köln, Worms, Speyer und andere, wie erobertes Land, mit Brandschatzungen und aller Gewaltthätigkeit heimgesucht. Da fingen die katholischen Stände auch an, Zusammenkünfte zu halten, und schlossen zu Würzburg 1610 auf 9 Jahre einen Gegenbund, welche den Namen der Lige annahm. Es waren vorzüglich die geistlichen Fürsten

und das Haus Baiern; und um Einheit in ihren Bund zu bringen, wurde dem Herzog Maximilian von Baiern der Oberbefehl gegeben. Dadurch erhielt dieser Bund so viel mehr Festigkeit, als die Union, welche im Kriege kein beständiges Oberhaupt, sondern gewählte Anführer haben sollte; da sie aber aus lauter weltlichen Fürsten bestand, so strebte ein jeder nach dieser Ehre. Uebrigens wurde die Lige ungefähr auf dieselben Grundlagen abgeschlossen, als die protestantische Union.

Die Lige waffnete nun gleichfalls; und da indeß Heinrich IV. von Frankreich ermordet war, so ließen sich die Unirten bald zu einer gütlichen Beilegung der Sache bewegen. Beide Theile legten die Waffen für diesesmahl wieder ab.

Kaser Rudolfs Absetzung in Böhmen und Tod. 1612. — Der alte Kaiser verbitterte sich seine letzten Lebensjahre selbst durch neue Zwiste in seinem Hause. Seinen Bruder Matthias betrachtete er mit Widerwillen; auch von den Uebrigen war ihm keiner lieb, außer dem schon erwähnten Leopold, Bischof von Passau; diesem wünschte er sein letztes Land Böhmen zu verschaffen, und ließ deshalb, nach übel berechnetem Plane, im Jahre 1611 geworbenes Kriegsvolk aus Passau in Böhmen einrücken. Die böhmischen Stände, welche dabei eine feindselige Absicht gegen ihre Religion vermutheten, griffen zu den Waffen, schlossen den Kaiser in seiner Burg zu Prag ein, und riefen den Mathias, welcher schon früher die Anwartschaft auf die böhmische Krone erhalten hatte, herbei. Unter lautem Jubel zog er in Prag ein, und Rudolf mußte, nach bittern und kränkenden Verhandlungen, auch diese Krone seinem Bruder abtreten. In diesen trüben Tagen soll er einmahl im Unmuthe das Fenster seines Zimmers aufgerissen und diese Worte hinausgerufen haben, welche wie eine böse Verkündigung angesehen werden können: »Prag, du undankbares Prag, durch mich bist du erhöht worden, und nun stößest du deinen Wohlthäter von

dir! Die Rache Gottes soll Dich verfolgen, und der Fluch über Dich und ganz Böhmen kommen!“

Es blieb ihm von allen seinen Kronen nur noch die kaiserliche; vor der Schmach, auch diese zu verlieren, wie es nicht ohne Anschein war, bewahrte ihn der Tod, welcher ihn bald nachher, in seinem 60ten Jahre, den 20. Januar 1612, wegnahm. Er sah demselben mit Ruhe und sogar mit Freudigkeit, als einem Befreier aus tausendfachen Sorgen, entgegen.

---

23. Matthias. 1612 — 1619.

Die Wahl des neuen Kaisers fiel auf den Aeltesten des östreichischen Hauses; sie geschah zu Frankfurt den 13. Juni, und die Krönung, mit fast nie gesehener Pracht den 24ten. Außer dem Churfürsten von Brandenburg, waren alle andere Churfürsten und eine große Menge von Fürsten zugegen; es war, wie ein Geschichtschreiber sagt, als wolle man für immer Abschied von einander nehmen; denn so sind die teutschen Fürsten nachher nie wieder zusammen gewesen. Der König Matthias hatte allein in seinem Gefolge 3000 Menschen, 2000 Pferde und 100 sechsspännige Wagen; und die andern Fülsten erschienen nach ihrem Vermögen fast mit gleichem Aufwande. Feste folgten auf Feste, und wer die große, glänzende und fröhliche Versammlung sah, hätte Teutschland für das erste Land der Welt preisen mögen, welches so viele treffliche Fürsten besitze und sie in solcher Traulichkeit vereinigt sehe. Aber hinter dem glänzenden Vorhange lauerten die Geister der Zwietracht. Der tiefer schauende hätte in den Gemüthern der Katholiken die Freude über die größere Thätigkeit und Entschlossenheit des neuen Kaisers entdeckt, von welchem sie ihrer Parthei große Vortheile versprachen; in denen der Unirten aber die Freude über die anscheinende Kränklichkeit desselben. Der Fürst Christian von Anhalt, einer der Thätigsten unter den letzteren, soll sich, die Zweideutigkeit von dem Feste hernehmend,

geäußert haben: „Wenn es zum Tanze komme, so werde Matthias keine große Sprünge mehr machen.“

In der That zeigte sich auch der neue Kaiser nicht so thätig, als man von ihm erwartet hatte; es schien, als wenn er seinen Bruder von seinen Thronen verdrängt habe, um dessen Zaudern und Unschlüssigkeit nur fortzusetzen. Dagegen arbeiteten die Leidenschaften desto heftiger in den Gemüthern der Zeitgenossen und bereiteten die schweren Ausbrüche des Hasses vor, welche noch unter Matthias Regierung den Anfang nahmen. In den östreichischen Ländern eiferten die Religionspartheien, durch ihre Prediger von den Kanzeln dazu aufgefordert, mit neuer Heftigkeit gegen einander; das menschlich-sittliche Verhältniß zwischen ihnen war fast ganz vernichtet; denn solcher Haß, weil er das Heiligste berührt, was der Mensch besitzt, ist der unversöhnlichste.

Im übrigen Teutschland ereigneten sich gleichfalls einige bedenkliche Fälle. In Aachen waren neue Streitigkeiten ausgebrochen; eben so zwischen der Stadt Köln und den beiden Besitzern der Jülichschen Lande, weil diese, den Kölnern zum Schaden, den Ort Mülheim am Rhein in eine Stadt umzuschaffen suchten. In beiden Fällen entschied der Kaiser zu Gunsten der katholischen Parthei, und erregte dadurch bei den Protestanten neue Sorge. Sein Spruch wegen Mülheim würde aber wohl wenig gefruchtet haben, wenn nicht die beiden fürstlichen Häuser, welche von der jülichschen Erbschaft Besitz genommen hatten, unter sich selbst zerfallen wären. Der pfälzische Prinz Wolfgang Wilhelm sollte eine Tochter des brandenburgischen Hauses heirathen und kam deshalb nach Berlin. Hier aber, beim Mahle und durch die Wirkung des Weines, entstand ein Streit zwischen ihm und dem Churfürsten, beide vergaßen sich, und dieser gab dem Prinzen eine Ohrfeige. Kaum hat wohl eine geringfügige Veranlassung wichtigere Folgen in der Geschichte erzeugt; sie erstreckten sich auf das ganze Reichssystem bis in die spätesten Zeiten. Der erzürnte Prinz reiste

sogleich nach Berlin ab, und schloß sich nun, aus Haß, eng an das Baiersche Haus an, heirathete eine Tochter aus demselben und nahm selbst die katholische Religion an. Der Churfürst von Brandenburg dagegen, der für seine jülichschen Länder fürchtete, wenn Wolfgang Wilhelm mit Hülfe der Lige oder der Spanier sie angriffe, suchte den Beistand der Holländer, die noch immer mit den Spaniern im Kriege befangen waren, und trat, ihnen zu Gefallen, von der lutherischen zur reformirten Kirche über. Und wirklich rückten nun die Bundesgenossen beider Theile in die jülichschen Länder ein; die Holländer besetzten Jülich, die Spanier unter Spinola Wesel; und diese vollstreckten zugleich die Urtheilssprüche des Kaisers wegen Aachen und Mülheim. So wurden die Bewegungen im Reiche schon feindlicher, und so fingen die teutschen Stände an, Bündnisse mit dem Auslande zu schließen.

Noch höher stieg die Besorgniß der Protestanten bei der Bestimmung des Nachfolgers für den Kaiser Matthias. Er selbst und seine Brüder Maximilian und Albrecht waren kinderlos; diese beiden hatten auch keine Neiguug zu den Geschäften der Regierung, entsagten daher der Nachfolge in den östreichischen Ländern und schlugen ihren Vetter, den jungen Erzherzog Ferdinand, welcher Steyermark, Kärnthen und Krain besaß, zum Nachfolger vor. Dem Kaiser war die ganze Sache sehr zuwider, und er mochte die Hand der Vergeltung für das Unrecht an seinem Bruder Rudolf fühlen; allein die Brüder drangen so sehr in ihn, daß er endlich nachgeben mußte. Auf dem böhmischen Landtage 1617 wurde Ferdinand zum künftigen König von Böhmen angenommen und drei Wochen nachher mit großer Pracht in Prag gekrönt. Die Stände forderten nichts, als die Bestätigung ihrer bisherigen Rechte und daß der neue König sich bei Lebzeiten des alten nicht in die Regierung mische.

Dieser Ferdinand ist eine Haupttriebfeder in dem gewaltigen Umschwunge seiner Zeit geworden, und verdient eine ernste und gerechte Würdigung um

so mehr, da er zu allen Zeiten mehr geschmäht oder leidenschaftlich gepriesen, als ruhig beurtheilt ist. Er war auf der Universität zu Ingolstadt in Baiern, vorzüglich durch Jesuiten, und unter den Augen des, sehr eifrig katholischen, alten Herzogs Wilhelm von Baiern gebildet, und von Kindheit an waren ihm die strengsten Grundsätze in Religionssachen eingeprägt. Er glaubte fest an eine allein seligmachende Kirche, und hielt es für die erste Pflicht seines Lebens, durch alle Mittel, die in eines Menschen Gewalt sind, durch Güte und Strenge, durch das Wort so wie durch's Schwerdt, die Menschen bei ihr zu erhalten oder zu ihr zurückzuführen. Denn das Seelenheil, so hatte man ihn gelehrt, gehe vor aller menschlichen Rücksicht und Nachsicht. Diesen Grundsätzen ist er mit aller Treue des Herzens, sein Leben lang, gefolgt; er glaubte sich zum Kämpfer für die katholische Kirche und zum Wiederhersteller ihres alten Glanzes von Gott bestimmt; aus diesem Glauben hat er kein Hehl gemacht, er ist offen und redlich auf den Kampfplatz getreten, und das ist seine Ehre in der Geschichte. Der Mann verdient Ehre, der dem, was er als recht und heilig erkannt hat, mit der vollen Kraft seines Wesens, frei und standhaft folgt. Ist Ferdinand mit seinem ganzen Leben in einem großen Irrthume befangen gewesen, indem er wähnte, der Gott, welcher seine Sonne über die Völker jedes Glaubens angebetet werden, und wolle diese einzig rechte Weise gleich milde scheinen läßt, könne nur auf Eine Weise mit Feuer und Schwerdt über den Erdboden verbreitet wissen, so haben es diejenigen zu verantworten, welche ihm solche Lehre in zarter Kindheit beigebracht und in dem Jünglinge und Manne befestigt haben.

Der junge Fürst fing gleich, nachdem er in seinen Ländern Herr geworden war, an, sie zu reformiren, das heißt, in die alte Weise des Gottesdienstes zurückzuführen. Er stellte den Grundsatz auf, daß der Landesherr nur Eine Kirche in seinen Ländern dulden dürfe, damit die volle Einheit der Gemüther und des Willens da sey; und da der Augs-

burger Religionsfriede in diesem Falle für die Andersgläubigen nur das Recht der Auswanderung hatte erlangen können, so zwang er die, welche sich nicht zur alten Kirche halten wollten, seine Länder zu verlassen. Diese Maaßregeln waren hart; es ist dem treu und inniggesinnten Menschen nichts härter, als die Stätte auf immer verlassen zu müssen, wo seine Voreltern gewohnt, und wo er selbst die Jahre der Kindheit verlebt hat. Es konnte daher nicht fehlen, daß heftige Bewegungen in Ferdinands Ländern entstanden. Vor allen regten sich die zahlreichen Gebirgsbewohner; denn diese, die in ihren Bergen von dem schnellen und wogenden Verkehr der Menschen ausgeschlossen leben, und im Angesichte der ewig festen, großen Bildungen der Natur ihr Gemüth von der schwankenden Betrachtung der Dinge entwöhnt haben, hängen von allen am festesten an ihren Meinungen und an dem vaterländischen Boden. Und dennoch war in den Maaßregeln des jungen Fürsten solche Festigkeit und Ruhe, und er zeigte so entschlossenen Ernst, daß den Ausbrüchen der Unzufriedenheit schon vorgebeugt war, ehe sie sich zeigten, und daß, ungeachtet der Richtplätze, die allenthalben zur Warnung aufgestellt wurden, kein Blut floß. Und so war in wenigen Jahren, wie durch ein Wunder vor aller Augen, in seinen Ländern, wo schon die größere Hälfte der Einwohner der neuen Kirche angehört hatte, keine protestantische Kirche mehr zu sehen, und wurde keine protestantische Predigt mehr gehört. Solche Thatkraft eines jungen Fürsten mußte wohl große Hoffnungen auf einer und Furcht auf der andern Seite erregen. Die unirten Stände in Teutschland, besonders der Churfürst von der Pfalz, fanden in der Erhebung Ferdinands zum Haupte des östreichischen Hauses neuen Antrieb, ihren Bund zu verstärken. Sie arbeiteten noch immer daran, Churſachsen zu gewinnen; aber umsonst. Im Stillen mochte der Widerwille gegen die reformirte Kirche heftig entgegenstehen; aber viel wirkte auch der Wunsch, den Frieden im Reiche zu erhalten, welcher seit Moritzens Tode überhaupt in den meisten

lutherischen Fürsten vorherrschend war. Daß es Sachsen damit treu gemeint, beweist ein Schreiben des Churfürsten an den Erzherzog Frrdinand, worin er ihn ermahnt, „weil es doch so weit gekommen, daß kaum ein Fünklein gutes Verständnisses und Vertrauens unter den Ständen zu finden sey, sich zu bemühen, daß solches wenigstens einigermaaßen hergestellt werde. Denn sollte es bei jetzigem, gefährlichem Zustand verbleiben, und man mehr Belieben tragen, das Außerordentliche mit der äußersten Strenge, als mit gelinden Mitteln zu heilen, so sey leicht zu erachten, daß dieser Heilungsversuch zu eines oder des andern Theiles gänzlichem Untergange ausschlagen, oder, nach vielem Blutvergießen und Verderben von Land und Leuten, doch zu dem Mittelwege führen müssen, den man jetzt ohne Gewalt und Gefahr einschlagen könne.“ — Diese Worte waren wie eine Ahndung der Zukunft und hätten auch Ferdinand die Augen geöffnet, wenn dieselben nicht starr nur auf Einen Punkt gerichtet gewesen wären. Bald geschah ein noch größeres Zeichen und verkündigte die Gefahr vor der Schwelle des eigenen Hauses.

---

24 Die böhmischen Unruhen.

Anfang des dreißigjährigen Krieges.

1618.

Seit der Ernennung Ferdinands zum künftigen Könige von Böhmen, wollten die Protestanten in diesem Lande besondere Thätigkeit und größere Zuversicht unter den Katholiken bemerken. Das Gerücht, in außerordentlichen Zeiten so viel beweglicher und furchtbarer, trug sich mit vielen Sagen, welche den Protestanten große Gefahren verkündigten. „Der Majestätsbrief, der ihnen Sicherheit und Freiheit

verbürgte, sey kraftlos, weil er von König Rudolf erzwungen sey," — so sollten die Katholiken sich geäußert haben; — „bei der Ankunft König Ferdinands werde es heißen:" „Ein neuer König, ein neues Gebot." „Dann würden etliche Köpfe herunter müssen, die Güter würden in andere Hände kommen, und mancher arme Gesell werde sich wohl dabei befinden." — Auch Gemälde bei der Huldigung Ferdinands in Mähren kamen hinzu, wobei der böhmische Löwe und der mährische Adler in Ketten dargestellt waren, und ein mit offenen Augen schlafender Haase andeuten sollte, daß die Stände mit offnen Augen nicht wahrnähmen, welches Schicksal ihnen bereitet werde; — diese und andere Zeichen, von Munde zu Munde vergrößert, schreckten die Gemüther.

Endlich fehlte es auch nicht an einer bestimmtern Veranlassung des Streites. In dem Majestätsbriefe war den Protestanten in Böhmen die Freiheit zugesichert, neue Kirchen bauen zu dürfen; allein die Regierung deutete den Artikel nur auf die protestantischen Stände des Königreichs, nicht auf die Unterthanen katholischer Stände; die Protestanten aber wollten darunter alle Genossen ihres Glaubens im Lande verstanden wissen. Nun fingen 1617 die protestantischen Unterthanen des Prager Erzbischofs in dem Städtchen Klostergrab, und die des Abtes von Braunau in diesem letzteren Orte an, ein paar Kirchen zu bauen. Die Herren wollten es nicht zulassen, beschwerten sich beim Kaiser, und als dennoch die Kirchen fertig gebaut wurden, wirkte der Erzbischof einen kaiserlichen Gegenbefehl aus und ließ die Kirche zu Klostergrab wieder niederreißen. Die zu Braunau aber wurde geschlossen, und als ein Aufstand deshalb erfolgte, wurden die unruhigsten Bürger in's Gefängniß geworfen.

Nun aber riefen die Protestanten über Verletzung des Majestätsbriefes, und sie fanden einen entschlossenen Anführer in dem Grafen Matthias von Thurn. Dieser, aus Görz an der italienischen Gränze geboren, jetzt aber in Böhmen einheimisch,

eiferte mit aller Wärme des italienischen Blutes für seinen Glauben und seine Freiheiten, und war zum Defensor der evangelischen Gemeine in Böhmen erwählt worden. Als solcher rief er jetzt die protestantischen Stände nach Prag zusammen. Es wurden Schreiben an den Kaiser erlassen, worin man um Abstellung der Beschwerden und Freilassung der noch immer gefangenen Braunauer Bürger anhielt.

Die Antwort des Kaisers war härter wie je eine. Die Widersetzlichkeit der Braunauer und Klostergraber Unterthanen wurde darin eine Empörung genannt und die Stände sehr getadelt, daß sie sich fremder Unterthanen angenommen, daß sie unerlaubte Zusammenkünfte gehalten und gesucht hätten, durch falsche Gerüchte von Gefahr des Majestätsbriefes dem Kaiser die Liebe und Treue seiner Unterthanen zu entreißen; u. s. w. Die Drohung, die dann noch folgte, „es solle die Sache untersucht werden, und einem jeden nach Verdienst geschehen,“ ließ die gereizten Gemüther das Aergste von der Zukunft fürchten. Dazu verbreitete sich das Gerücht, dieses Schreiben sey nicht in Wien, sondern in Prag selbst in der kaiserlichen Statthalterei verfaßt, und zwar besonders durch zwei katholische Räthe Martiniz und Slavata. Der ausbrechende Zorn wandte sich nun auf diese, als den nächsten Gegenstand. Sie waren beide schon längst verhaßt, weil sie an der Erwerbung des Majestätsbriefes vor 9 Jahren nicht hatten Antheil nehmen wollen; und von ihrem Eifer für die katholische Kirche erzählte man sich arge Dinge. Martiniz sollte seine protestantischen Unterthanen mit Hunden haben in die katholische Kirche hetzen lassen, und Slavata die seinigen durch Versagung der Taufe und des Begräbnisses zum katholischen Glauben gezwungen haben.

In der Stimmung, die durch solche Gerüchte gereizt war, erschienen die Abgeordneten der Stände, am 23. May 1618, großentheils bewaffnet, sammt ihren Knechten auf dem königlichen Schlosse zu Prag vor den 4 Statthaltern, und verlangten zu wissen, ob sie im Rathe gewesen, als das schwere und nach-

theilige kaiserliche Schreiben erwogen worden, und ob sie ihre Stimmen dazu gegeben hätten? Und als sie die Antwort erhielten, daß erst die abwesenden Mitglieder der Statthalterei müßten einberufen werden, um in so wichtiger Sache zu rathen, traten einige aus dem Haufen hervor und sagten: „Wir wissen, daß Adam von Sternberg, oberster Burggraf, und Diepold von Lobkowitz zwar bei der Berathschlagung über das Schreiben gewesen sind, aber die Ausfertigung desselben nicht gebilligt haben.“ Darauf führte man diese beiden in ein anderes Zimmer; und nun stürzten sich andere auf den Martiniz, schleppten ihn an's Fenster, und warfen ihn hinab. Alle standen erschrocken da, bis einer aus dem Haufen, auf Slavata zeigend, ausrief: „Edle Herrn, hier habt ihr den andern!“ Auf dieses Wort wurde auch er ergriffen und hinabgestürzt. Nun war noch der Geheimschreiber Fabricius übrig; und weil er als ein Schmeichler der beiden angesehen wurde, mußte er ihnen folgen. Die Höhe des Sturzes betrug an 40 Ellen; dennoch blieben alle drei am Leben, indem sie auf einen weichen Haufen von Papiertrümmer und anderm Kehricht gefallen waren; ja sie entkamen noch, wundervoll gerettet, durch mehrere Schüssen, welche auf sie geschahen.

Diese That haben die Böhmen nachher durch mehrere Beispiele aus ihrer frühern Geschichte, durch das Beispiel der Römer, welche Verräther von dem tarpejischen Felsen herabstürzten, und aus dem alten Testamente, entschuldigen wollen, da die Königin Isabel; eine Verfolgerin des Volkes Gottes, aus dem Fenster gestürzt sey. Doch fühlten sie wohl, daß solche Entschuldigung die Strafe nicht abwenden werde, wenn sie nicht zugleich durch ernsthafte Rüstung von ihr abschreckten. Daher wurde sogleich das Schloß mit ständischen Truppen besetzt, alle Beamte von den Ständen in Eid und Pflicht genommen, alle Jesuiten aus dem Lande getrieben, weil man sie für die Urheber der feindseligen Absichten gegen die Protestanten ansah, und endlich ein Ausschuß von 30 Edelleuten zur Verwaltung des Landes

angeordnet. Dieses Alles zeigte die Entschlossenheit zur Selbsthülfe; und die Seele des Ganzen war der Graf von Thurn.

Der Kaiser Matthias war in nicht geringer Bestürzung bei diesen Nachrichten. Mit wessen Hülfe sollte er die aufrührerischen Böhmen bezwingen? In den östreichischen Ländern war gleiche Unzufriedenheit, wie in Böhmen; Ungarn in nicht besserer Stimmung. Nachgiebigkeit schien das einzige Mittel, jenes wichtige Land für das östreichische Haus zu retten, und selbst der Beichtvater und stete Rathgeber des Kaisers, der Kardinal Klesel, der eifrigste Gegner der Protestanten, rieth dazu. Aber solchen Gedanken widersetzte sich Ferdinand mit aller Kraft. „Vor allem müsse man wissen, schrieb er dem Kaiser, daß Gott selbst die böhmischen Unruhen verhängt habe; denn er habe die Böhmen offenbar mit Blindheit geschlagen, damit durch die erschreckliche That, welche allen Vernünftigen, von welcher Religion sie seyen, abscheulich, unchristlich und strafwürdig erscheinen müsse, der Rebellen meister Vorwand, als thäten sie Alles der Religion halben, falle und zu Wasser werde. Denn unter diesem Vorwande hätten sie bisher nur getrachtet, ihren Landesherrn alle Rechte, alle Einkünfte und alle Unterthanen zu nehmen. Sey nun aber die Obrigkeit aus Gott, so müsse dieser Unterthanen Betragen aus dem Teufel seyn, und Gott könne das bisherige Nachgeben der Obrigkeit nicht billigen; vielleicht habe er dieses Aeußerste geschehen lassen, damit sich die Herren auf einmahl dieser Knechtschaft ihrer eigenen Unterthanen entledigten. Demnach halte er dafür, daß jetzt nichts übrig bleibe, als zu den Waffen zu greifen.“

Aus diesem Schreiben Ferdinands lernen wir am besten die Festigkeit seiner Grundsätze kennen. Zu den Worten fügte er sogleich die That hinzu, ließ aller Orten Krieger werben und zeigte solchen Ernst, daß man sah, er werde sich durch des Kaisers Unentschlossenheit nicht hemmen lassen.

Die Böhmen rüsteten gleichfalls und besetzten alle Städte ihres Landes, bis auf Budweis und Pilsen,

die dem Kaiser treu blieben. Ihnen kam eine ganz unerwartete Hülfe durch einen Mann, welcher zu den merkwürdigen Kriegshelden jener Zeit gehört und das erste Beispiel gab, wie ein Einzelner, ohne Land und Leute, blos durch seines Namens Ruf, tapfere Schaaren um sich sammelte, und gleich den alten Kriegsfürsten der Teutschen zu der Römer Zeit, mit seinem Gefolge für Lohn und Beute dahin zog, wo man seines Armes bedurfte. Solche Männer fanden sich auch damahls ein, als Zeichen einer außerordentlichen, aus ihren Fugen getretenen Zeit. Ihre Schaaren erhielten und ergänzten sich durch den Krieg; es mußte der Krieg sich selbst ernähren, und hierin liegt das Geheimniß, wie er dreißig Jahre lang auf dem teutschen Boden fortwüthen konnte. Jener Mann war der Graf Ernst von Mansfeld, ein Krieger von Jugend auf, kühn und von unternehmendem Geiste, der schon in vielen Gefahren mit gewesen war, und jetzt für den Herzog von Savoyen, gegen die Spanier, Truppen geworben hatte. Der Herzog, der sie gerade nicht brauchte, gab ihm die Erlaubniß, den Unirten in Teutschland zu dienen; und diese schickten ihn mit 3000 Mann nach Böhmen, als habe er von dort eine Bestallung erhalten. Er erschien ganz unerwartet und nahm den Kaiserlichen gleich die wichtige Stadt Pilsen weg.

Indeß starb der Kaiser Matthias den 10. März 1619, und die Böhmen, welche ihn als König anerkannt hatten, so lange er lebte, beschlossen nun, von dem feindlich gesinnten Ferdinand abzufallen.

---

25. Kaiser Ferdinand II. 1619 — 1637.

Ferdinand kam unter den schwierigsten Umständen zur Regierung. Die Böhmen in den Waffen und Wien selbst mit einem Ueberfalle bedrohend; Schlesien und Mähren ihnen befreundet; Oestreich sehr geneigt, sich mit ihnen zu verbinden; Ungarn nur an schwachen

Fäden gehalten und von Außen durch die Türken geschreckt; dazu von allen Seiten der Haß der Protestanten gegen ihn gerichtet, weil er aus seinem Eifer gegen sie kein Hehl machte. Aber in diesen Augenblicken zeigte Ferdinand seine unerschütterliche Standhaftigkeit. „Unangesehen aller der Gefahren," sagt von ihm einer seiner Diener, der Graf Khevenhiller, „hat der hochlöblich Herr niemahls verzagt, ist beständig in Religion und Zuversicht gegen Gott verblieben, der hat ihn in seinen Schutz genommen, und ihm wider aller Menschen Vernunft über dieses rothe Meer geholfen."

Der Graf Thurn rückte mit böhmischen Schaaren gegen Wien, und als man ihn über die Absicht dieses Zuges befragte, antwortete er: „Wo er irgend geworben Volk wisse, da suche er es auf, um es zu zerstreuen. Zwischen Katholiken und Protestanten müsse künftig durchaus Gleichheit seyn und jene nicht, wie bisher, gleich Oehl oben auf schwimmen." Er kam bis vor Wien und seine Leute schossen sogar bis in die kaiserliche Burg, wo sich Ferdinand, von öffentlichen und heimlichen Feinden umgeben, aufhielt. Er durfte seine Hauptstadt nicht verlassen, wenn nicht Oestreich und damit die Hoffnung des Kaiserthums verloren gehen sollte. Aber die Gegner hielten ihn doch für verloren; schon sprachen sie von seiner Einsperrung in ein Kloster und der Erziehung seiner Kinder in der protestantischen Lehre. Und in dem gefährlichsten Augenblicke erschienen sechszehn Mitglieder der östreichischen Stände vor Ferdinand, und forderten mit Ungestüm seine Einwilligung zu ihrer Bewaffnung und zu dem Bündnisse, welches sie mit den Böhmen schließen wollten. Ja einer aus ihnen ging sogar so weit, den König bei den Knöpfen seines Leibrockes zu fassen, mit dem dringenden Begehren, die vorgelegten Punkte sogleich zu unterschreiben. — Aber in eben diesem Augenblicke ritten, wie durch wunderbare Fügung, fünfhundert Dampiersche Reuter, eben von Krems in Wien einrückend und weitere Befehle erwartend, unkundig dessen, was im Schlosse vorging,

unter Trompetenschall auf den Burghof. In der größten Bestürzung entfernten sich die Abgeordneten, welche die Ankunft der Reuter für absichtlich hielten, und Ferdinand war aus peinlicher Verlegenheit befreit.*)

Der Graf Thurn mußte bald nach Böhmen zurück, weil Prag von östreichischen Schaaren bedroht wurde, und diesem Augenblick benutzte Ferdinand zu einem andern, gewagten Vorhaben. Obgleich die Huldigung in den östreichischen Ländern noch nicht erfolgt war, und in seiner Abwesenheit viel Schlimmes vorgehen konnte, entschloß er sich doch, nach Frankfurt zur Kaiserwahl zu reisen. Die geistlichen Churfürsten waren gewonnen, auch Sachsen hielt fest an dem Hause Oestreich, Brandenburg war nicht abgeneigt; und so vermogte der Widerstand von Pfalz allein nichts gegen ihn.

Ferdinand wurde den 28. Augnst 1619 zum Kaiser gewählt, und den 9. September gekrönt.

---

26. Friedrich V. von der Pfalz zum König in Böhmen erwählt. 1619 — 20.

Die Böhmen hatten unterdeß, auf einer allgemeinen Ständeversammlung, Ferdinand als ihren König entsetzt, weil er sich, dem Grundvertrage mit ihnen entgegen, noch vor des Kaisers Tode in die Regierungsangelegenheiten gemischt und mit Spanien ein Bündniß gegen ihre Freiheit geschlossen habe; sie schritten zu einer neuen Wahl. Es wurden katholischer Seits der Herzog von Savoyen und der von Baiern, protestantischer Seits der Churfürst von Sachsen und Friedrich V von der Pfalz vorgeschlagen. Letzterer erhielt die Stimmen, weil er ein

---

*) Seit dieser Zeit, zum Andenken des wichtigen Augenblicks, hat dieses Reuterregiment die Erlaubniß, wenn es durch Wien zieht, über den Burgplatz zu reiten, welches andern nicht erlaubt ist.

Schwigersohn König Jakobs I. von England war, von dem man Hülfe hoffte, und selbst als entschlossen, großsinnig und freigebig galt. Friedrich wurde von Sachsen, Baiern, und selbst von seinem Schwiegervater vor der Annahme einer so gefährlichen Krone gewarnt; allein sein Hofprediger Scultetus und seine Gemahlin, die als Königstochter auch eine königliche Krone zu tragen begehrte, redeten desto eifriger zu. Friedrich folgte ihnen, nahm die Königswürde in Böhmen an, und wurde den 25. October 1619 gekrönt. Er hielt es für seine Pflicht, wie er selbst sagt, seine Glaubensgenossen, die ihn berufen, nicht zu verlassen. Hätte er Geistesgröße genug gehabt, das Werk glücklich durchzuführen, so würde die Geschichte ihn unter die kühnen Männer zählen, welche ein großes Unternehmen, im Vertrauen auf die innere Kraft, wagen durften. Aber das Geschick hat gegen ihn gerichtet, und er selbst hat im Unglück die Stärke und Besonnenheit nicht bewiesen, die dem geziemte, der eine gefahrvolle Krone anzunehmen sich entschloß.

Ferdinand dagegen begab sich auf seiner Rückreise von Frankfurt nach München, zu dem Herzoge von Baiern, und schloß mit ihm das wichtige Bündniß, welches ihm damahls Böhmen gerettet hat. Sie waren beide Jugendfreunde, und die Union hatte den Herzog durch viele unvorsichtige Schritte gereizt. Maximilian übernahm den Oberbefehl über das katholische Vertheidigungswesen, und bedang sich vom Hause Oestreich den Ersatz aller Unkosten und Verluste, selbst, wenn es seyn müsse, durch Abtretung östreichscher Länder aus.

Auch mit Spanien gelang es dem Kaiser ein Bündniß abzuschließen, und der spanische Feldherr Spinola erhielt Befehl, von den Niederlanden aus in die pfälzischen Länder einzufallen.

Ferner veranstaltete der Churfürst von Maynz eine Zusammenkunft zu Mühlhausen mit dem Churfürsten Johann Georg II. von Sachsen und gewann ihn, nebst denen von Köln und Trier, zu dem Entschlusse, dem Kaiser alle mögliche Hülfe zu leisten,

um sein Königreich und das kaiserliche Ansehn zu erhalten.

Dem neuen böhmischen Könige blieb nun, außer seinen Unterthanen, keine Hülfe, als die der Union, und sie sowohl, wie die Lige, rüstete sich. Ganz Teutschland glich einem Werbeplatze. Aller Augen waren auf den schwäbischen Kreis gerichtet, wo die beiden Heere zusammentreffen mußten; da schlossen sie unerwartet zu Ulm am 3. Juli 1620 einen Vertrag, in welchem die Unirten versprachen, die Waffen niederzulegen, und beide Theile einander Friede und Ruhe gelobten. Die Unirten fühlten sich zu schwach, da auch Sachsen gegen sie war und Spinola von den Niederlanden her drohte. Für den Kaiser aber war es ein großer Vortheil, daß Böhmen von diesem Vergleiche ausgeschlossen wurde, denn nun konnte das ligistische Heer ihm den Gegenkönig bekämpfen helfen. Maximilian von Baiern brach auch sogleich auf, brachte auf dem Wege die Stände von Oberöstreich zum Gehorsam gegen Ferdinand, vereinigte sich mit dem kaiserlichen Heere, und fiel rasch in Böhmen ein. Von der andern Seite besetzte der Churfürst von Sachsen, in des Kaisers Namen, die Lausitz.

Friedrich V. fühlte sich im Gedränge; doch hätte er mit der Hülfe eines treuen und tapfern Volkes, welches schon vor 200 Jahren in den Hussitenkriegen sein Vaterland gegen die gesammte Macht Teutschlands vertheidigt hatte, siegreich bestehen mögen. Aber er hatte es nicht verstanden, sich das volle Vertrauen dieses Volkes zu erwerben. Sein Leben war sorglos und in äußeren Dingen verloren, ohne die innere Würde und Besonnenheit, welche einer verhängnißvollen Zeit gebührt, und er hatte die Böhmen selbst seinen teutschen Rathgebern und Anführern nachgesetzt. Diese Schwäche hat ihn ins Verderben gestürzt.

Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag. 1620, 8 November — Bei der Annäherung der Feinde zogen sich die böhmischen Schaaren nach Prag uud verschanzten sich auf dem weißen Berge bei der Stadt. Ehe die Verschanzungen aber fertig waren, zogen die Oestreicher und Baiern heran, und die Schlacht fing an, indem Maximilians Ungeduld keine Stunde die Entscheidung ungewiß lassen wollte. Und in weniger als einer Stunde war das Schicksal Böhmens entschieden, Friedrichs Heer geschlagen, und alles Geschütz nebst 100 Fahnen von den Feinden erobert. Friedrich selbst hatte die Schlacht nur aus der Ferne von den Wällen der Stadt, mit angesehen, und verlor mit ihrem Verluste sogleich alle Entschlossenheit. Gegen den Rath kühnerer Freunde entfloh er in der folgenden Nacht mit dem Grafen von Thurn und einigen andern aus Prag nach Schlesien; konnte sich auch hier nicht zu bleiben entschließen, um seine Freunde zu sammeln, sondern floh weiter, nach Holland, und lebte dort, ohne Länder und ohne innern Muth, auf Kosten seines Schwiegervaters, des englischen Königs. Der Kaiser aber erließ gegen ihn die Achtserklärung, wodurch ihm alle seine Länder abgesprochen wurden.

Prag ergab sich sogleich; ganz Böhmen außer Pilsen, welches Ernst von Mansfeld kühn besetzt hielt, folgte dem Beispiel; die pfälzischen Länder wurden durch die Spanier unter Spinola besetzt, und die Union löste sich, aus Furcht vor ihrer Nähe, 1621 ganz auf. Sie hat ein gleich unrühmliches Ende genommen, als der schmalkaldische Bund, und beide sind, gleichfalls durch übereinstimmendes Schicksal, von den Niederlanden aus zerstört worden; denn erst durch die niederländischen Truppen unter dem Grafen von Büren wurde auch ehemals Karl V. der Sieger. *)

Schmerzhaft für Böhmen war die Strafe, welche der Kaiser an dem Lande übte. Drei Monate

*) Ein Wink für das nördliche Teutschland, wo seine schwache Seite zu suchen sey.

lang geschah nichts; dann, plötzlich, da viele der Geflohenen zurückgekehrt waren, wurden an Einem Tage, und in Einer Stunde, 48 der Anführer der protestantischen Parthei gefangen genommen, und nach vorgenommener Untersuchung 27 von ihnen zum Tode verurtheilt, drei vom Herrenstande, sieben vom Ritterstande, die übrigen aus den Bürgern. Das Vermögen der Hingerichteten wurde eingezogen, so wie auch dasjenige der Abwesenden und als Verbrecher Erklärten; unter diesen war der Graf von Thurn begriffen. — Darauf wurden nach und nach alle Protestantischen Prediger aus dem Lande gewiesen; die böhmischen erst, die teutschen, den Churfürsten von Sachsen zu schonen, später; endlich, 1627, wurde allen Herren, Rittern und Bürgern angekündigt, daß kein Unterthan in Böhmen werde geduldet werden, der sich nicht zur katholischen Kirche bekenne. Man schätzt die Zahl der Haushaltungen, die in dieser Zeit Böhmen verlassen haben, auf 30,000.

---

27. Kriegsunternehmungen in Teutschland.

1621 — 1624.

Aller menschlichen Berechnung nach war jetzt der Streit entschieden; Böhmen war unterworfen, die Union aufgelöst, das Haus Pfalz gestürzt und der Churfürst einem Flüchtlinge gleich. Woher sollte noch Widerstand kommen? — Und dennoch kam er, und zwar zunächst aus der rastlosen Thätigkeit eines einzelnen Mannes, welcher den angefangenen Streit so leichten Kaufs nicht gewonnen geben wollte, und sein Zeitalter zu gut kannte, um nicht auf unerwarteten Wechsel des Glückes für den Kühnen und Standhaften zu rechnen. Er wußte, wie die Gemüther der Völker gespannt waren und nur auf die Anführer warteten, um den hartnäckigen Kampf für ihre Meinungen zu erheben. Wer ihr Vertrauen gewann, konnte das

Außerordentliche wagen. Eben jener Ernst von Mansfeld sammelte unerwartet, nachdem er endlich Pilsen verlassen hatte, neue Schaaren und erklärte, er werde die Sache Friedrichs von der Pfalz gegen den Kaiser noch länger verfechten. In kurzer Zeit hatte er an 20,000 Mann zusammen und zwang das ligistische Heer unter dem Grafen von Tilly, dem bairischen Feldherrn, immer gegen ihn zu Felde zu liegen. Er führte es 1621 durch schnelle und kluge Märsche irre, und verheerte dabei die katholischen Stifter in Franken: Würzburg, Bamberg und Eichstädt, dann Speier, Worms und Mainz am Rheine, und endlich das schöne, blühende Elsaß.

Sein Beispiel reizte mehrere. Zuerst trat der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach für die Sache des pfälzischen Hauses auf den Kampfplatz, sammelte ein schönes Heer und vereinigte sich mit Mansfeld. Er wollte nicht als teutscher Reichs-Fürst kriegen, damit sein Land nicht büßen müsse, sondern als Ritter und Kämpfer für die Sache, die ihm die gerechte schien. Daher übergab er, ehe er in's Feld zog, die Regierung seines Landes seinem Sohne. Ihm, mit Mansfeld vereinigt, war Tilly nicht gewachsen; als sie sich aber trennten, schlug dieser den Markgrafen bei Wimpfen am 8. Mai 1622.

Da fand Mansfeld einen neuen Helfer an dem Herzog Christian von Braunschweig, des regierenden Herzogs Bruder, der in jugendlichem Feuer sich gleichfalls zum Kämpfer für den vertriebenen Churfürsten aufwarf. Mit einem ansehnlichen Haufen stieß er nach manchen Abentheuern zu Mansfeld, und nun suchten beide zum zweitenmahle das Elsaß heim, dann wandten sie sich bald hier, bald dorthin, fielen in Lothringen, machten sogar Paris einen Augenblick zittern, indem sie den Hugonotten zu Hülfe zu ziehen drohten, und trieben das kühne Kriegsspiel zum Schrecken aller Länder umher. Zuletzt gingen sie den Holländern gegen die Spanier zu Hülfe.

Tilly hielt indeß die pfälzischen Länder besetzt, und in dieser Zeit war es, als er sich der vortrefflichen Heidelberger Bücher-Sammlung bemächtigte, die der

Herzog von Baiern dem Pabste Gregor XV. schenkte. Sie wurde nach Rom gebracht und mit der großen vatikanischen Bibliothek vereinigt *).

Jetzt schien wiederum ein Augenblick gekommen zu seyn, da die Ruhe in Teutschland hergestellt werden konnte, wenn die Sieger Mäßigung übten. Allein Ferdinand gedachte in seinen Umwandlungen nicht inne zu halten. Er hielt sich, wie er sich in einem eigenhändigen Schreiben nach Spanien ausgedrückt, „zur Ausrottung der anführerischen Factionen, welche durch die kalvinische Ketzerei am meisten genährt würden," von der Vorsehung berufen, und sah in den bisherigen, glücklichen Begebenheiten einen Fingerzeig Gottes, auf dem betretenen Wege fortzugehen.

Ein großer Schritt zu seinem Ziele war, wenn sein Freund, der Herzog von Baiern, zur Belohnung treuer Dienste, mit der pfälzischen Churwürde belehnt wurde; so hatten beide schon in's Geheim verabredet. In dem erwähnten Schreiben nach Spanien sagt Ferdinand: „Wenn wir eine Stimme mehr im churfürstlichen Collegio haben, so werden wir für immer sicher seyn, daß das Reich in den Händen der Katholischen, und bei dem Hause Oestreich bleiben werde."

Aber der Schritt war bedenklich, weil er alle Protestanten zu dem heftigsten Widerstande zu reizen, und besonders das bis jetzt treue churfächsische Haus zum Feinde zu machen drohte. Dennoch setzte Ferdinand seinen Willen durch; auf dem Churfürstentage zu Regensburg 1623 schritt er rasch zur Belehnung Maximilians, und nach manchen Unterhandlungen wurde auch Sachsen durch die Einräumung der Lausitz zur Einwilligung bewogen.

In demselben Jahre wurde der Herzog Christian von Braunschweig durch Tilly bei Stadtloo geschlagen, da er sich eben wieder im Felde zeigte; und so

*) Im J. 1815. auf Verwenden des Kaisers von Oestreich und des Königs von Preußen, zurückgegeben und wieder nach Heidelberg gebracht.

schien das Glück des Kaisers Zuversicht nur mit Erfolgen zu krönen. Aber noch viele Glieder sollten sich in diesem wechselvollen Kriege an einander reihen.

---

28. Krieg mit Dänemark. 1624 — 1629.

Die Protestanten glaubten jetzt nicht unthätig ihr Schicksal erwarten zu dürfen, so lange noch einige Kraft und Besonnenheit in ihnen sey. Zuerst regten sich die Stände des niedersächsischen Kreises, an dessen Gränzen der furchtbare Tilly mit seinem Heere stand. Da ihre Vorstellungen um seine Zurückberufung nicht fruchteten, fingen sie an zu rüsten und erwählten den König Christian IV. von Dänemark, als Herzog von Holstein, zum Kriegsobersten des Kreises. Er versprach eine ansehnliche Hülfe, und auch England hatte eine solche zugesagt. Christian von Braunschweig und Mansfeld erschienen wieder, und warben Krieger mit englischem Gelde.

Bisher war der Krieg in Teutschland von katholischer Seite fast einzig mit dem Heere der Lige geführt worden; bei den größeren Anstalten der Gegner forderte diese auch vom Kaiser eine nachdrücklichere Unterstützung. Der Kaiser wünschte selbst, ein eigenes, ansehnliches Heer in's Feld zu stellen, damit nicht Alles durch das Haus Baiern allein geschehe; aber es fehlte an den nöthigen Mitteln zur Rüstung. Da erbot sich ein Mann, welcher als Einzelner, in Mansfelds Sinne, den Krieg im Großen zu führen gedachte, diese Verlegenheit durch eigene Kräfte zu lösen.

Albrecht von Wallenstein, eigentlich Waldstein, war aus einem edlen, böhmischen Geschlechte entsprossen, und 1583 zu Prag von lutherischen Eltern geboren; später war er zur katholischen Religion übergetreten. Sein feuriger, rastloser Geist

hatte ihn von Kindheit an in vielen menschlichen Verhältnissen und in den Ländern Europa's herumgeirieben, und mit Erfahrungen und Kenntnissen gerüstet, ging er in die Dienste des Kaisers Rudolf. Ein unbegränzter Ehrgeiz füllte seine Seele, und er fühlte in sich die Kraft, ein ganzes Zeitalter mit sich fortzureißen. Darum hielt er das Größte nicht für unerreichbar. — Ein geheimnißvoller Zug seiner Natur führte ihn zu der gefährlichen Wissenschaft der Astrologie; seine Seele verlor sich in ihren dunkeln Irrgängen; aber so viel las er mit der größten Gewißheit in den Sternen, weil er es in seiner eigenen Brust trug, daß er zu etwas Außerordentlichem bestimmt sey.

Er wußte sich bald in Wien großes Ansehn zu erwerben. Zuerst focht er mit in Ungarn, stellte 200 Reiter auf eigene Kosten in's Feld, und kämpfte dann mit seiner Schaar gleichfalls tapfer bei Prag gegen Friedrich V. von der Pfalz. Zur Entschädigung für die Verwüstung seiner Güter in diesem Kriege, erhielt er die Herrschaft Friedland in Böhmen, und mit ihr den Fürsten- und später den Herzogs-Namen. — Darnach, während Tilly an der Spitze des ligistischen Heeres im Reiche befehligte, hatte er still sinnend auf seinen Gütern gesessen, ungeduldig, daß ein Krieg ohne ihn geführt werde; jetzt, als der Kaiser ein eigenes Heer aufstellen wollte, erbot er sich, ein solches, fast ohne Kosten für den Kaiser zusammenzubringen. Nur bedang er sich den unumschränkten Oberbefehl mit der Vollmacht aus, alle Anführerstellen allein vergeben zu dürfen, und nicht etwa ein Heer von 20,000, sondern von 50,000 Mann zu werben; ein solches, meinte er, werde sich schon selbst zu ernähren wissen.

Er erhielt die Vollmacht und in wenigen Monaten war ein ansehnliches Heer versammelt; solche Gewalt hatte damahls schon der Ruf seines Namens. — Wallenstein war zum Kriegsfürsten geboren. Sein scharfes Auge unterschied auf den ersten Blick den Tüchtigen von der Menge und wies einem jeden den rechten Platz an; sein Lob, weil es selten kam, befeuerte zur höchsten Anstrengung aller Kräfte, und sein beständiger, wortkarger Ernst erhielt strengen Gehorsam.

Schon sein Anblick flößte Ehrfurcht ein; eine lange, stolze Gestalt, das schwarze Haar kurz abgeschnitten, und in den feurigen, tiefen Augen ein finsterer, geheimnißvoller Blick.

Im Herbste 1625 brach er mit dem neuen Heere durch Schwaben und Franken nach Niedersachsen auf. Tilly mogte sich mit einem solchen Helfer nicht vereinigen, der über ihm stehen wollte, und beide führten den Krieg gesondert. Wallenstein, nachdem er einen Haufen bewaffneter Bauern, die sich ihm bei Göttingen entgegenstellen wollten, aus einander getrieben, zog sich in das Halberstädtische und Magdeburgische, weil diese Gegend noch nicht vom Kriege ausgesogen waren.

Das Jahr 1626 fing mit ernsthafteren Waffenthaten an. Der Graf von Mansfeld rückte gegen Wallenstein an die Elbe, wurde zwar an der Dessauer Brücke zurückgetrieben, wandte sich aber mit kühner Entschlossenheit plötzlich nach Schlesien, um sich mit dem siebenbürgischen Fürsten Bethlen Gabor zu vereinigen und den Krieg mitten in die östreichischen Länder zu versetzen. Wallenstein war wider Willen gezwungen ihm mit seinem Heere zu folgen. Nach beschwerlichen Zügen kam Mansfeld in Ungarn bei Bethlen an, fand aber keine gute Aufnahme, weil er nicht, wie jener erwartet hatte, große Geldsummen mitbrachte. Verfolgt von Wallenstein, vom Rückwege abgeschnitten, ohne Mittel, sich in dem fernen Lande zu behaupten, verkaufte er Geschütz und Heergeräth, entließ seine Krieger, und nahm mit kleinem Gefolge den Weg durch Bosnien und Dalmatien nach Venedig. Von da wollte er nach England schiffen, um dort von neuem Geld zu holen. Aber in dem Dorfe Urakowitz bei Zara überwältigte die übermenschliche Anstrengung seinen starken Körper. Er wurde krank. Als er die Annäherung des Todes fühlte, zog er seinen Kriegsrock an, gürtete seinen Degen um, und erwartete stehend, auf zwei Kriegsgenossen gestützt, sein Ende. Er starb den 20. November 1626, im 46sten Jahre seines Alters. In Spalatro liegt er begraben.

In diesem selben Jahre starb auch sein Freund, der Herzog Christian von Braunschweig, erst 29 Jahre alt; und so hatten die Protestanten ihre besten Anführer verloren. Der König Christian von Dänemark konnte sie nicht ersetzen; ihm fehlte der kriegerische, entschlossene Sinn. Obwohl Niedersachsen durch Wallensteins Abzug sehr erleichtert war, konnte er es doch nicht gegen Tilly vertheidigen, sondern wurde von ihm am 24. August bei Lutter am Barenberge im Hannöverschen gänzlich aufs Haupt geschlagen und verlor sein ganzes Geschütz und 60 Fahnen.

Im Jahre 1627 drang Wallenstein wieder durch Schlesien nach Nordteutschland vor, durchzog Brandenburg und Mecklenburg, und fiel mit Tilly in Holstein, um den dänischen König ganz aus Teutschland zu vertreiben. Das Land war bald, bis auf einige feste Plätze, erobert, dann auch Schleswig und Jütland überschwemmt, und der König mußte auf seine Inseln fliehen. Die eroberten Länder aber wurden auf so unmenschliche Weise von den wilden Schaaren verwüstet, daß die Erzählung schon Schauder erregt.

Wallenstein, Herzog von Mecklenburg, 1628.

— Wallensteins Heer war unterdeß bis auf 100,000 Mann angewachsen, und der unbegreifliche Mann betrieb die Werbungen um so eifriger, je mehr die Feinde verschwanden. Man wußte nicht, ob er sich selbst oder seinem Herrn den Weg zur unumschränkten Herrschaft bahnen wollte. Selbst die katholischen Fürsten sahen mißtrauisch auf ihn, denn es war offenbar, wie er nur darnach strebte, auch die Lige ohnmächtig zu machen; und Tilly mußte den übermächtigen Mann schon deshalb verwünschen, weil er alle Früchte des Sieges allein an sich riß. — Die Fürsten wendeten sich an Ferdinand, damit er die drückende Kriegslast von Teutschland abnehme; aber der Wille des Feldherrn schien mächtiger, als der des Kaisers; ganz Nordteutschland gehorchte seinen Winken und zitterte vor seinem Zorne. Er selbst lebte mit

mehr als kaiserlicher Pracht und seine Befehlshaber ahmten ihm, in stufenweiser Abnahme, nach, während viele Menschen umher in unbeschreiblichem Elende schmachteten und im wörtlichen Verstande den Hungertod starben. — Dazu machte der Feldherr dem Kaiser eine große Rechnung über die Summen, welche er aus seinem Vermögen für den Krieg aufgewendet, und erhielt dafür zum Ersatz das Herzogthum Meklenburg, womit ihn der Kaiser feierlich belehnte. So war Wallenstein nun ein Fürst des Reiches, und übte sogleich, bei seiner Anwesenheit in Prag, das neuerworbene Recht, mit bedecktem Haupte vor dem Kaiser zu erscheinen. Vergebens flehten die Meklenburger für ihre alten Herzöge, welche fast ein Jahrtausend ihr Land beherrscht, und nicht mehr verbrochen hätten, als die übrigen Stände des niedersächsischen Kreises. Ferdinand vergaß auch diesesmahl die Mäßigung im Siege. Es schien ihm zu wünschenswerth, an den Küsten der Ostsee einen katholischen Reichsfürsten zu haben, welcher Nordteutschland im Zaum halten, und gegen die protestantischen Könige von Dänemark und Schweden gleichsam als Wächter dastehen konnte. Von diesem Punkte aus hoffte er wohl, den katholischen Glauben wieder im Norden herrschend zu machen. Auch scheint der Gedanke in ihm entstanden zu seyn, den Handel der nördlichen Meere von dieser Küste aus zu beherrschen, denn Wallenstein nahm sogar den Namen eines Admirals der Nord- und Ostsee an.

Von Mecklenburg aus richtete derselbe nun seine Augen auf das benachbarte Pommern. Der alte Herzog Bogislav war kinderlos, und nach seinem Tode konnte das Land füglich mit Meklenburg vereinigt werden. Zuerst wendete sich Wallenstein gegen die Stadt Stralsund; sie hatte, wie das ganze Land, große Summen zur Unterhaltung des kaiserlichen Heeres gegeben; jetzt sollte sie auch eine Besatzung einnehmen. Sie weigerte sich: da ließ sie Wallenstein belagern. Aber die Tapferkeit der Bürger vertheidigte ihre Mauern trefflich und die Könige von Dänemark und Schweden schickten Ueberfluß an Kriegsvorräthen von der

Seeseite. Ihre Hartnäckigkeit erzürnte den stolzen Feldherrn; „und wenn Stralsund mit Ketten an den Himmel gebunden wäre, rief er aus, so müßte es herunter!“ Und nun rückte er selbst vor die Stadt und ließ stürmen; aber da erfuhr er, was der Heldenmuth teutscher Bürger, unter besonnener Leitung, vermogte. Nachdem er einige Wochen im Lager geharret und wohl 12,000 Krieger in den wütheuden Stürmen verloren hatte, mußte er abziehen.

Der König von Dänemark hatte indeß um Frieden angehalten, und wider Erwarten rieth Wallenstein selbst dem Kaiser zu, ihn zu schließen. Da er selbst Reichsfürst geworden, mogte er die Vernichtung der teutschen Fürstenmacht nicht mehr für dienlich halten. Der König erhielt durch ihn einen sehr günstigen Frieden zu Lübeck den 12. May 1629, er bekam alle seine Länder wieder, ohne Kriegskosten zu bezahlen; aber rühmlich war der Friede nicht, denn der König opferte in den Herzögen von Meklenburg zwei treue Bundesgenossen für seine eigene Rettung auf. Er versprach, sie nicht wieder mit den Waffen in ihre Länder einzusetzen.

---

29. Das Restitutionsedict, 1629.

Wie mogten nicht die Gemüther der so hart geängsteten, friedlichen Bürger in Teutschland bei der Friedensnachricht freudig aufleben? Der arge Streit konnte ja nun nicht länger dauern, da kein Feind mehr dem Käiser entgegenstand, da Baiern ruhig im Besitze der Churwürde und des Theiles der pfälzischen Länder war, welcher ihm als Kostenersatz zugesprochen war, und da die Protestanten so ohne Hoffnung schienen, daß von ihnen gewiß keine neue Feindseligkeiten ausgehen konnte. Der Krieg hatte schon 12 Jahre gedauert und jedes Jahr hatte er Gräuel genug gebracht. — Und wohl hätte jetzt das

Ende gefunden werden mögen, wenn die siegende Parthei die rechte Gränze und das Maaß ihres Laufes erkannt hätte; wenn der Kaiser nun, nachdem seine Länder von der neuen Lehre gesäubert und in seiner vollen Gewalt waren, für die selbstständigen Glieder des teutschen Reiches den Religionsfrieden in seiner ganzen Kraft bestätigt, sein Heer abgedankt und das entkräftete, unglückliche Land von dieser Bürde befreit hätte. Aber dem menschlichen Gemüthe ist nichts schwerer, als sich selbst im Laufe des Glücks zu bezähmen. Der Augenblick schien der katholischen Parthei zu günstig, um nicht einen großen Gewinn daraus zu ziehen; — sie verlangte von den Protestanten alle die geistlichen Güter zurück, welche seit dem Passauer Religionsfrieden vom Jahr 1552 von ihnen in Besitz genommen waren; nicht weniger nemlich, als 2 Erzbisthümer (Bremen und Magdeburg), 12 Bisthümer, und eine außerordentliche Menge von geringeren Stiftern und Klöstern. Es war nie früher an eine Zurückforderuug des so lange Besessenen gedacht worden; jetzt wurde sie, auf das Dringen der Katholischen, durch ein kaiserliches Edict feierlich befohlen, und dieses ist das berühmte Restitutions-Edict vom 6. März 1629. Es erschien, wie der teutsche Geschichtschreiber Schmidt sagt, „für die Protestanten ein Donnerstreich, und für kurzsichtige Eiferer ein Stoff zu außerordentlichem Frohlocken.“ Solches Frohlocken sollte noch unnennbaren Jammer über Teutschland bringen.

Nun wurde nicht an die Abdankung der beiden großen Heere gedacht, welche auf dem teutschen Boden lasteten; sie wurden zu der Ausführung des Restitutionsedictes bestimmt und befehligt, den kaiserlichen Abgeordneten, die zu diesem Zwecke im Reiche umhergeschickt wurden, allenthalben hülfreiche Hand zu bieten. Man schritt auch bald zur Vollstreckung und fing im südlichen Teutschland an. Unter andern mußte die Stadt Augsburg, (der Ort also, wo der Religionsfriede geschlossen war), die geistliche Gerichtsbarkeit ihres Bischofes erkennen, und auf den protestantischen Gottesdienst Verzicht leisten. Der

Herzog von Würtenberg mußte seine Klöster herausgeben. — Dazu faßte der Bund der Lige auf einer Zusammenkunft zu Heidelberg den Entschluß, „keins von den Ländern, die durch ihre Waffen erobert wären, sie seyen weltlich oder geistlich, herauszugeben, es sey denn, daß der Bund zuvor des Ersatzes seiner Kriegskosten gewiß sey.“ Auf solche Weise schien den Protestanten von Seiten der Lige noch größere Gefahr zu drohen, als von der des Kaisers.

---

30. Wallensteins Abdankung. 1630.

Die nächsten und lautesten Klagen jedoch, die von beiden Seiten erhoben wurden, und endlich mit unausweichbarer Gewalt auch des Kaisers Ohr trafen, waren über die unerträgliche Tyrannei des Wallensteinischen Heeres. Es verschonte weder befreundete, noch feindliche, weder katholische, noch protestantische Gegenden. Des Kaisers eigener Bruder Leopold machte diesem in einem Briefe die schauderhafteste Schilderung von dem Gelde pressen der Befehlshaber, und dem Brennen, Morden und allen Schandthaten der Gemeinen gegen die friedlichen Einwohner. Solche Zeugnisse überwogen die Vertheidigung, welche Wallensteins Freunde bisher mit Glück geführt hatten; und auf dem Churfürstentage zu Regensburg endlich, im Februar 1630, strömte eine noch größere Fluth von Klagen auf den Kaiser ein. Die pommerschen Gesandten machten eine schauderhafte Schilderung. „Die kaiserlichen Krieger seyen als Freunde in Pommern aufgenommen, sagten sie, und dennoch hätten sie allein im Fürstenthum Stettin 10 Millionen an Brandschatzungen beigetrieben. Sieben pommersche Städte seyen durch ihren Muthwillen in Asche gelegt und ganze Landstriche verödet. Jeder kaiserliche Rittmeister lebe fürstlicher als der Herzog Bogislav. Dabei würden die Wirthe der Krieger täglich gemißhandelt, Menschen gemordet, und ihre

Körper den Hunden vorgeworfen, und es sey fast kein Gräuel zu denken, den sie nicht übten. Viele der verarmten Bürger entleibten sich selbst um dem Schmerze und der Verzweiflung des Hungerstodes zu entfliehen."

Solche Schilderungen zeigen die Kriegsweise dieser geworbenen Schaaren und führen uns das unsägliche Elend jener Zeiten vor Augen. Sie waren wohl nicht übertrieben. Ernst von Mansfeld, der Erfinder dieser Kriegsführung, legt selbst Zeugniß davon ab in einer Vertheidigung gegen ähnliche Beschuldigungen über die Ausschweifungen seines Heeres. „Wenn den Kriegern ihr Sold nicht wird, sagt er, so sind sie in keiner Kriegsdisciplin zu halten. Sie können ja, wie auch ihre Pferde, nicht von der Luft leben, und was sie antragen, seyen es Waffen oder Kleidung, zerreißt und verbricht. Da nehmen sie es denn, wo sie es finden, und zwar nicht nach dem Maaße dessen, was man ihnen schuldig ist; denn sie zählen's nicht, so wiegen sie es auch nicht. Und wenn man ihnen also einmahl das Thor öffnet, so rennen sie auf dem Plan ihrer Unbändigkeit immer fort; da hilft kein Zaum mehr und keine Schranke. Sie nehmen alles, sie zwingen alles, schlagen und zerschlagen alles, was ihnen Widerstand leisten will. In Summa, da ist keine Unordnung noch Unwesen zu erdenken, das sie nicht anstiften; denn durch die unterschiedlichen Nationen, die zusammen sind, kommen sie in allen Bubenstücken aufs höchste. Der Teutsch, der Niederländer, der Franzos, der Italiener, der Ungar, giebt ein jeder etwas von dem Seinigen darzu, daß keine Verschlagenheit, noch arge List erfunden werden mag, die ihnen verborgen bliebe. — Das alles wissen wir, haben dessen auch mit unserm großen Herzenleid viel Exempel sehen müssen. Wie aber dann zu thun? Es ist damit nicht ausgerichtet, daß man's wisse und beklage. Man muß, wenn man's los werden will, durch rechte Mittel dazu thun, und ist kein ander Mittel, als gute Kriegsdisciplin, welche, wo es an Zahlung und Sold mangelt, nicht kann gehandhabt werden."

Den einstimmigen Klagen konnte Ferdinand nicht widerstehen; und als die Fürsten darauf drangen, daß Wallenstein, den ihr gesammter, gränzenloser Haß traf, vom Oberbefehl entfernt werde, und besonders Maximilian von Baiern sehr entschlossen redete, willigte der Kaiser, nach einigem Zaudern, ein. Zweifelhaft war es jedoch, ob der stolze, mächtige Mann auch gutwillig gehorchen werde; aber wider alles Erwarten folgte er sogleich. Seine astrologischen Berechnungen schienen ihn zu besänftigen. „Er messe dem Kaiser keine Schuld bei, sagte er, denn die Sterne zeigten, daß des Churfürsten von Baiern Spiritus den des Kaisers beherrsche. Uebrigens werfe dieser mit dem Abdanken seiner Truppen den edelsten Stein aus seiner Krone weg" — Er zog sich auf seine Güter nach Mähren zurück.

Die kaiserlichen Kriegsschaaren, die nicht entlassen wurden, vereinigten sich mit denen der Lige, und das gesammte Heer kam unter den Oberbefehl Tilly's.

---

31. Gustav Adolf in Teutschland.

1630 — 32.

Die Kraft der protestantischen Fürsten war gelähmt und das Restitutionsedict wurde an vielen Orten bereits in Vollzug gesetzt. Wer Ferdinands Gemüthsart kannte, konnte wohl vorhersehen, was er der neuen Kirche bereite, und daß wohl überhaupt die Frage die sey, ob in Zukunft eine protestantische Kirche in Teutschland seyn werde? In dieser Gefahr kam derselben die Hülfe von einem Volke, welches bis dahin, fast unbekannt, in seinen nördlichen Wohnsitzen gelebt hatte; es waren die Schweden, ein Volk, tapfer und gottesfürchtig, vom gothisch-teutschen Stamme, eines der edelsten, welche sich germanischen Ursprungs rühmen. Bisher

hatte es in seinem, mit mancherlei Schönheit geschmückten, aber rauhen, Lande, an Seen und Küsten, auf Hügeln und in Wäldern, auf alt-germanische Weise gelebt und seit den ältesten Zeiten, da es unter dem gemeinschaftlichen Namen der Normannen an den großen Seezügen Theil genommen, sich nicht nach Außen gewendet. Aber in vielen inneren Kämpfen hatte es die Kräfte für die größere Rolle geübt. — Im Jahre 1611 folgte Gustav Adolf seinem Vater Karl IX. auf dem Throne, und er war es, den das Schicksal bestimmt hatte, sein Volk auf den größern Schauplatz der Weltgeschichte zu führen. In dem Gefühle solcher Bestimmung hat Gustav Adolf den Kampf gegen die überlegene Macht Oestreichs unternommen.

Dieser große König ist sehr verschieden beurtheilt worden, weil er in einem Zeitalter lebte, da der Geist heftiger Partheiung die einfache Ansicht der Begebenheiten und Menschen nicht gestattete. Ein Theil hat ihn nur als Eroberer betrachtet, welchen die Unruhe eines brennenden Ehrgeizes über das Meer getrieben, um fremde Länder zu bezwingen, und dem die Religion als Deckmantel der Kriegslust gedient habe; — Andere haben in ihm nur den begeisterten Kämpfer für seinen Glauben gesehen, und alle die andern ehrgeizigen Regungen in seiner Seele geläugnet, welche die Gegner ihm zuschreiben. In Beider Urtheile mischt sich das Wahre mit dem Falschen. Weder trieb den König der Ehrgeiz im gewöhnlichen Sinne, welcher nur die Ehre der Person sucht; obwohl die Liebe des Ruhmes, der ein unsterbliches Leben im Munde der Völker verleiht, nicht geringen Raum in seiner Seele einnahm; — noch auch hat er die Waffen allein für die Rettung seiner Glaubensgenossen in Teutschland ergriffen; wenn gleich Glaube und Frömmigkeit unauslöschlich in seiner Brust glühten; — sondern beide Triebfedern seines Gemüthes wirkten vereint, und standen zusammen unter einem andern Gesetze, welches sie verband. Dieses war das Gefühl seiner weltgeschichtlichen Bestimmung; daß er berufen sey, sein edles Volk, obwohl klein an

Zahl, doch keinem an Tapferkeit und jeglicher Tugend nachstehend, aus der Dunkelheit hervor in seinen Rang unter die andern Völker Europa's einzusetzen. Bis dahin gehörte Schweden eben so wenig in die Reihe der bedeutenden Staaten, als im Alterthum die Macedonier vor Philipp und Alexander, und in der neuern Zeit Rußland vor Peter dem Großen; und wie das Leben der zuletzt genannten Männer erst recht verstanden wird, wenn wir es aus dem eben gezeigten Gesichtspunkte erfassen, so auch das Leben Gustav Adolfs von Schweden. Hat der König eine weniger große Schöpfung hinterlassen, als jene Herrscher, mit welchen wir ihn vergleichen, so mögen wir bedenken, daß er im 38sten Jahre seines Lebens, als er eben sein Werk zu gründen anfing, durch den Tod fortgerafft wurde.

Sein großer Plan zeigte sich sogleich bei seinem ersten Auftreten. Schon vor dem Kriege in Teutschland hatte er in einigen Feldzügen gegen die Russen und Polen die Küstenländer Ingermanland, Karelen, Lievland und einen Theil Preußens gewonnen; denn wenn sein Volk in Europa eine größere Bedeutung erlangen sollte, so mußte es an den Ufern der Ostsee, Schweden gegenüber, festen Fuß gefaßt haben. Nun forderten ihn viele Veranlassungen zur Theilnahme an den teutschen Angelegenheiten auf. Er war vom Kaiser Ferdinand gereizt und beleidigt; seine Fürsprache für die Protestanten in Teutschland und für seine Vettern, die Herzöge von Meklenburg, sowie seine Vermittlung bei dem dänischen Frieden, waren schnöde zurückgewiesen worden; Wallenstein hatte sogar den Polen 10,000 Mann Kaiserlicher gegen ihn zu Hülfe geschickt. Noch mehr als alles dieses, welches leicht durch Worte vermittelt werden mogte, rief ihn aber die große Gefahr der protestantischen Kirche und die Furcht, daß sich an den Gestaden der Ostsee, durch Wallenstein eine neue, gefährliche Macht zu Gunsten des Hauses Oestreich und der Katholischen bilden werde.

Die nächste Ursache des Streites gab die Stadt Stralsund; sie bat um seinen Schutz; er versprach

ihn und that den entscheidenden Schritt. Nachdem er dem Kaiser Ferdinand den Krieg erklärt hatte, landete er am 4. July 1630 mit 15,000 Schweden an der Insel Rügen. Als er an's Land gestiegen war, knieete er vor seinem Heere nieder und betete; das Heer mit ihm; er war mit kleiner Schaar zu einem großen Werke ausgezogen.

Als die Nachricht voo seiner Landung zum Kaiser Ferdinand kam, achtete er des neuen Feindes, im Vertrauen auf sein bisheriges Glück, wenig: man spottete im Reiche des kleinen Königs aus Norden; und nannte ihn den Schneekönig. Allein seine 15,000 Mann waren eine Heldenschaar, Krieger gleichsam aus einer andern Welt; es war strenge Zucht und Frömmigkeit unter ihnen, und die ihnen gegenüber standen, kannten dagegen nur die Wildheit des Krieges, welche allen Lüsten und Begierden den Zügel läßt. Sie waren aus allen Völkern und Glaubensgenossen gemischt, und es verband sie kein höherer Gedanke, sondern nur die Waffenlust und die Begierde der Beute. Jene aber hatten daß Vertrauen, daß Gott mit ihnen sey; zweimahl des Tages war bei ihnen andächtiges Gebet, und jede Schaar hatte ihren Geistlichen. Dazu hatte der große Sinn des Königs eine neue Kriegskunst geschaffen; und er ist auch darin den berühmten Männern des Alterthums gleich, daß er seine Gegner durch die Neuheit und Kühnheit seiner Stellungen, seiner Ordnung, seiner Angriffe, überraschte, und sie, die an dem Hergebrachten hielten, in Verwirrung brachte. Bis dahin hatte man immer in der Schlachtordnuug viele Reihen hinter einander gestellt, Gustav ordnete bei dem Fußvolk nur sechs, und bei der Reuterei vier hinter einander; dadurch gewann sein kleines Heer an Ausdehnung in der Weite, und war beweglicher in der Schlacht; und zugleich richteten die Kugeln des schweren Geschützes nicht solche Verwüstungen unter ihnen an, als in den dichten Haufen der Gegner.

Zu den ersten Unternehmungen bedurfte es dieser größeren Mittel noch nicht. Die Kaiserlichen, die in den Gegenden der Ostsee nicht stark waren, wurden

schnell aus Rügen und den kleineren Inseln an den Obermündungen vertrieben, und Gustav rückte auf die Hauptstadt des Herzogs von Pommern, Stettin, los. Dieser, alt und furchtsam, wagte es nicht, sich entschieden dem fremden Könige anzuschließen, und doch konnte er ihm auch nicht widerstehen. Nach langem Zaudern, und indem Gustav sowohl milde und tröstend, als ernst zu ihm redete, übergab er ihm seine Stadt, welche für diesen Krieg ein Hauptwaffenplatz werden sollte.

Wie der Herzog von Pommern, waren die meisten protestantischen Fürsten des Reiches ganz unentschlossen, wie sie sich gegen den neuen Bundesgenossen benehmen sollten Der König hatte sie alle zu einem großen Bündnisse aufgerufen; allein viele waren zaghaft und fürchteten die Rache des Kaisers; andere fürchteten wohl die Herrschaft eines Fremden, wenn er glücklich sey, die Besten mögen aus alter Ehrfurcht an dem Namen des Kaisers und Reiches festgehalten haben. Gustav war unzufrieden mit dieser Stimmung der Fürsten. „Es hat mit allen Evangelischen jetzt die Beschaffenheit, sagte er in einer Rede an die Erfurther, wie mit einem Schiffe zur Zeit eines großen Sturmes. Da will es sich nicht schicken, daß etliche fleißig arbeitrn, die andern dem Sturme zusehen, und die Hände in den Schooß legen und ruhen wollen; sondern jeder muß das Werk mit Freuden angreifen und an seinem Orte, nach bestem Vermögen, befördern helfen.“ — Allein solcher Gemeingeist, und solch klares Bewußtseyn ihres Zweckes, war nicht in den Protestanten. Sie waren nach Eigensucht und Vorurtheil unter sich getheilt. Churpfalz lag ganz darnieder. Sachsen, schon seit langer Zeit sich absondernd, oft sogar östreichisch, so lange Pfalz an der Spitze gestanden hatte, schwankte jetzt noch in seinem Wollen, weil es sowohl Oestreich, als den fremden König fürchtete. Der Churfürst von Brandenburg, Georg Wilhelm, ein schwacher Fürst, wurde von seinem Minister Schwarzenberg geleitet, welcher an Oestreich verkauft war. Von den kleineren Fürsten, von denen

viele entschlossener, aber in Oestreichs Gewalt waren, schlossen sich nur zweie, der Landgraf von Hessen-Kassel und das Haus Sachsen-Weimar eng an den König an. Die übrigen mit Sachsen und Brandenburg hielten einen Konvent zu Leipzig, und beschlossen, ein Heer aufzustellen, um sich sowohl gegen alle Eingriffe von schwedischer, als kaiserlicher Seite zu vertheidigen. Der Kaiser indeß, welcher sah, daß die Waffen doch den großen Kampf würden entscheiden müßen, und nicht gedachte, einem Reichsstande seinen eigenen Willen zu lassen, gebot die Auflösung des Leipziger Bundes und fing damit an, die Städte und Fürsten in Süddeutschland, welche dazu gehörten, mit Gewalt zu entwaffnen.

Der König von Schweden, durch viele geworbene Leute verstärkt, rückte rasch in Pommern vorwärts, und vertrieb oder überwältigte die kaiserlichen Besatzungen. Sie verwüsteten das Land, ehe sie abzogen, plünderten die Städte, zündeten mehrere an, mißhandelten und mordeten die Einwohner. Dieser furchtbare Krieg begann wieder in all seiner Schrecklichkeit. Wie hülfreiche Engel erschienen die frommen, genügsamen Schweden in ihrer Zucht und Ordnung, und der Glaube ging in diesen Ländern vor dem Könige her, er sey als ein Retter von Gott gesendet.

Er wollte seinen Weg nur Schritt vor Schritt, mit Sicherheit gehen, und keinen festen Ort in seinem Rücken lassen; daher forderte er von dem Churfürsten in Brandenburg die Festungen Küstrin und Spandau, nachdem er Frankfurth an der Oder, worin 8000 Kaiserliche lagen, mit stürmender Hand erobert hatte. Der schwache Churfürst zagte, aber der König rückte gegen Berlin vor, und hielt eine Unterredung mit ihm in der Heide zwischen Berlin und Köpenik, (13. May 1631), dann ging er selbst mit nach Berlin. Noch immer zauderte der Churfürst. Da rief der König im Zorne: „Mein Weg geht nach Magdeburg, um die Stadt zu entsetzen, (sie wurde hart von Tilly belagert), jedoch nicht mir, sondern den Evangelischen zum Besten. Will mir niemand beistehn, so mache ich mich meiner

seits von Vorwürfen frey und ziehe wieder nach Stockholm. Aber am jüngsten Gericht werdet ihr angeklagt werden, daß ihr um des Evangelii willen nichts habt thun wollen, uud es wird euch auch wohl hier schon vergolten werden. Denn wenn Magdeburg verloren ist, und ich zurückgehe, so sehet zu, wie es euch ergehen wird!" — Dieses wirkte; der Churfürst übergab Spandau noch am nemlichen Tage. Der Weg von dort nach Magdeburg war nur klein, die hart bedrängte Stadt flehte um schleunige Hülfe, der König fand es aber nicht möglich, auf dem geraden Wege, im Angesicht des Feindes, über die Elbe zu gehen, er bat den Churfürsten von Sachsen um die Erlaubniß, durch sein Land zu ziehen, denn Wittenberg mußte der Platz des Ueberganges seyn, allein der Churfürst schlug sein Gesuch ab. Man unterhandelte und redete noch, — da war der schreckliche Tag der Eroberung schon vorüber, und die uuglückliche Stadt war verloren.

---

33. Magdeburgs Zerstörung.

(20. May 1631.)

Die Stadt Magdebnrg, die sich von jeher durch ihren Eifer für die protestantische Lehre bemerkt gemacht hatte, war auch jetzt die erste gewesen, welche sich dem Retter ihrer Glaubensfreiheit in die Arme warf. Sie lud ihn dringend ein, an die Elbe zu kommen, versprach, ihm ihre Thore zu öffnen, stellte sogar Werbungen für ihn an, und Gustav, welcher die Wichtigkeit eines solchen Waffenplatzes einsah, freute sich ihrer Anerbietungen. Allein Tilly erkannte gleichfalls, wie viel auf ihren Besitz ankomme, und eilte, sie vor dem Könige zu gewinnen. Im März dieses Jahres fing er ihre Belagerung an, und der tapfere Oberst Pappenheim half ihm. In der Stadt waren nur ein paar hundert Schwe-

den, unter Melcher von Falkenberg, welchen Gustav der Stadt zum Befehlshaber geschickt hatte; allein die Einwohner, kühn und entschlossen, gingen einmüthig an ihre Vertheidigung. Sie hatten sogar Verschanzungswerke noch außerhalb der Stadt angelegt, und nannten ihrer eines, zum Zeugniß ihres Muthes, Trutz-Tilly und ein anderes Trutz-Pappenheim.

Aber die Noth in der Stadt wurde dennoch je länger, je größer; denn der alte Feldherr wandte alle seine Kunst an, sie zu bezwingen. Ihre einzige Hoffnung war die Hülfe des Königs, den sie schon nahe wußten; und als am 19. May der Donner des feindlichen Geschützes schwieg, und die furchtbaren Stücke sogar aus den Schanzen abgeführt wurden, glaubten sie sicher, ihr Retter sey da. Allein es war das Zeichen ihres Unterganges, die Vorbereitung zum nahen Sturme, den der eiserne Feldherr beschlossen hatte. In der Nacht auf den zwanzigsten wurden die Leitern in aller Stille herbeigeschafft, und auf den Morgen um 5 Uhr der Angriff bestellt. Die Wächter auf den Mauern harrten bis nach Mitternacht, dann, als alles still war, begaben sie sich in ihre Wohnungen, um einige Augenblicke zu ruhen.

Indeß schlug die schreckliche Stunde. Das Zeichen zum Sturme wird gegeben, von allen Seiten stürzen die Krieger zu den Mauern, und der Geschützesdonner erschallt wieder, indem an einigen Stellen die Mauer eingeschossen wird. Schon ist sie hier und dort erstiegen: Falkenberg eilt auf den gefährlichsten Platz, eine Kugel streckt ihn todt zur Erde. Die erschrockenen, ihres Anführers beraubten Bürger, betäubt von dem schrecklichen Mordgetöse, verlassen bald die Mauern und eilen in ihre Häuser. Viele fassen den thörigten Gedanken, sich hier besser vertheidigen zu können, und schießen auf die eindringenden Krieger aus den Fenstern, selbst Weiber schleudern Steine von den Dächern auf sie herab. Aber dieses vermehrt nur die Wuth der Feinde; an Schonung und Barmherzigkeit ist nicht mehr zu denken; Männer, Weiber, Kinder, Greise, werden gemordet, Säuglinge gespießt und in

die Flammen geschleudert; denn seit zehn Uhr Morgens wüthete auch schon das Feuer. — Kein Greuel ist zu denken, der nicht geübt wurde, keine menschliche Quaal, die an diesem schrecklichen Tage nicht erduldet ist. Einige menschlich fühlende Hauptleute eilten zu Tilly in's Lager hinaus und fragten ihn, ob das Plündern nicht ein Ende haben solle; er aber antwortete ruhig: „Lasset ihnen immer noch eine Stunde Zeit und dann kommt wieder. Der Krieger muß für seine Mühe und Gefahr auch eine Belohnung haben.“

Abends zehn Uhr war die alte, große Stadt bis auf wenige Fischerhäuser an der Elbe, dem Dom und dem Liebfrauenkloster, in Asche verwandelt; mehr als 20,000 Menschen hatten einen schnelleren oder langsameren Tod durch Schwerdt, Flammen und durch Schrecken gefunden; und als man nach zwei Tagen den Dom öffnete, fand man etwa noch tausend Unglückliche, die fast schon entseelt vor Hunger nnd Durst hervorgezogen und auf Till'ys Befehl mit Speise und Trank versehen wurden. Sein Zorn war gestillt, aber seine Ehre zugleich befleckt; das Glück, welches ihm immer treu gewesen, wich von diesem Tage an von ihm. Obgleich er, nachdem die Straßen mit vieler Mühe etwas aufgeräumt waren, am 25. May seinen feierlichen Sieges-Einzug durch den großen Schutthaufen hielt, im Dome das Tedeum singen und die Kanonen abfeuern ließ; und obgleich er mit Stolz nach Wien berichtete: „seit Troja's und Jerusalems Zerstörung sey solch ein Sieg nicht gesehen worden;“ — so hat er doch die Stimme der Nachwelt nicht beschwichtigen können, und sein Name ist dieser That wegen mit Fluch genannt worden.

---

53. Gustav Adolf und Tilly.

Die Schlacht bei Leipzig. (17. Sept. 1631.

Nach der Eroberung Magdeburgs hätte Tilly den schwedischen König gern zu einer Schlacht gebracht,

denn er litt in der ausgezehrten Gegend bald Mangel an allem Nöthigen; allein Gustav hielt sich noch nicht für stark genug, und blieb fest in seinem verschanzten Lager bei Werben in der Altmark. Da wendete Tilly seine Augen auf das reiche sächsische Land, welches, noch unberührt von dem verheerenden Kriege, ihm zur Seite lag. Freilich war es ungerecht und undankbar, den Churfürsten von Sachsen, welcher sich so treu gegen das östreichische Haus gezeigt hatte, mit der Last des Krieges heimzusuchen, allein Tilly wußte bald einen Grund aufzufinden; er berief sich auf den kaiserlichen Befehl, die Glieder des Leipziger Bundes zu entwaffnen, und weil der Churfürst noch immer gerüstet war, so rückte er, statt aller Kriegserklärung, in Sachsen ein, ließ die Städte Merseburg, Zeiz, Naumburg und Weißenfels plündern, und zog auf Leipzig. Solche Gewaltthätigkeit bewirkte, was alle Ueberredung nicht vermogt hatte; der Churfürst warf sich nun unbedingt in die Arme des schwedischen Königs, schloß mit ihm ein festes Bündniß zu Schutz und Trutz und stieß mit seinem Heere bei Düben, den 14. September, zu ihm.

An diesem Tage beschoß der kaiserliche Feldherr die Stadt Leipzig, welche ihm den Einzng verwehrt hatte, und nahm sie am folgenden ein; aber der König rückte näher mit dem vereinigten Heere und nun sollte ein Tag zwischen dem alten, noch nie besiegten, Feldherrn und dem königlichen Helden entscheiden. Dieser, erkennend, daß er durch eine große That erst das Vertrauen zu seinem Geiste und Glücke in Teutschland erwecken müsse, fühlte die Wichtigkeit dieses Tages und zauderte; es schien ihm noch immer zu gewagt, das ganze Schicksal des Krieges auf eine einzige Schlacht ankommen zu lassen; denn verlor er sie, so war seines Bleibens diesseits des Meeres nicht mehr, und das Verderben der Churfürsten von Sachsen und Brandenburg, ja der ganzen protestantischen Kirche in Teutschland, schien gewiß zu sein. Allein der Churfürst von Sachsen, der seine Länder nicht länger von dem harten Feinde zertreten sehen konnte, verlangte dringend die Schlacht, und der König, nachgebend, zog

gegen Leipzig. Auf den Feldern des Dorfes Breitenfeld trafen die Heere am 17. Sept. zum entscheidenden Streite zusammen. Gustav Adolf stellte die Sachsen getrennt auf seinen linken Flügel, weil die Unerfahrenheit der neugeworbenen Truppen ihn bedenklich machte. Um Mittag fing das Feuer des Geschützes an und wüthete schrecklicher in den tiefen Reihen der Kaiserlichen, als den dünneren der Schweden. Um diesem verderblichen Vorspiele ein Ende zu machen, warf sich der kaiserliche rechte Flügel auf die Sachsen mit solcher Gewalt, daß sie bald in Verwirrung und Flucht geriethen und erst weit vom Schlachtfelde sich wieder einigermaßen um ihren Churfürsten sammelten. Zu gleicher Zeit hatte sich Pappenheim mit dem Kern der Reuterei auf die Schweden geworfen, um ihre Reihen im Sturme zu brechen. Er war der tapferste Reuterführer seines Jahrhunderts. Allein er traf auf eine undurchdringliche Mauer; sieben seiner heftigen Angriffe wurden zurückgeschlagen. Da drang auch Tilly, von der Verfolgung der Sachsen ablassend, in die entblößte Flanke der Schweden ein; aber auch hier wendete der schnelle königliche Held zu rechter Zeit seine Nachhut gegen den Feind, dessen Wuth sich an der eisernen Standhaftigkeit der Schweden brechen mußte. Tilly wußte sich in diese Weise der Schlachtordnung nicht zu finden, alles war verändert, neu, gegen seine Erwartung, die Zuversicht seiner Berechnung verließ ihn, er fühlte zum erstenmahle, daß er einem höhern Geiste gegenüber stand; und den Augenblick des Zögerns benutzend, that der König einen raschen Angriff auf das feindliche Geschütz, welches auf einem Hügel stand, nahm es weg, und richtete es gegen Till'ys Reihen. Dieser Augenblick entschied. Flucht und Bestürzung kam über die Kaiserlichen; 7000 lagen todt auf dem Schlachtfelde, die übrigen flohen in der größten Unordnung; Tilly selbst war in Lebensgefahr, indem ein schwedischer Rittmeister ihn verfolgte und mehrmals mit der umgekehrten Pistole ihm auf den Kopf schlug, bis er selbst von einem herbeisprengenden Reuter erschossen wurde. Mit mehreren Wunden entkam der alte Feldherr,

finster, in sich gekehrt, an seinem Glücke irre geworden; — er rühmte sich noch am Tage vor der Schlacht, noch nie ein Treffen verloren zu haben. Erst in Halle traf er mit Pappenheim und einem kleinen Haufen seines, vorhin so gefürchteten, nun vernichteten Heeres zusammen.

Für Gustav Adolf war dieser Sieg der große Wendepunkt, von welchem sein Ruhm in dem protestantischen Teutschland und die ihm gewordene, an Anbetung gränzende, Verehrung anfängt. Es war diese bewegte Zeit, wie alle außerordentlichen Augenblicke in der Geschichte, eine Zeit der öffentlichen Meinung, da der Glaube, das Vertrauen, die Ehrfurcht, die Begeisterung der Völker, für einen Mann oder für einen Gedanken, alles entschied. Wer sich jener geistigen Kräfte zu bemächtigen wußte, war des Gelingens gewiß; jetzt wendeten sie sich dem neuen Sterne zu, welcher aus Norden aufgegangen war. Der Glaube und der Aberglaube waren ihm dienstbar. Weissagungen, Erscheinungen, bedeutsame Träume, wurden auf ihn gedeutet; wohin er kam, wurde er von den Protestanten als der Retter mit unbeschreiblichem Jubel empfangen, und wohl nie, so lange die Welt steht, ist das Bild eines Königes so verehrt, getragen, auf alle Weise vervielfältigt worden, als das seinige.

Gustav Adolf erkannte mit großartigem Blicke die Kräfte, die für ihn stritten. So vorsichtig, beinahe ängstlich, er früher vorgeschritten und keinen festen Ort hinter sich gelassen hatte, so kühn, rasch, fast gegen die Kriegsregeln, drang er jetzt in Teutschland ein, sein Zug glich einen Triumphzuge. Durch Thüringen, über den Thüringer Wald, ging derselbe nach Franken, von da an den Rhein; und nach kurzer Winterruhe wieder durch Franken gerade auf Baiern los. Die wichtigsten Städte kamen nach kurzem Widerstande, oder freiwillig, in seine Hände: Halle, Erfurt, Würzburg, Frankfurt, Mainz, Nürnberg und andere. Tilly, obgleich wiederum so verstärkt, daß er ein größeres Heer als der König hatte, wagte nicht, sich ihm ernsthaft in den Weg zu stellen; er konnte seit

der Leipziger Schlacht nie wieder das alte Vertrauen zu sich selbst gewinnen.

Der Churfürst Maximilian von Baiern hatte ihn, zur Beschützung seiner eigenen Erbländern, nach Baiern berufen. Er sollte dem Könige den Uebergang über den Lech verwehren, und Maximilian begab sich selbst in das Tillysche Lager bei Rain. Allein dem unwiderstehlichen Könige mußte auch dieses Hinderniß weichen. Nach einem heftigen Geschützfeuer wichen die Ligistischen vom Flusse zurück, der König ging hinüber, verfolgte sie scharf, und da geschah es, als Tilly sich beim Auskunden der Feinde sich zu weit vorwagte, daß ihn eine dreipfpündige Stückkugel über dem rechten Knie traf und vom Pferde riß. Schwerverwundet wurde er nach Ingolstadt getragen. Dorthin zog sich auch der Churfürst zurück, und Gustav, nachdem er Augsburg besetzt hatte, rückte ihnen nach. Er ließ sogleich einige Stürme auf die Stadt wagen; die Besatzung schlug sie tapfer zurück, und der König selbst kam in Gefahr, da eine Kugel sein Pferd tödtete, und ihn zu Boden warf. In der Stadt lag der sterbende Tilly und munterte noch im Tode die Seinigen zur Gegenwehr auf. Er starb 15 Tage nach seiner Verwundung. Ein strenger, eiserner Mann, der es sich selbst zum Ruhme rechnete, niemahls die Liebe gekannt zu haben, übrigens entschlossen und unbestechlich, und soweit die Berechnung eines scharfen Verstandes reicht, ein trefflicher Feldherr. Sein Körper entsprach dem Geiste. Er war von mittlerer Größe und hager; die Augen waren groß, aber blickten finster unter den grauen Wimpern hervor, und das Gesicht mit scharfen, eckigen Zügen und große Nase, drückte die Schärfe seines Gemüthes aus. Ein Zeitgenosse schilderte ihn, wie er ihn gesehen, auf einem kleinen Grauschimmel reitend, im grünen atlassenen Kleide, nach spanischem Schnitt, und eine rothe Straußfeder auf dem hochaufgestutzten Huthe, die ihm über dem Rücken herabhing; und nach dieser Beschreibung ist er vielfältig abgebildet.

Der König gab die Belagerung von Ingolstadt auf und zog nach der Hauptstadt München. Die Stadt

zitterte vor seiner Ankunft. Das baierische Volk hatte, im Haß gegen die Schweden, einzelne von ihnen auf grausame Weise mißhandelt, gemordet, ihre Leichname noch verstümmelt, und des Königs Zorn aufs heftigste gereizt. Dennoch empfing er die Abgeordneten der Stadt gnädig, als sie ihm die Schlüssel überbrachten. „Ihr habt es gut gemacht, sagte er, und eure Unterwerfung entwaffnet mich. Mit Recht hätte ich an eurer Stadt das Unglück Magdeburgs rächen können; allein fürchtet nichts, geht in Frieden, und seyd eurer Güter und eurer Religion wegen unbesorgt. Mein Wort gilt mehr, als alle Kapitulationen von der Welt."

Das baierische Land war größtentheils in des Königs Händen und der Churfürst hatte nach Regensburg fliehen müssen.

---

34. Gustav Adolf und Wallenstein.

Gustavs Tod. 16. November 1632.

Die Sachsen waren indeß, dem Kriegsplane gemäß, unter dem Feldmarschall von Arnim, in Böhmen eingedrungen, und hatten das schlecht vertheidigte Prag leicht erobert. Am 11. November 1631 hielt der Churfürst selbst seinen feierlichen Einzug in die Stadt. So hatte der einzige Tag bei Leipzig dem Kaiser die Früchte eines zwölfjährigen Krieges geraubt er sah sich in seinen eigenen Erblanden bedroht; und wie ein Donner aus blauem Himmel herab, so war ihm diese Gefahr plötzlich und wider Erwarten gekommen. In solcher Noth schien ihm und seinen Räthen nur Ein Rettungsmittel übrig zu seyn; nemlich den zurückgesetzten, beleidigten, in stolzer Zurückgezogenheit lebenden Wallenstein wieder hervorzurufen. Kein Gegner konnte gegen den großen König in die Schranken treten, außer ihm, keiner dem Kaiser wieder ein Heer schaffen.

Allein ihn zu gewinnen, schien eine schwere Auf-

gabe zu sein. Kaiser und Königen zum Trotz lebte er auf seinen Gütern in Böhmen mit mehr als königlicher Pracht. Die im Kriege erpreßten Millionen setzten ihn dazu in den Stand. Sechzig Edelknaben aus den vornehmsten Häusern, in hellblauen Samut mit Gold gekleidet, bedienten ihn; einige seiner Kammerherrn hatten schon in gleichem Range dem Kaiser gedient. Dreihundert auserlesene Pferde standen in seinen Ställen und fraßen aus marmornen Krippen, und seine Wohnung glich einem Hoflager, denn zu seiner Nähe drängten sich die angesehensten Männer. Aeußerlich schien er ruhig, aber sein brennender Ehrgeiz ruhte nicht. Mit innerer Freude hatte er den Fortschritten des schwedischen Königs zugesehen, weil sie ihn an dem Kaiser und dem verhaßten Churfürsten von Baiern rächten; ja, er hatte selbst versucht, dem Könige seine Dienste anzutragen, und mogte seinen stolzen Sinn schon zur Hoffnung der böhmischen Königs-Krone erheben. Gustav wies seine Anerbietungen nicht geradezu ab, allein ihm ein Theil seines Heeres anzuvertrauen, wie er verlangte, wagte er nicht, und indeß trafen bei Wallenstein die kaiserlichen Unterhändler ein, welche ihm wiederum die Oberfeldherrnwürde antrugen.

Wallenstein empfing sie kalt, und gab erst nach vielen Bitten das Versprechen, dem Kaiser ein Heer von 30,000 Mann in drei Monaten zu werben; es anzuführen, versprach er aber nicht. Und nun sandte der Gewaltige seine Anhänger in alle Gegenden aus, seine Werbefahne aufzupflanzen. Tausende strömten ihr zu, denn sie hatte immer zu Glück und Beute geführt; und es war in dieser stürmischen Zeit leichter, im Kriege sein Bestehen zu finden, als in der Werkstatt oder hinter dem Pfluge. Ein wallensteinischer schwerer Reiter erhielt 9 Gulden monatlichen Sold, der leichte sechs, der zu Fuß diente vier, außer der täglichen Kost an Fleisch, Brodt und Wein. — Schon im März des Jahres 1632 waren die 30.000 Mann zusammen; aber auch nur, der sie geworben, vermogte sie zu führen. Das fühlte der Kaiser wohl, und ließ sich zu der unglaublichen Demüthigung herab,

sich von Wallenstein folgende Bedingnngen vorschreiben zu lassen; der Herzog von Friedland, Generalissimus des Kaisers, des ganzen Erzhauses und der Krone Spanien, erhält den Oberbefehl ohne alle Einschränkung; der Kaiser darf nie bei dem Heere selbst erscheinen; zur Gewißheit seiner verdienten Belohnuug erhält der Herzog ein östreichisches Erbland als Unterpfand, und dazu das Recht, allein über die Eroberungen im Reiche frei zu schalten, und allein Begnadigungen zu ertheilen. Beim Frieden soll ihm Mecklenburg oder eine andere Entschädigung zugesichert werden, und während des Kriegs im Nothfalle alle kaiserlichen Erbländer offen stehen."

Mit solcher, fast kaiserlichen, Gewalt ausgerüstet, trat Wallenstein von Neuem auf den Schauplatz, vermehrte sein Heer bis auf 40,000 Mann, eroberte Prag schon im April dieses Jahres 1632 wieder und trieb die Sachsen mit leichter Mühe aus Böhmen.

Das Lager bei Nürnberg. — Der, in seinem Lande hart bedrängte Churfürst von Baiern wandte sich mit den dringendsten Bitten um Hülfe an Wallenstein; dieser, der sich an seiner Noth und Demüthigung weidete, zögerte lange, endlich, da der Churfürst sich unbedingt allen seinen Befehlen in Führung des Krieges zu unterwerfen versprach, lud er ihn zur Vereinigung nach Eger ein, um von da aus gegen Nürnberg, einen der wichtigsten Waffenplätze des Königs, zu ziehen. Aber Gustav, der die Absicht merkte, kam ihm zuvor und erschien unvermuthet mit seinem Heere bei der Stadt, verschanzte sie mit Hülfe der für ihn begeisterten Einwohner, deren Jünglinge sein Heer vermehrten, und erwartete den Feind. Dieser zog heran, und verschanzte sich gleichfalls auf den Höhen vor Nürnberg, im Angesichte des schwedischen Lagers. Beide Gegner hatten den Plan, einander durch Mangel und Noth aus der festen Stellung zu vertreiben; eilf Wochen lagen sie einander gegenüber, nnd keiner wollte weichen. Aber die Noth des ganzen umliegenden Lan-

des war sehr groß, es war Alles weit und breit ausgezehrt und fast verödet. In Wallensteins Lager waren, außer dem großen Heere, an 15,000 Troßbuben und Bediente, eben so viele Weiber, weil er ihnen erlaubte, ihren Männern nachzuziehen, und 30,000 Pferde, welche größtentheils zum Fortbringen des unendlichen Gepäckes gebraucht wurden. Die Verwilderung dieser Menschenmenge stieg mit jedem Tage, denn sie lebte nur von Raub und Plünderung. Auch in Gustavs Heer war nicht mehr die strenge Ordnung, wie Anfangs, es bestand nun zum großen Theile aus Geworbenen und aus teutschen Hülfsvölkern. Mit aller Strenge konnte er diese nicht ganz nach seinem Willen zügeln, denn ihren eigenen Anführern war es nicht Ernst mit der Zucht. Des Königs frommer Sinn wurde empört durch die Nachrichten von der Wildheit der Seinigen gegen die armen Landesbewohner; er berief die Anführer zusammen, schalt sie hart, und brach in die Worte aus: „Es sey ihm so wehe bei ihnen, daß es ihn verdrieße, mit einem so verkehrten Volke umzugehen;“ — allein sein Auge konnte nicht allenthalben seyn, und das Verderben hatte schon zu tiefe Wurzel geschlagen. Da beschloß er endlich, dem unentschiedenen und verderblichen Zustande durch ein kühnes Wagestück ein Ende zu machen. Am 4. September stürmte er die Wallensteinischen Berge; — allein das Unternehmen war zu groß; die entschlossenste Tapferkeit vermogte nichts gegen die festen Werke mit ihren Feuerschlünden, und der König mußte, nach großem Verluste, am Abende den Angriff aufgeben. Noch vierzehn Tage wartete er darauf in seinem Lager, und als Wallenstein dennoch unbeweglich blieb, zog er den 18. September unter Trompetenschall vor dem Feinde vorüber, der ihn nicht anzugreifen wagte, und wandte sich wieder nach Baiern.

Nun verließ Wallenstein gleichfalls sein Lager, zündete es an, und faßte den unerwarteten Ent-

schluß, den Krieg mit Gewalt wieder in das nördliche protestantische Teutschland zu versetzen; er wendete sich plötzlich nach Sachsen, und sein Eintritt wurde durch Mord und Flammen bezeichnet. Schnell eilte auch der König zur Hülfe herbei, uud traf am 11. November in Naumburg, an der Saale, ein. Das Volk empfing ihn wie seinen schützenden Engel, es umringte ihn bei seinem Einzuge und küßte ihm die Füße. Eine trübe Ahndung durchflog seine Seele bei diesem Uebermaaße der Verehrung. „Unsere Sachen stehen auf einem guten Fuße, sprach er zu seinem Hofprediger Fabricius; allein ich fürchte, daß mich Gott wegen der Thorheit dieses Volkes strafen werde. Hat es nicht das Ansehen, daß diese Leute mich recht zu ihrem Abgott machen? Wie leicht könnte der Gott, welchen den Stolzen demüthigt, sie und mich selbst empfinden lassen, daß ich nichts als ein schwacher und sterblicher Mensch sey?"

Die Schlacht bei Lützen, 16. November 1632. — Da gerade um diese Zeit eine strenge Kälte eingefallen war, so glaubte Wallenstein, daß der König vor dem Frühjahr im Felde nichts vornehmen werde, und schickte den Grafen Pappenheim nach dem Rheine ab. Sogleich brach Gustav auf, rückte nach Weißenfels und stand am 13. November Abends dem Heere Wallensteins bei Lützen gegenüber. Beide bereiteten sich zur Schlacht und der kaiserliche Feldherr rief den Pappenheim, der noch in Halle mit der Belagerung der Moritzburg beschäftigt war, eilig zurück; er konnte im Laufe des folgenden Tages eintreffen.

Der König brachte die kalte Herbstnacht in seinem Wagen zu und beredete mit seinen Heerführern die Schlacht. Der Morgen brach an, ein dicker Nebel bedeckte das Gefilde, erwartungsvoll standen die Heere, und die Schweden sangen zum Schalle der Trompeten und Pauken ihre geistlichen Lieder. Nach elf Uhr, als die Sonne durchblickte, schwang sich der

König nach kurzem Gebete auf sein Pferd und stellte sich an die Spitze des rechten Flügels, (den linken führte Bernhard von Weimar), rief: „Nun mollen wir dran! Das wollt der liebe Gott! Jesu! Jesu! Hilf mir heut streiten zu deines Namens Ehre!“ — und führte die Seinigen gegen die Kaiserlichen, welche wohlverschanzt auf dem Steinwege, der von Lützen nach Leipzig führt, und in den tiefen Gräben auf beiden Seiten desselben, aufgestellt waren. Ein mörderisches Feuer empfing die Schweden, viele fanden hier ihren Tod, aber dennoch gewannen die Nachfolgenden den Platz, setzten über den Graben, und die Wallensteinischen wichen allenthalben zurück. Indeß war Pappenheim mit seinen Reutern von Halle herbeigekommen und die Schlacht erneuerte sich mit größter Wuth. Der schwedische linke Flügel wankte. Ihm zur Hülfe eilte der König mit einem Reuterhaufen nach jener Seite hin, und sprengte weit voran, um des Feindes Blöße auszuspähen; nur wenige Begleiter und der Herzog Franz von Sachsen-Lauenburg folgten ihm. Sein kurzes Gesicht führte ihn zu nahe an eine Schwadron kaiserlicher Reuter; er erhielt einen Schuß in den Arm, daß er beinahe ohnmächtig herabsank; und indem er sich wendete, um sich aus dem Getümmel wegführen zu lassen, bekam er einen zweiten Schuß in den Rücken. Mit dem Seufzer: „Mein Gott! Mein Gott!“ sank er vom Pferde. Ueber den Gefallenen hin stürzten die schnaubenden Rosse, und zertraten mit ihren Hufen den edlen Leib, so daß er ganz entstellt war. Sein zurückkommendes, blutiges Pferd verkündete den Seinigen die traurige Bothschaft; sie entflammte in ihrer Brust einen rachedurstigen Zorn, und unter der Anführung des Herzogs Bernhard von Weimar, welcher mit heldenmüthiger Entschlossenheit die Schaaren von Neuem ordnete, drangen sie wieder über die Graben vor und stürzten die Reihen der Feinde über den Haufen. Diese konnten nicht mehr widerstehen; der Generallieutenant Piccolomini bestieg schon blutbedeckt, das fünfte Pferd, und Pappenheim, der ritterlich gekämpft, fiel, von einer Kugel tödtlich verwundet. Da

nahm Flucht und Verwirrung zu: „Die Schlacht ist verloren, der Pappenheimer ist todt, die Schweden kommen über uns!“ erscholl es; Wallenstein ließ zum Rückzuge blasen. Ein dicker Nebel und die einbrechende Nacht verhinderte die Schweden eben so sehr, als ihre eigene Ermüdung, am Nachsetzen; sie brachten die Nacht auf dem Schlachtfelde zu, und das kaiserlich Geschütz blieb in ihren Händen. Wallenstein zog aber mit den Ueberbleibseln des Heeres nach Böhmen, obwohl er früher sein Winterlager in Sachsen zu nehmen beschlossen hatte. So redete der Erfolg unzweideutig genug für den Sieg der Schweden, obgleich Wallenstein die Schlacht für unentschieden ausgab und der Kaiser einen Sieg feierte.

Am folgenden Tage suchten die Schweden den Körper ihres theuren Königs unter den Tausenden, die das weite Schlachtfeld deckten; sie fanden ihn, nackt, unter vielen andern, von Blut und Hufschlägen fast unkenntlich und mit elf Wunden bedeckt. Er wurde nach Weißenfels gebracht, und von da durch die Königin Maria Eleonore, welche ihrem Gemahle nach Teutschland gefolgt war, unter tausend Thränen, nach Stockholm begleitet, wo er beigesetzt wurdr.

Das blutige Koller, welches der König in der Schlacht getragen, ward dem Kaiser Ferdinand nach Wien gebracht; er soll bei dessen Anblick Thränen vergossen haben, durch welche er den gefallenen Gegner und sich selbst ehrte. Ferdinands Seele war groß genug, um auch im Feinde die Heldentugend zu bewundern.

Im acht und dreißigsten Jahre seines Lebens, mitten auf seiner Siegesbahn, wurde Gustav Adolf abgerufen; das Uebergewicht seines Geistes möchte vielleicht die Verfassung Teutschlands und den Gang unserer Entwickiung umgewendet haben. Schon hatte er den Gedanken gefaßt, sich zum römischen König ernennen zu lassen, und sein Blick, dessen Weite niemand erforscht hat, mogte auch schon andere Länder Europa's umfassen. Er verwunderte sich oft, daß daß jetzige Zeitalter keine solche Feldherrn, als das

Alterthum, aufzuweisen habe; und wenn man ihm antwortete, die veränderte Art der Waffen und des Krieges, und die starken Festungen seyen Schuld daran, so erwiederte er: „Der Unterschied befinde sich nicht in den Waffen, sondern in den Gemüthern; wenn man das Herz Alexanders, den Muth Hannibals, und den Unternehmungsgeist Cäsars wiederfände, so würde man auch die Thaten Alexanders, die Siege Hannibals, und die Erfolge Cäsars erneuert sehen.“ — Eine so großartige Anschauung des Lebens, der wirksamen Weltkräfte nnd der Geschichte war in ihm, und wer wagt es, zu bestimmen, wo ein solcher Geist sein Ziel gefunden hätte? Ein Genosse seiner Zeit, dessen Urtheil als unbestochen gelten kann, der Graf Gualdo, ein Venetianer und Katholik, der sich verschiedene Jahre sowohl bei den kaiserlichen als schwedischen Heeren aufgehalten, schildert des Königs große Eigenschaften auf folgende Weise: „Gustav war groß gebaut, sagt er, stark, von königlichem Ansehen, welches die Herzen mit Ehrerbietung, Verwunderung, Liebe und Furcht erfüllte. Sein Haar und Bart waren blond, das Auge groß, aber nicht in die Ferne sehend. Von seiner ersten Jugend an hatte der Krieg für ihn großen Reiz, und Ehre und Ruhm waren seine Leidenschaft. Auf seiner Zunge wohnte Beredsamkeit, Anmuth und Leutseligkeit waren in seiner Unterhaltung. Es ist kein Feldherr, dem man mit solcher Neignng und Ergebenheit gedient, als ihm. Er war freundlich, lobte gern, und tapfere Handlungen blieben unauslöschlich in seinem Gedächtniß. Aber höfisches Wesen und Schmeichelei haßte er, und wenn einer sich ihm auf solche Weise nahte, so konnte er sein Vertrauen nicht gewinnen. Gegen die Ausschweifungen der Soldaten war er streng, und sehr besorgt für die Sicherheit des Bürgers und Landmauns. Als ihm, nach der Eroberung einer katholischen Stadt, Einige riethen, die Bürger streng zu behandlen, und ihnen neue Gesetze zu geben, antwortete er: „Die Stadt ist nun mein und nicht mehr des Feindes. Ich bin gekommen, der Freiheit die Fesseln anzunehmen, nicht

sie in neue zu schlagen. Lasse man sie leben, wie sie bisher gelebt; ich gebe denen keine neue Gesetze, die so zu leben wissen, wie sie ihre Religion gelehrt hat."

„Bei der Behandlung der Protestanten und Katholiken machte er keinen Unterschied. Sein Grundsatz war, daß jeder ein Rechtgläubiger sey, der sich den Gesetzen gemäß verhalte. Die Menschen vor der Hölle zu bewahren, sey nicht Beruf der Fürsten, sondern der Prediger."

Eine Bestätigung dieses Urtheils gab unter andern sein Auffenthalt zu München. Am Himmelfahrtstage 1632 ging er dort in die Liebfrauenkirche, um einer Messe mit aller Feierlichkeit des katholischen Gottesdienstes beizuwohnen; dann besuchte er das Jesuiterkolegium, beantwortete des P. Rektors lateinische Anrede in derselben Sprache, und unterhielt sich fast eine Stunde laug mit ihm über die Lehre vom Abendmahl. So spiegelt sich sein großer, weltgeschichtlicher Geist, der weit über sein Zeitalter hinausragte, auch darin, daß er, bei der wärmsten Frömmigkeit in seiner Brust, doch auch die Gestalt zu ehren wußte, in welcher sich der Glaube in dem Gemüthe eines andern darstellte; wie überhaupt darin, daß er Größe und Wahrheit neben sich duldete, und ein Freund der Freiheit war.

Das Denkmahl Gustav Adolfs in Teutschland war lange Zeit ein aufgerichteter Feldstein auf dem Lützener Schlachtfelde, an der Stelle, wo er gefallen war; in unseren Tagen hat ein Verehrer seines Namens ein anderes, einfaches Mahl daselbst aufgerichtet.

---

35. Fortsetzung des Krieges.

1632 — 1635.

Es war die Frage, ob die Schweden, nach dem Tode ihres Königs, den Krieg fortsetzen würden. Thaten sie es nicht, so drohte ihren protestantischen

Bundesgenossen durch Wallenstein ein hartes Gericht. Der schwedische Reichsrath, welcher für Gustavs Tochter Christina die Vormundschaft führte, beschloß den Krieg, welcher Schweden Ansprüche auf teutsche Länder verschaffen konnte, fortzuführen, und an des Königs Freunde, dem Reichskanzler Axel Oxenstierna, stellte das Schicksal einen Mann in seine Stelle, welcher mit großer, kluger Gesinnung die Kräfte seiner Parthei zusammenzuhalten wußte. Doch besaß er nicht die Milde und freundliche Größe seines Königs; die Reichsfürsten, besonders Sachsen, ertrugen es schwer, den Geboten eines schwedischen Edelmanns Folge zu leisten, und obwohl es ihm gelang, die protestantischen Stände der vier oberen Kreise, Schwaben, Franken, Ober- und Niederrhein, im Frühjahr 1633 zum Heilbronner Bunde zu vereinigen, so war doch bald an der Unentschlossenheit einiger, dem Widerwillen anderer, dem Mangel der Eintracht unter den Heerführern, zu erkennen, daß des Königs Geist nicht mehr in dem Ganzen waltete.

Diesen Augenblick des Wankens hätte Wallenstein, welcher Allen an Geist überlegen war, benutzen können, den Krieg zur Entscheidung zu bringen, und den Kaiser zum Sieger zu machen; — allein seine Seele war mit andern Dingen beschäftigt, er dachte für sich selbst eine Herrschaft zu gewinnen Nach der Lützener Schlacht hielt er zuerst ein Strafgericht über sein Heer, damit die Schuld des Verlustes von ihm abgewälzt würde, und da er das Recht über Leben und Tod der Seinigen hatte, ließ er zu Prag mehrere Hauptleute und Führer öffentlich enthaupten, gemeine Krieger henken, und mehr als fünfzig Namen abwesender Offiziere als ehrlos an den Galgen schlagen. Darauf stellte er neue Werbungen an, ersetzte sein Geschütz durch eingeschmolzene Glocken, und bald stand er so furchtbar da, als zuvor. Anstatt aber sich in das Reich zu wenden und die Schweden unter Gustav Horn und dem Herzog Bernhard von Weimar anzugreifen, welche in den teutschen

Gränzen Meister waren, zog er nach Schlesien, wo die Gegenwart eines solchen Heeres nicht nöthig war, und unterhandelte lange mit den Sachsen wegen Räumung des Landes. Zugleich versuchte er wohl, was die Feinde ihm zur Vergeltung anbieten würden, wenn er zu ihnen überträte; denn daß ihm ein Königreich zu erringen bestimmt sey, hatte er schon längst in den Sternen gesehen. Um indeß doch etwas auszurichten, daß der Kaiser nicht Verdacht schöpfe, trieb er endlich die Sachsen und Schweden mit Gewalt aus Schlesien, und nahm auch den alten Grafen Thurn, den ersten Urheber des Krieges, gefangen. Ganz Wien war schon voller Erwartung, diesen verhaßten Mann als einen Hauptverbrecher durch die Straßen der Stadt führen zu sehen; da schenkte ihm Wallenstein die Freiheit, und auf die Vorwürfe des Kaisers erwiederte er: „Was er wohl mit diesem unsinnigen Mann habe machen sollen? Er wünscht nur, daß die Schweden keinen besseren Anführer hätten, als ihn. Thurn werde dem Kaiser an der Spitze schwedischer Truppen bessere Dienste leisten, als im Kerker.“

Wallensteins Fall, 25. Febr. 1634. — Unterdeß war Baiern von Horn und Bernhard von Weimar hart bedrängt, und auf des Churfürsten dringende Bitten hatte der Kaiser seinen Feldherrn schon oft aufgefordert, dem Lande zu Hülfe zu eilen. Wallenstein zögerte, dann zog er langsam durch Böhmen heran in die Oberpfalz, von da sogleich in Böhmen zurück und bezog das Winterlager. Seinen Unterfeldherrn, die einzelne Heereshaufen befehligten, verbot er aufs strengste, den Geboten des Kaisers zu gehorchen; und als dieser ein spanisches Heer aus Italien nach Teutschland kommen ließ, welches nicht unter Wallensteins Oberbefehl stehen sollte, ja einen Theil des seinigen zur Vereinigung mit den Spaniern abrief, klagte Wallenstein laut über Verletzung des mit ihm geschlossenen Vertrages. Er versuchte, die Führer seines Heeres so für sich zu

gewinnen, daß sie ihm mehr anhingen, als dem Kaiser, damit er als selbstständiger, gefürchteter Herr seine Bedingungen machen und den Lohn seiner Arbeiten als ein Recht ertrotzen könne. Viele hatte er schon gewonnen, sogar war ihm auch von den Schweden Hülfe zugesagt; aber im entscheidenden Augenblicke zögerte er; seine Sterne hatten noch nicht deutlich genug geredet, und die ihn antreiben wollten, mußten sich mit der Antwort abweisen lassen: „Es sey noch nicht an der Zeit.“ Darüber wurden seine Anschläge verrathen. Er hatte ein blindes Vertrauen auf den Italiener Octavio Piccolomini seinen Waffenbruder von früher Zeit her, gesetzt, welchen er unter gleichen Sternen mit sich geboren glaubte. Aber eben dieser klagte ihn an; zog auch andere der Haupt-Anführer von Wallenstein ab, und einer derselben, Gallas, erhielt vom Kaiser den Befehl, Wallenstein gefangen zu nehmen. Er wagte es nicht mit offenbarer Gewalt, denn ein Theil des Heeres hing dem verehrten Feldherrn noch an; aber er umstellte ihn mit Verrath. Als er nach Eger zog, um dort die Schweden zu erwarten, begleitete ihn der Oberst Buttler, ein Irländer, den Wallenstein selbst emporgehoben. Dieser hatte den geheimen Auftrag, ihn todt oder lebendig in des Kaisers Hände zu liefern; demselben gemäß ließ er ihn in der Nacht den 25. Februars 1634 von einigen seiner Dragoner, unter den Hauptleuten Geraldin und Deveroux, ermorden. Als die Mörder in sein Schlafgemach drangen, sprang der Feldherr von seinem Lager auf, Hülfe zu rufen; da er aber alle Rettung unmöglich sah, entblößte er selbst seine Brust, und empfing schweigend den Todesstoß.

Schweigend ist er aus der Welt geschieden, und daß er auch in seinem Leben die Gedanken seiner Seele in tiefer Brust, finster und geheimnißvoll, verschlossen, hat einen Schleier über sein Leben und seine großen Absichten geworfen. Er war von den unergründlichen Menschen, welche die Gewalt der menschlichen Rede nicht überwältigt, denen sie die verschlossene Brust nicht öffnet, und die still mit sich

selbst die Schicksale des Lebens, ja vieler Tausende, abwägen. Es gewährt ihnen ein Gefühl unwiderstehlicher Kraft, daß ihr Wille, gleich dem des verborgen Schicksals, unerwartet, aus unsichtbaren Tiefen, seine Blitze hervorsendet. — Wallenstein hat bei seinen Unterhandlungen mit den Schweden, den Sachsen und andern, nie etwas Schriftliches von sich gegeben, welches gegen ihn zeugen könnte; keine Schrift oder Rede von ihm offenbart die Berechnungen seines Ehrgeizes.

Die Schlacht bei Nördligen und der Prager Friede. — Nach Wallensteins Tode erhielt der römische König Ferdinand, des Kaisers Sohn, den Oberbefehl des Heeres, und das Glück krönte den Anfang seiner Laufbahn mit glänzendem Erfolge. Nachdem er die Schweden aus Baiern vertrieben, traf er auf sie bei Nördlingen in Franken. Sein Heer war ausgesucht und durch 15,000 Spanier vermehrt; die schwedischen und teutschen Völker dagegen standen unter getheiltem Oberbefehl. Der besonnene Feldmarschall Gustav Horn widerrieth die Schlacht, den unglücklichen Ausgang voraussehend, allein Bernhard von Weimar, jugendlich ungestüm, verlangte sie. Sie erfolgte am 7. September 1634; aber die geringere Zahl, die schlechtere Stellung, Fehler und Mißverständnisse in der Anführung, alles half die Schweden bekämpfen, welche nach achtstündigem Gefecht, trotz ihrer Tapferkeit gänzlich geschlagen wurden. Gegen 20,000 wurden getödtet oder gefangen; unter den letztern war auch der Feldmarschall Horn, und der Herzog Bernhard zog sich mit wenigen Ueberbleiseln des Heeres gegen den Rhein hin.

Diese Schlacht konnte für die katholische Parthei eben so entscheidend werden, als die bei Leipzig für die Protestanten gewesen war. Die schwedische Macht in Teutschland schien vernichtet, und dieß hatte die wichtige Folge, daß Sachsen das schwedische Bündniß verließ. Der Churfürst Johann Georg sah schon

lange mit Schmerzen die Lausitz in den Händen der Kaiserlichen; er fürchtete, sie nie wieder zu bekommen, vielleicht noch mehr dazu zu verlieren; daher schloß er im Frühling 1635 zu Prag Frieden mit dem Kaiser. Er erhielt die Lausitz zurück, bekam sogar einen Theil des Magdeburgischen, und völlige Kirchenfreiheit auf vierzig Jahre. — Das evangelische Teutschland zürnte sehr auf den Churfürsten; allein bald folgten mehrere Stände seinem Beispiele und verglichen sich mit dem Kaiser: Brandenburg, Meklenburg, Weimar, Braunschweig-Lüneburg, und andere, und es schien fast, als werde dieser blutige Krieg sein Ende in der Entkräftung der Partheien finden. Denn fürchterlich lag das arme teutsche Land, auf welchem sich Krieger fast aus allen europäischen Völkern herumtummelten, verwüstet da, von Menschen entblößt, die Saatfelder zertreten oder ungebaut, die Städte verödet, an hundert und aber hundert Stellen Schutthaufen und Brandstätten, wo blühende Orte gestanden. Unsicherheit des Lebens und Wirkens überall, daher Verwilderung des Gemüthes und der Sitten aus Verzweiflung. Was das Schwerdt nicht gefressen, wurde durch Hunger, Elend, Seuchen verzehrt, jeder frischer Lebenskeim schon im Entstehen zerknickt; und so unselig wüthete dieser Krieg, daß, wo auch ein abgelegener Landstrich eine Zeitlang verschont geblieben, das spähende Auge der Noth oder Raubsucht ihn bald entdeckte und verwüstend heimsuchte; denn viele Gegenden waren schon so öde, daß ein Heereshaufe nicht einmahl wagte, seinen Zug dadurch zu nehmen, wie es namentlich der schwedische Heerführer Banner von der Gegend zwischen der Oder und Elbe selber schreibt. *)

---

*) „Im J. 1639," (so erzählt der Magister Peter Drumling, Baireuthischer Pfarrer n Burgbernheim,) „als ich meine Pfarre bezog, und dem Vizedekan Arzberger im Amte nachfolgte, habe ich und dessen Sohn selbigen ganzen Sommer allhier Getraide eingeführt, auf einem Karren, an welchem er statt des Pferdes gezogen, ich aber habe nachgeschoben. So trübselig waren dieselben Zeiten, da ein Mann theurer war als sein Geld."

In solch allgemeiner Noth, bei der Neigung der teutschen Reichsstände zum Frieden, der Bereitwilligkeit des Kaisers, das Restitutions-Edict wenigstens zum Theil zurückzunehmen, wie er bei dem Frieden mit Sachsen gezeigt hatte, bei der Erschöpfung, fast Vernichtung des schwedischen Heeres, durfte das geängstete Vaterland das Ziel seiner Leiden nahe hoffen.

---

36. Frankreichs Einfluß.

Tod Ferdinands II. (15. Februar 1637.)

Da griff die unselige Hand wiederum in unser Schicksal ein, welche früher und noch mehr nachher so viele Unglückswolken über uns zusammengeführt hat. Der französische Minister Richelieu hatte schon lange mit Freude der Noth des östreichischen Hauses, und ganz Teutschlands, zugesehen. Das schien der französischen Regierung die höchste und feinste Staatsklugheit zu seyn, die Protestanten in Frankreich selbst foltern und hinrichten zu lassen, in Teutschland aber sie zu unterstützen, und so den Glauben als ein Werkzeug für Hinterlist und Eroberungssucht zu mißbrauchen. Jetzt war der Augenblick gekommen, wo der Kardinal die Dienste Frankreichs um einen theuren Preis glaubte verkaufen zu können. Er bot sie dem Kanzler Oxenstierna an, und bedang sich dafür die Festung Philippsburg am Rheine aus, und ließ auch die Absicht auf das noch wichtigere Elsaß durchblicken. Es war das erstemahl, daß die Fremden über die Gränzen unseres Vaterlandes handelten. Die Zeit der Schmach hebt mit diesem Vertrage zwischen Richelieu und Oxenstierna an; denn auch dieser strebte danach, Theile des teutschen Landes an sein Volk zu bringen. An einem, sonst tapfern und edlen Fürsten, dem Herzog Bernhard von Weimar, fanden sie einen erwünschten Helfer, welcher sich selbst ein Land am Rheine zu erkämpfen strebte. Mit französischem Gelde warb er bald ein ansehn-

liches Heer und ward den Kaiserlichen und Baiern ein furchtbarer Feind; die Rheingegenden aber wurden von nun an eben so von dem Fußtritte des Krieges niedergestampft, als vorher die der Oder, Elbe und Weser. — Auch die Schweden hatten an dem neuen Feldherrn, dem Feldmarschall Banner, einen tapfern und schnellen Führer. Durch Schaaren aus Schweden verstärkt drang er rasch aus Pommern, wohin sich die Ueberbleibsel des Heeres nach der Nördlinger Schlacht geflüchtet hatten, gegen die Sachsen, jetzt des Kaisers Bundesgenossen, vor, schlug sie zurück, und überzog das sächsische Land.

Aber dieser Krieg bietet von nun an ein immer niederschlagenderes Bild dar, welchem die Erhabenheit großer Geister und eines würdigen Zweckes fehlt. Der Held, welcher Alle durch die Hoheit seiner Seele überstrahlte, der von der Begeisterung für seinen Glauben und für den Ruhm und die Größe seines Volkes getragen wurde, ist abgeschieden; der dunkle, geheimnißvolle, allgewaltige Mann, welcher einzig wagen konnte, dem Könige entgegenzutreten, ist gleichfalls von seinem Verhänguisse hinabgezogen; die nun als die Führer der Heere auftreten, zum Theil tapfere, ungewöhnliche Männer, sind gleichwohl Geister des zweiten Ranges und nicht getragen von den höchsten Ideen. Der Eigennutz treibt fortan in diesem Kriege; ihm sind die wirkenden Kräfte dienstbar geworden, nnd werden dadurch, wenn auch an sich edel, in den Kreis des Gemeinen hinabgewendet.

Auch Kaiser Ferdinand II., welcher in die Reihe der besseren Geister der Zeit gehörte, schied aus dem großen Kampfe, ohne sein Ende gesehen zu haben; er starb, nachdem er noch die Befriedigung gehabt, seinen Sohn Ferdinand auf dem Churfürstentage zu Regensburg allgemein anerkannt zu sehen, am 15. Februar 1637, im 59sten Jahre seines Alters.

37. Ferdinand III. 1637 — 1657.

Fortsetzung des Krieges. Bernhard von Weimar. Banner. Torstenson. Wrangel

In den Jahren 1637 und 38 verfolgte der Herzog Bernhard von Weimar seine Siegesbahn am Rhein. Er überfiel das ligistische Heer bei Rheinfelden, schlug es und machte vier Heerführer zu Gefangenen, unter welchen auch der tapfere Johann de Werth war. Rheinfelden, Röteln und Freiburg mußten sich ergeben. Aber sein Ziel war die wichtige Festung Breisach, welche er zum Grundstein seiner Herrschaft am Rheine machen wollte. Er belagerte sie, schlug die zum Ersatz heranrückenden Heere nochmals in die Flucht, und eroberte die Stadt, nachdem Mangel und Noth in derselben aufs Höchste gestiegen waren; dann ließ er sich von den Einwohnern feierlich huldigen. Aber indem er sich zu neuen Kriegsthaten rüstete, erkrankte er plötzlich, und starb den 18. July 1639, im 36sten Jahre seines Lebens. Er selber hielt sich für vergiftet und sein Hofprediger sprach den Verdacht in der Leichenrede geradezu aus. Wenn derselbe gegründet seyn sollte, so kann er kaum auf einen andern als Frankreich fallen. — Denn sogleich nach des Herzogs Tode waren französische Unterhändler bei dem Heere, und kauften es, sammt den besetzten Festungen, durch Geld an sich; nur drei schwedische Regimenter wollten von keinem französischen Solde wissen und schlugen sich mit klingendem Spiel zu den Ihrigen durch. Breisach aber war auf solche Weise durch den teutschen Helden für Frankreich erstritten worden.

Schon seit dem Jahre 1636 hatten die tausend, nach Frieden rufenden, Stimmen der Unglücklichen bewirkt, daß einige Versuche der Aussöhnung gemacht waren; allein der französische Minister Richelieu wollte keinen Frieden, weil der Krieg ihn unentbehrlich machte, und weil es zu Frankreichs feindlicher Staatsklugheit paßte, daß Teutschland durch seine

eigenen Söhne, so wie durch Fremde, zerfleischt wurde. Vom Jahre 1640 an wurden die Versuche ernstlicher, und im J. 1643 versammelten sich die Gesandten der Partheien in Münster und Osnabrück; aber die Unterhandlungen dauerten fast fünf Jahre lang, und während dieser Zeit wüthete der Krieg mit allen seinen Gräueln fort.

Banner, der gewaltige Krieger, war im Jahr 1641 zu Halberstadt gestorben, nachdem er Böhmen und andere Länder vielfach verheert hatte. Er schickte von seinen Feldzügen 600 erbeutete Fahnen und Standarten nach Stockholm; allein sein Gemüth war wild, seine Züge die grausamsten des Krieges. Als er in Böhmen fiel, standen in mancher Nacht über hundert Flecken, Dörfer und Schlösser zugleich in Flammen; und einer seiner Befehlshaber, Adam Pfuhl, rühmte sich, daß er allein gegen 800 böhmische Ortschaften verbrannt habe. So verödet waren die Länder, daß, als dieser Pfuhl auf seinem Zuge durch Thüringen sein Ende nahe fühlte und nach dem Trost eines Predigers verlangte, auf viele Meilen umher keiner in dem menschenleeren Lande gefunden wurde.

Nach Banner führte den Oberbefehl über die Schweden Leonhard Torstenson, der geschwindeste und gewandteste Held dieses Krieges; ein Mann, so schwach an Körper, daß er sich in einer Sänfte mit dem Heere tragen lassen mußte. Aber in der morschen Hülle wohnte ein gewaltiger Geist, welcher die Fürsten auf ihren Thronen zittern machte. Zuerst brach er 1642 in Schlesien ein, schlug den Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg, denselben, an dessen Seite Gustav Adolf bei Lützen fiel, — er war in kaiserliche Dienste übergetreten, — uud eroberte Schweidnitz. Von da rückte er in Mähren, eroberte Olmütz, und die Hauptstadt Wien zitterte schon. Krankheiteu in seinem Heere nöthigten ihn zum Rückzuge; aber noch im Herbste dieses Jahres, den 2. November, schlug er den kaiserlichen Feldherrn Piccolomini, welcher ihn verfolgte, bei Leipzig aufs Haupt; es war die größte Schlacht in dieser letzten Hälfte des Krieges. Piccolomini verlohr 20,000

Mann, 46 Kanonen, fast 200 Feldzeichen, und konnte erst in Böhmen die Flüchtigen wieder sammeln.

Torstenson brach gleich im Anfang des folgenden Jahres wieder nach Mähren auf, drang von Neuem bis Olmütz vor, so daß seine leichten Krieger bis nahe bei Wien streiften; dann, als man ihn dort beschäftigt glaubte, stand er plötzlich, wie durch ein Wunder, hundert Meilen davon, an den Küsten der Ostsee, in den Ländern des Königs von Dänemark, Holstein und Schleswig. Diese Länder waren lange unberührt vom Kriege geblieben und boten den Schweden ein reiches Winterlager dar. Den Vorwand zum Kriege gegen Dänemark fand man leicht in der Eifersucht, mit welcher dasselbe die schwedische Siege immer betrachtet hatte. Neu gestärkt brachen die Schweden im nächsten Frühjahr 1644 wieder in's teutsche Reich ein, vernichteten das kaiserliche Heer unter Gallas, und im nächsten Frühjahr 1645 schlug Torstenson die kaiserlichen Feldherrn Götz und Hatzfeld bei Jankau in Schlesien so auf's Haupt, daß ihr Heer vernichtet wurde, Götz selbst fiel, Hatzfeld aber gefangen und alles Heergeräth in den Händen der Schweden war. Nun ging der Zug wieder nach Mähren und gegen Wien, und hätte nicht die Stadt Brünn durch heldenmüthigen Widerstand den schwedischen Feldherrn aufgehalten, so mußte die kaiserliche Hauptstadt vielleicht in seine Hände fallen. Allein bei der Belagerung von Brünn schmolz sein Heer durch Krankheiten so zusammen, daß er den Rückzug nehmen mußte; und von körperlicher Schwäche überwältigt, legte er den Oberbefehl nieder.

Gustav Wrangel folgte ihm, und führte den Krieg glücklich fort. In den Rheingegenden fochten die französischen Heere, unter berühmten Feldherrn, Türenne und Condé, gegen die Oestreicher und Baiern; und in Verbindung mit ihnen überzog Wrangel noch in den letzten Jahren des Krieges die baierschen Lande, so daß der Churfürst gezwungen war, vom Kriege abzustehen und einen Waffenstillstand zu schließen. Auch Brandenburg hatte dieses schon vor mehreren Jahren gethan, und Dänemark und

Sachsen waren dem Beispiele gefolgt; so stand der Kaiser gegen glückliche Feinde allein. Das Unglück seiner Waffen rührte in diesen letzten Zeiten vorzüglich von dem Mangel tüchtiger Heerführer her. Die Besseren, ein Johann de Werth und Mercy, waren gefallen; der Kaiser sah sich gezwungen, sein letztes Heer dem, von den Hessen zu ihm übergetretenen General Melander von Holzapfel, einem Protestanten, anzuvertrauen. Die Feinde griffen von Neuem die kaiserlichen Erbstaaten an; der schwedische Feldherr Königsmark belagerte Prag, und schon hatte er die sogenannte kleine Seite der Stadt eingenommen, und Wrangel bereitete sich, ihn mit seinem Heere zu verstärken, — da erscholl das Friedenswort aus Westphalen.

---

38. Der westphälische Friede.

(Den 24. Oktober 1648.)

In der Mitte des Sommers 1643 sollten die Friedensunterhandlungen eröffnet werden; zu Osnabrück mit den Schweden und zu Münster mit den Franzosen. Die kaiserlichen Gesandten fanden sich schon vor der festgesetzten Zeit ein, allein erst am Ende des Jahres kamen die schwedischen, und erst im April des Jahres 1644 die französischen; eine üble Vorbedeutung für den Gang des Friedensgeschäftes, auf welches die geängstigten Völker mit schmerzlicher Sehnsucht hinblickten. Und in der That fing auch die Unterhandlung gleich mit so kleinlichen Dingen an, daß an einen schnellen Fortgang nicht zu denken war. Viele Monate wurden mit den elendesten Rangstreitigkeiten verloren, indem die französischen Gesandten, stolz und anmaßend, als die Ersten erscheinen wollten, und sich in dem Gepränge einer königlichen Hofhaltung wohlgefielen. Ferner ging viel Zeit damit verloren, daß alle Gesandten der einzelnen Reichsstände aus Teutschland zusammengerufen wurden; denn darauf bestanden die Franzosen, damit sie recht viel Gelegenheit hatten,

den Saamen der Zwietracht unter uns auszustreuen. In älterer Zeit hatte, wie billig, der Kaiser, im Namen des Reiches, die Frieden geschlossen.

Der Hauptgegenstand der Verhandlungen hätte nun die Feststellung der innern Ordnung des teutschen Reiches, besonders der beiden Religionspartheien, seyn müssen, denn darüber war der Krieg angefangen. Allein die beiden fremden Mächte fragten vor allen Dingen nach ihrer Entschädigung an Land und Leuten für die Kriegskosten, und, in schimpflicher Nothwendigkeit, auf Anrathen und Verwenden des Churfürsten von Baiern, wurden die Fremden zuerst befriedigt. Frankreich, welches so wenig mit eigenen Kräften gethan, welches nur aus Eigennutz und Schadenfreude sich in den Streit gemischt, — ein katholischer Staat für die protestantische Sache, — Frankreich forderte ungeheure Opfer, und seine Gesandten, d'Avaux und Servien, in allen Künsten der Worte, der List, ja des Truges geübt, mit der Miene der Befehlenden auftretend, setzten ihre Forderungen durch. Die Schweden, etwas bescheidener, rissen indeß gleichfalls Stücke des Reiches an sich. Mit blutenden Herzen sahen die Freunde des Vaterlandes der schimpflichen Begegnung des Reiches zu. „In den Gegenden, so ruft ein gleichzeitiger teutscher Mann aus, wo unsere Väter den stolzen Varus besiegten, bieten jetzt, uns zum Hohne, waffenlose Ausländer allen Teutschen Trotz und triumphiren über Germanien. Sie rufen, wir erscheinen; sie reden, wir horchen als auf Drakel; sie verheißen, wir vertrauen ihnen gläubig wie Göttern; sie drohen, und wir zittern als Sclaven. Wie uns ein Blatt von einem Weibe, hier aus Stockholm, dort aus Paris, *) zugeworfen wird, freuen oder ängstigen wir uns. Schon rathschlagen sie in Teutschland über Teutschland, was sie uns nehmen, was lassen, welche Federn sie dem römischen Adler entreißen und dem Hahne (Gallo) einsetzen wollen. Und wir, bis auf

*) In Stockholm regierte Gustav Adolfs Tochter Christina, und in Frankreich führte die Königin Anna, als Vormünderin des noch unmündigen Ludwig XIV, die Regierung.

den letzten Athemzug uneinig mit uns selbst, verlassen über den Götzen fremder Völker unsere eigene schützende Gottheit, und opfern jenen Leben, Freiheit und Ehre auf."

Würdig benahmen sich die kaiserlichen Gesandten, der Graf von Trautmansdorf und der Doctor Volmar, welche mit Kraft und Gründlichkeit die Anmaßung der Fremden und mit Milde und Geduld die Uneinigkeit der teutschen Stände zu bekämpfen suchten; allein sie fanden nicht den rechten Beistand bei den übrigen Gliedern des Reichs, besonders als Baiern in den letzten Jahren des Krieges wankend wurde; und ferner vereitelte jede Botschaft von dem Kriegsglück der Feinde die Vortheile wieder, die sie vielleicht durch Unterhandlung gewonnen hatten. So mußten sie es geschehen lassen, daß

1) Frankreich im Frieden die Bisthümer Metz, Toul und Verdün, ganz Elsaß, soweit es Oestreichs gewesen, den Sundgau und die wichtigen Festungen Breisach und Philippsburg erhielt und außerdem die Teutschen zwang, mehrere Festungen am Oberrhein niederzureißen, damit seine Heere immer den freien Weg in das teutsche Land fänden. Durch diesen Frieden fielen die Vormauern des südlichen Teutschlands größtentheils in des Erbfeindes Hand. Die französischen Gesandten jubelten laut, daß Frankreich noch nie einen so vortheilhaften Frieden geschlossen habe.

2) Schweden, welches auch große Forderungen gemacht hatte, aber an dem stolzen und wenig gewandten Johann Oxenstierna, des großen Reichskanzlers Sohne, und dem bestechlichen Rath Adler Salvius, nicht die besten Vertreter fand, begnügte sich mit Vorpommern und Stettin, nebst der Insel Rügen, der Stadt Wismar in Mecklenburg, und den Bisthümern Bremen und Verden an der Weser; Ländern, die zum Theil arm waren und zerstreut lagen. Auch hat Schweden von ihrem Besitze keinen Mißbrauch gegen unser Vaterland gemacht. Zum Ersatz der Kriegskosten wurden den Schweden noch 5 Millionen Thaler zugesagt, die das ausgesogene Reich aufbringen sollte.

3) Der Churfürst von Brandenburg, welcher auf das ganze pommersche Land gegründete Ansprüche hatte, erhielt Hinterpommern, und zur Entschädigung für Vorpommern das Erzbisthum Magdeburg, die Bisthümer Halberstadt, Minden und Kamin, als weltliche Fürstenthümer.

4) Meklenbnrg erhielt für Wismar die Bisthümer Schwerin und Ratzeburg.

5) Hessenkassel, welches von Anfang an unveränderlich an Schweden gehalten hatte, und dessen kluge und schöne Landgräfin Amalie Aller Herzen zu gewinnen wußte, erhielt durch schwedische und französische Vermittlung, obgleich es nichts verloren hatte, einige Oerter in Westphalen und 600,000 Reichsthaler.

6) Braunschweig Lüneburg, welches Ansprüche auf Magdeburg und Minden, und nachher auf das Bisthum Osnabrück machte, erhielt das Recht, daß abwechselnd mit einem katholischen Bischofe einer seiner Prinzen dieses letztere Land besitzen solle.

7) Der älteste Sohn des unglücklichen Friedrich V. von der Pfalz erhielt seine Erbländer wieder bis auf die Oberpfalz, die der Churfürst von Baiern behielt; und da dieser auch die alte pfälzische Churwürde, mit ihren Rechten, nicht wieder abgeben wollte, so wurde für Pfalz eine achte Chur errichtet.

8) Sehr schwierig und lang waren die Verhandlungen wegen der Religionssachen in Teutschland. Die Protestanten verlangten, außer ihrer eigenen Religionsfreiheit, auch die für die protestantischen Unterthanen des Kaisers, und hierzu war derselbe auf keine Weise zu bewegen. Man mußte sich also auf das Reich beschränken, und für dieses wurde endlich, nach halbjährigem Streite, der Passauer Religions-Friede als Grundlage von Neuem festgesetzt, und ausgemacht, daß die Protestanten alle die Güter und Kirchen behalten sollten, die sie im Jahre 1624 besaßen. Man nennt dieses Jahr das Normaljahr und es war also von dem, die Gemüther erbitternden, Restitutionsedicte nicht ferner die Rede. Es wurde außerdem als gerecht und billig angenommen, daß kein Landesherr seine Unterthanen, welche sich zu einer

andern Kirche, als er selbst, bekennen, drücken solle. Und in Absicht des Reichskammergerichts wurde bestimmt, das die Zahl der Räthe und Beisitzer von beiden Religionspartheien gleich seyn sollten. — Durch diese Bestimmungen ist der westphälische Friede Grundgesetz für das teutsche Reich geworden und obgleich nicht aller Streit und alle Unzufriedenheit auf einmahl ein Ende nahmen, so wurden doch die Gemüther von nun an beruhigter. Der Haß schwand, die Duldung pflanzte sich mit milder Gewalt immer tiefer in die Herzen ein, und man gewöhnte sich allmählich wieder, in dem anders Glaubenden den Menschen, den Teutschen, den Stammesbruder, ja auch den Christen zu erblicken. Es ward immer mehr in den Besseren aller Partheien die Einsicht lebendig, daß das Geheimniß des Glaubens unsichtbar in eines jeglichen Brust ruhe, unzugänglich jedem fremden Blicke, und daher ein Heiligthum, welches er mit vorschnellem Urtheil nicht entweihen dürfe. Und wenn ein jeder auch mit ganzer Seele an der Kirche hing, in welcher er geboren und aufgewachsen war, und welche sich, einer theuren Heimath gleich, durch alle Gewalt des frühesten Eindrucks, durch allen Zauber unbegreiflicher, unsichtbarer Ahndungen, durch die Kraft der Gemeinschaftlichkeit und Gewohnheit, des jugendlichen Gemüths bemeistert hatte, so hielt er es doch für ein strafwürdiges Unrecht, dem Glauben des Andersdenkenden Gewalt anzuthun. Die Religionsverschiedenheit stand bald nicht mehr als eine schroffe Scheidewand zwischen den teutschen Stämmen; und in dieser Hinsicht möchte der westphälische Friede, welcher die äußere Ordnung in Kirchensachen gesetzlich bestimmt hat, leicht das meiste Lob verdienen.

9) Den härtesten Tadel aber verdient er durch die Bestimmungen über die Hoheitsrechte der Fürsten und das Verhältniß der Stände des Reichs zum Kaiser. Die Verfassung des Reiches hatte auch in den früheren Zeiten viele Mängel; Unordnung, Mißbrauch der Gewalt gegen das Gesetz, ja ein ganzes Zeitalter, in welchem die Gewalt mehr vermogte, als das Recht, zeugten von denselben. Dabei schien

der Mangel fester, geschriebener Gesetze, eine Haupt-Ursache jener Unordnungen zu seyn; und schon seit der goldenen Bulle strebte man immer mehr, der teutschen Verfassung durch viele Reichsgesetze eine bestimmtere Gestalt zu geben. Allein dafür war in den früheren Zeiten ein Band, welches selbst in der Unordnung fester zusammenhielt, als das geschriebene Wort; das war die uralte teutsche Sinnesart, die Treue des Gemüthes, der Widerwille gegen das Fremde, die heilige Ehrfurcht vor der kaiserlichen Majestät, welche als eine unsichtbare Gewalt, durch den Glauben, daß die Würde des teutschen Kaisers von Gott selbst, als göttliche Wohlthat, abstamme, — wie die Fürsten sich in mehreren Urkunden selber ausdrücken, — die Geister beherrschte; es war ferner die, auf die alten Sitten und Gewohnheiten sich stützende, aus dem Grundwesen des Volkes hervorgewachsene Lehnsverfassung, die bei allen Mängeln doch ein festes Gewebe um die Theile des Reiches schlang. Von der Urzeit des Volkes her war die Treue des Gefolges gegen seinen Kriegsfürsten, war die des Vasallen gegen seinen Lehnsherrn, ein heiliges Band. Und wenn, gleichfalls nach der Väter Weise, der Fürst, die Großen und das Volk sich versammelten, später wenigstens der Kaiser mit den Reichsfürsten auf den Reichstagen zusammenkam, da wurde die Noth des Augenblicks durch schnellen Rathschluß, durch die Kraft des lebendigen Wortes und Blickes, gehoben, und, — was von großem Gewicht war, — der Stolz der Fürsten, welcher vielleicht auch schon von Unabhängigkeit träumte, durch den Anblick und die Nähe kaiserlicher Hoheit, und die Ehrfurcht, welche ihr die Gutgesinnten bewiesen, niedergedrückt.

Es war aber schon die Zeit gekommen, da die Fürsten nur Gesandten oder ihr schriftliches Wort einschickten; sie selber blieben in ihren Hauptstädten, wo der Glanz und die Ehrfurcht der Majestät sie selbst umgab. Wir haben gesehen, wie seit Friedrich von Oestreich, und früher schon das Streben der Fürsten nach der Alleinherrschaft rege geworden, und wie die Kirchentrennung neue Risse in die Verfassung gebracht; nun aber, durch den westphälischen Frieden, wurde

die Unabhängigkeit der Fürsten gesetzlich und die kaiserliche Gewalt gänzlich zum Schattenbild gemacht. Jene erhielten die volle Landeshoheit und das Recht, Krieg und Frieden zu beschließen, und Bündnisse, sowohl unter einander, als mit Fremden zu machen, wenn sie nur nicht zum Schaden des Reiches seyen. Aber wie wenig mogte dieses Wort verhindern? Denn wenn von nun an auch ein Reichsglied, mit Fremden in Bündniß tretend, des Kaisers Feind wurde, so diente der Vorwand, es sey zu des Reiches Besten gemeint, um sein Recht und die teutsche Freiheit nicht untergehen zu lassen.

10) Und damit solcher Vorwand, bei jedem Anlaß, mit dem Scheine Rechtens genommen werden könne, setzten sich die Fremden selbst zu teutschen Reichshütern; Frankreich und Schweden warfen sich zu Bürgen der teutschen Verfassung und alles dessen, was in dem Frieden zu Münster und Osnabrück beschlossen wurde, auf. O der Schande, daß Fremde über unsre innere Ordnung wachen sollten, daß ihnen das Recht gegeben wurde in unsere Angelegenheiten einzureden, wenn es ihnen nur beliebeit würde! Das ist der Untergang jedes Bundes, wenn er erst eine Wache an seine Schwelle setzen muß.

11) Außerdem noch trennte die französische List durch einen Artikel des westphälischen Friedens die schweizerischen Eidgenossenschaft vom teutschen Reiche, indem sie als ein unabhängiger Staat anerkannt wurde. Zwar hatte sie schon lange nicht mehr die alte Reichspflicht geleistet, allein die Trennung war niemals gesetzlich ausgesprochen und daher die Rückkehr leichter, wenn in den Stammesgenossen das Gefühl erwachte, daß sie auch natürliche Genossen unseres Bundes seyen.

12) Und wie mit der Schweiz eine feste Gränzmauer des Reiches im Südwesten weggerissen war, so fiel eine andere in Nordwesten ab, indem Spanien in diesem Frieden die Freiheit und Unabhängigkeit der Niederländer anerkannte, und Teutschland sie der Reichspflicht entließ. Sie gehörten gleichfalls ursprünglich zu unserm Stamme, und seit Kaiser Karl V

ist unserm Bunde, und beherrschten die Mündung des vaterländischen Rheines. Von ihrem Lande aus mag ein Feind eben so leicht in das nördliche Teutschland einbrechen, wie von der Schweiz aus in das südliche.

Mit Sorge und großer Anstrengung war das verflochtene Friedenswerk zu Stande gebracht; langsam und durch neue Opfer nur konnte es ausgeführt werden. Die Franzosen wollten aus den eroberten Festungen nicht weichen, bis jede, kleinste Bedingung erfüllt war, und die Schweden blieben noch zwei Jahre in Teutschland, in sieben Kreisen des Reiches vertheilt, bis sie die 5 Millionen als Kostenersatz, die nur mit Mühe aus den verarmten Ländern zusammengepreßt werden konnten, erhalten hatten. Man hat berechnet, daß in diesen zwei Jahren ein jeder Tag an Unterhaltung der fremder Krieger dem Reiche noch 170,000 Thaler gekostet habe. Im Bisthum Münster brandschatzten einige schwedische Regimenter noch 6 Jahre nach dem Frieden das Land, und der Herzog Karl von Lothringen, den die Franzosen aus seinem Lande vertrieben hatten, hielt noch länger mehrere teutsche Festungen am Rheine feindlich besetzt.

Der große, schwere Krampf konnte nur in langsamen Zuckungen endigen.

Siebenter Zeitraum.

Von dem westphälischen Frieden bis auf die neueste Zeit.

1648 — 1818.

39. Allgemeine Bemerkungen.

Es bedarf nicht vieler Worte, um den zerschlagenen Zustand des Vaterlandes nach so verheerendem Kriege, welcher mehr als ein halbes Menschenalter gedauert hatte, zu schildern. Zwei Drittheile der Einwohner waren zu Grunde gegangen, weniger durch das Schwerdt, als durch die langsamer und qualvoller zehrenden Uebel, welche in des Krieges Gefolge ziehen: Seuchen, Pest, Hungersnoth, Schrecken und Verzweiflung. Der Tod in der Schlacht ist des Krieges Unglück nicht; solcher Tod ist oft der schönste, weil er den Mann, im Augenblick der Begeisterung und des herrlichsten Lebensgefühles, ohne die kalten Schauder langsamer Annäherung, fortrafft; aber das ist der Fluch des Krieges, daß seine Gräuel die Gemüther der Nichtkämpfenden, der Greise und Weiber und Kinder, sowohl durch wirkliche Noth, als durch die lähmende Angst vor der noch kommenden, verfinstern, und alle Freudigkeit und Zuversicht des Lebens hinwegnehmen.

Der junge Keim der neuen Geschlechter wird im Entstehen vergiftet, er kann nur ein kränkelndes Zeitalter, ohne Kraft und Muth, hervorbringen.

Dennoch bewährte sich die teutsche Tüchtigkeit auch in dieser Zeit durch ein verhältnißmäßig schnelles Ermannen. Es zeigte sich in sittlicher Hinsicht in einem tiefen Ernste, der auf das gänzlich losgebundene Leben folgte; wie denn gerade die Endpunkte sich oftmahls berühren. Die Sittenverwilderung, theils in den Kriegern, welche aus dem Feldlager nach Hause kehrten, theils in der wüst aufgewachsenen Jugend, nöthigte die Fürsten, viel Sorge auf Kirchen- und Schulanstalten zu wenden, und solche Sorge trägt immer hundertfältige Zinsen. — So wie reges Leben und Geschäftigkeit wiederum erwachte und wuchs, so lebte vor allen der Landbau so schnell wieder auf, daß kaum ein größeres Beispiel des teutschen Fleißes und Ernstes zu finden ist. Grundstücke waren sehr wohlfeil, denn so viele Tausende von Besitzern waren ausgestorben; die Volkskraft wendete sich ganz vorzüglich auf den Ackerbau; bald blüheten die Felder wieder, und die Dörfer erhoben sich aus der Asche. Schon 12 Jahre nach dem Kriege fand unter andern ein französischer Marschall die Pfalz, die er im Kriege verwüstet gesehen, wiederum blühend. Es kam auch bald die Zeit, da die Menschenrechte in dem Bauernstande besser erkannt und die härteren Formen der Leibeigenschaft nach und nach in gelindere umgewandelt, bis sie endlich fast überall ganz gelöst wurden. Und da die gesunde Lebenskraft für ein Volk am meisten aus der mütterlichen Erde aufgeht, wenn es ihr seine Sorge widmet, so hätte auch aus dem, zu einfacher Lebensweise zurückgekehrten, dünnwohnenden Geschlechte von Ackerbauern ein neues, herrliches Teutschland aufblühen können. Allein es geschah das Gegentheil, durch viele tiefliegende, allgemeine Ursachen.

Zuerst stand der Verfall der Städte doch in zu großem Widerspruch mit dem Wiederaufleben des Landbaues. Das städtische Leben war in seinen besten Nerven gelähmt und zerrüttet; vorzüglich, wie

schon früher entwickelt ist, durch den veränderten Welthandel; doch ging die Abnahme nur allmählich bis zum dreißigjährigen Kriege. Noch kurz vor demselben, gibt ein auswärtiger Schriftsteller der teutschen Nation den Rang vor allen übrigen in der Größe und Menge der Städte, in ihrem Kunstfleiß, und in der Geschicklichkeit ihrer Künstler und Handwerker. Diese wurden nach allen Ländern Europa's berufen. Die geschicktesten Goldschmiede, Uhrmacher, Schreiner, ja selbst Maler, Bildhauer und Kupferstecher waren unter andern zu Venedig noch am Ende des sechszehnten Jahrhunderts meistens Teutsche oder Niederländer. Aus dem Anfange jenes Jahrhunderts aber dürfen nur die berühmten Maler: Albrecht Dürer, Hans Holbein, und Lukas Kranach genannt werden, um eine hohe Blüthe der Kunst in den teutschen Städten zu bezeichnen. Dieser unselige Krieg aber hatte den Glanz der Städte völlig gebrochen. Viele, die sonst blühend und frei waren, lagen in der Asche, die übrigen waren größtentheils von Menschen entblößt, und die großen Gewerke, durch welche Teutschland alle andere Länder übertraf, lagen durch den Verlust der Arbeiter darnieder. Die neue, arme Zeit konnte durch Mäßigung und Arbeit wohl Vieles ersetzen, aber der alte Stolz und die alte Freudigkeit waren dahin und kamen nimmer wieder. Das Arbeitselige und Mühselige stand, wie ein Schriftsteller sagt, den folgenden Zeiten auf der Stirne geschrieben. Viele der Städte mußten sich nun, halb frei, halb durch die Noth der Zeit gezwungen, den Fürsten unterwerfen, und die noch den Namen der freien Reichsstädte behielten, wie dürftig und armselig haben die meisten von ihnen sich hingeschleppt, bis sie in der neuesten Zeit gleichfalls unter die Herrschaft der Fürsten gestellt wurden? So wurde es immer klarer und entschiedener, daß seit dem Ende des Mittelalters, die Zeit der freien Städte und Genossenschaften vergangen, und die der fürstlichen Gewalt und der Soldaten gekommen war.

Auch die Herrlichkeit des Adels war verschwunden. Seit er nicht mehr den eigentlichen Krieger-

stand bildete und durch ritterliche Waffentüchtigkeit der Nation voranleuchtete; seit die Fürsten mit gemietheten Söldnern seinen kühnen Freiheitstrotz leicht niederschlugen, und Weichlichkeit, Zierlichkeit, fremde Sitten an die Stelle der alten Tüchtigkeit traten, da ging die rechte Bedeutung des Adels verloren, wie ihn Teutschland gewollt hatte. Er wurde dienstbar, und fand bald Freude an dem Eitlen und Kleinen; denn das Einfache und Große ist nur im Gefolge der Freiheit. Mit Flittern mancher Art, mit Rang und Titeln und Ehrenzeichen und der Tafelfähigkeit bei Hofe, wurde die Dienstbarkeit überdeckt. Wie die Fürsten sich vom Volke geschieden hatten, schied sich auch der Adel von demselben, und nun erst trat der Stolz auf die Vorzüge der Geburt ein. Die Fürsten aber, um in der Zeit des Ueberganges, da die Dienstbarkeit des Adels noch nicht überall entschieden war, ihn desto williger zu derselben zu machen, räumten ihm wesentliche Vorzüge vor dem dritten Stande ein, welche späterhin, vor dem Fortschritte der Zeiten nicht mehr bestehen konnten: Freiheit von Staatslasten, ausschließendes Recht auf die höchsten Stellen und fast alleinige Landstandschaft. Das letztere Vorrecht war fast das drückendste für das Volk. Denn der Adel, in den steigenden Luxus der Höfe hineingezogen, durch Aemter und Ehrenstellen geblendet, und durch seine Privilegien gesichert, bewilligte auf den Landtagen dem Fürsten gern seine Forderungen, und wälzte die Last der Abgaben auf Bürger und Bauern. Auf diese Weise entstand Trennung und sogar Haß zwischen dem Edelmann und dem Volke und dies mußte den Sinn beider verderben. Die fürstliche Macht dagegen hob sich von nun an von Stufe zu Stufe; einerseits, indem die Fürsten die Kräfte ihrer Länder immer ausgedehnter benutzen konnten, anderntheils, indem sie sich immer unabhängiger vom Kaiser machten. Sie gedachten nicht, daß dadurch das Reich teutscher Nation immer schwächer werden mußte. Selbst ein ausländischer Schriftsteller jener Zeit sagt: „Durch diesen süßen und allgemeinen Irrthum

haben sie die Majestät ihres eigenen Vaterlandes entwaffnet.“ — Trennung erhob sich allenthalben, statt der früheren Einheit. Wie von dem Kaiser, so trennten sich die Fürsten auch immer mehr unter einander, seit sie nicht mehr auf den Reichstagen selbst zusammenkamen, in traulichem Verein, nach teutscher Sitte, beim fröhligen Mahle sich die Hand reichten und die persönliche Kraft und Ueberlegenheit die geringere Macht an Land und Leuten vergessen machte. Jetzt wurde die Zahl der Unterthanen der Maaßstaab der Größe und des Ranges, und der Mächtigere hielt sich von nun an, weit über dem, welcher ein kleineres Land beherrschte. Die Kleineren dagegen wollten den Größeren an äußerem Glanze nicht nachstehen, ahmten ihnen in allen Dingen nach, und so kam es dahin, nach dem Worte eines Schriftstellers: „daß kaum ein Ländchen in Teutschland übrig blieb, dessen Herr sich nicht dünkte, etwas Aehnliches von Ludwig XIV. zu seyn, sein Versailles zu bauen, Höflinge und Soldaten zu halten.“

In solcher Absonderung der Herrscher, wie der Völker, von einander, verlor sich die alte Uebereinstimmung der Eigenthümlichkeit immer mehr. „Wer früher Einen teutschen Hof gesehen, kannte sie alle, Eine Landes-Verfassung glich in den Hauptzügen allen übrigen. Nun aber, da in den einzelnen Ländern Alles von dem Winke eines Einzigen abhing und in der Verschiedenheit von der vaterländischen Gemeinsitte oft ein Verdienst gesucht wurde, veränderte die Hofessitte das Land, und das Finanz-System die Verfassung desselben.“ Daher sind der Stimmen viele laut geworden, welche die Zertheilung Teutschlands in eine Vielherrschaft hart getadelt haben; andere dagegen nahmen dieselbe in Schutz. Die letztern führen das Glück der kleinen teutschen Länder für sich an, welchen ein rechter Vater des Volkes als Herrscher zu Theil wurde. Er konnte wie ein Familienhaupt Allen nahe seyn, sagen sie, mit den eigenen Augen sehen und mit eigenen Händen Segen verbreiten, statt daß in dem großen Staate die Verwaltung wie ein zusammen-

gesetztes Uhrwerk nach wohlberechneten, unveränderlichen Gesetzen gehen muß, und der Landesfürst den meisten Unterthanen ein ferner, unsichtbarer Gewalthaber ist. Die Menge der größeren und kleineren Fürstensitze ferner, welche durch Förderung von Kunst und Wissenschaft mit einander wetteiferten, erhielten das vielseitige Leben in ihnen, so daß wohl bald kein Volk der Erde in umfassender Bildung sich mit dem teutschen vergleichen mogte. Bei andern Völkern gab die allgemeine Hauptstadt, in welcher sich Alle zusammendrängten, für das, was als wahr und schön und anmuthig gelten sollte, für die Werke der Wissenschaft und Kunst, und für die Sprache, ihre allgemeinen Gesetze. In Teutschland aber erhielt sich darin das rege Leben eines Freistaats; es galt kein Ansehn der Person, sondern nur das in sich Gediegene und Vollendete, welches die meisten ergriff, konnte sich den Sieg versprechen. Dadurch hat Teutschland einen herrlichen Wetteifer der Geister gesehen, der nicht ohne Früchte geblieben ist.

Dawider stellen die Gegner mit vielem Nachdruck die Schwäche des Vaterlandes gegen jeden äußeren Feind auf, welche eben aus der Vielheit der Herrschaft entsprang, und durch die Geschichte der letzten anderthalb hundert Jahre nur allzu traurig bestätigt wird. Und ferner rügen sie es bitter, daß die vielen kleinen Hofhaltungen auf den Ernst des Lebens und die Strenge der Sitten sehr nachtheilig gewirkt haben. Es ist schwer, — so lautet ihr Wort, — die feine und schwärmerische Empfänglichkeit des Geistes, welche die Kunst erfordert und wiederum nährt, mit der ernsten Enthaltsamkeit und Nüchternheit zu vereinigen, ohne welche die männliche Tugend nicht seyn kann; jedoch haben die schönsten, wenn auch sehr kurzen, Augenblicke der griechischen Freistaaten im Alterthum und der italischen und teutschen freien Städte im Mittelalter, gezeigt, daß es einen Einigungspunkt für Beides giebt. Die späteren Fürstenhöfe haben ihn aber nicht gefunden; und er kann wohl überhaupt nur da gefunden werden, wo ein ernstes, sehr gehaltreiches Tagewerk das

Gegengewicht gegen den Uebermuth der Einbildungskraft geben kann; und wie mag ein solches mit dem gewöhnlichen Hofleben bestehen? Dieses hat im Gegentheil die teutsche Sitte von vorn herein durch das Jagen nach dem Ausländischen vergiftet. Von ihm aus begann die Abgötterei mit dem Französischen, das Verachten der eigenen, guten, treuen Sprache gegen das leichte, fremde Geschwätz; die Reisen des teutschen Adels nach Frankreich, das Nachahmen der Moden und Sitten, ja der Unsittlichkeit; das Verehren endlich französischer Lehrmeister und Erzieherinnen, welches Alles zu der Entartung der höheren Stände tiefer gewirkt hat, als sich irgend berechnen und sagen läßt. Ein großes Glück für unser Volk, daß die Niederen und Mittleren in ihm aus Armuth diesem Wege nicht folgen konnten, und so den Kern von Ehrbarkeit, Treue und Geradheit bewahren mußten. Dennoch ist nicht zu nennen, wie viel versäumt und selbst verloren ist. Was die Teutschen in den hundert Jahren nach dem dreißigjährigen Kriege gebildet haben, ist aus dürrem, unfruchtbarem Acker emporgewachsen, weil die schaffende Kraft der Volks-Eigenthümlichkeit fehlte; es ist kalter Nachklang des Alten oder noch schlimmere Nachahmung des Fremden, und einzelne, große Namen, wie Leibnitz, mögen dieses Urtheil nicht umstoßen. Denn die finstersten Zeiten haben, wie zum Ersatze für die Armuth des Ganzen, das Licht in einzelne, große Geister um so viel glänzender gesammelt. — Daß es aber, bei aller Schöngeisterei der gebildeten Stände, in der Menge finster war, kann mit hundert Zeugnissen belegt werden. Statt aller andern braucht nur der allgemeine, trübe Aberglaube genannt zu werden, welcher sich über das Leben des Volkes wie ein dunkler Schleier herlegte.

Solches und viel anderes mehr ist gegen die Wendung unserer Geschichte vorgebracht worden, durch welche sich die Einheit des alten teutschen Kaiserthums immer mehr in eine lockergebundeen Vielheit auflöste.

Es ist leicht zu erkennen, daß in beiden entgegenstehenden Urtheilen viel Wahres enthalten ist. Aber wenn es nicht sowohl nur um Lob und Tadel, sondern um That und Fortschritt ernstlich zu thun ist, so muß die Erkenntniß des Guten in unserer Entwicklung zum besonnenen Festhalten desselben, die des Schlimmen aber zur tieferen Einkehr in uns selbst führen. Daran lag das Verderbniß der Zeiten, die Ausländerei der Vornehmen, die Finsterniß der Menge, die Schwäche gegen den Feind, nicht, daß Teutschland in viele Theile gespalten war, sondern die Ursache lag in der zunehmenden Leerheit, Oberflächlichkeit und Eigensucht des Gemüthes bei der Mehrzahl, und in dem bösen Willen Einiger. Wo solche Gesinnung in einem Zeitalter vorherrscht, wird sie auch in dem durch äußere Bande am engsten zusammengeknüpften Staate bald die Kraft der Einheit verzehren; und wiederum kann ein bloßer Bundesstaat in der übereinstimmenden Gesinnung und in dem vorherrschenden Einheitsgefühle Aller eine wunderbar feste Schutzwehr gegen alles Fremde, welches sich durch Gewalt oder leise Verführung einzudrängen versucht, besitzen. Mit der äußeren Form und Gestalt ist es nicht gethan, sondern wenn in ihnen ein guter und treuer Geist unsichtbar waltet. Wo ein solcher, aus der Innigkeit teutscher Natur entspringend, sich irgend auch in späterer Zeit bei uns gezeigt hat, da hat er Thaten hervorgebracht, welche sich den besten der früheren Zeitalter an die Seite stellen dürfen.

Der Kaiser Ferdinand III. hat noch 9 Jahre nach dem Frieden gelebt, und mit billiger, kluger Gesinnung regiert. Die Ruhe Teutschlands wurde unter ihm nicht weiter gestört. Er bewirkte bei den teutschen Fürsten, daß sie seinen Sohn Ferdinand zum römischen Könige erwählten; leider aber starb der junge, hoffnungsvolle Mann, auf den alle Augen mit freudiger Zuversicht geheftet waren, schon 1654 an den

Blattern, und der Vater mußte seine Bewerbungen für seinen zweiten Sohn Leopold, welcher viel trägeres Geistes war, wiederum anfangen. Aber ehe sie den erwünschten Erfolg hervorgebracht hatten, starb der Kaiser den 2. April 1657.

Leopold I. 1658 — 1705.

Die Wahl des neuen Kaisers fand Schwierigkeiten, weil Frankreich den Augenblick benutzen wollte, die Kaiserwürde, nach der es lange gestrebt, an sich zu bringen. Wirklich gelang es ihm auch, die geistlichen Churfürsten am Rheine zu gewinnen, allein die weltlichen fühlten den Schimpf und den Schaden, den das Vaterland dadurch erleiden würde, und bestanden auf der Wahl des östreichischen Erzherzogs Leop ld. Sie kam den 18. July 1658 zu Frankfurth zu Stande. Dennoch wußte der französische Minister, Kardinal Mazarin, schon damahls einen Buud zu Stande zu bringen, den man den Rheinischen Bund nannte, und der, wie es lautete, zur Aufrechthaltnng des westphälischen Friedes, im Grunde aber gegen das Haus Destreich errichtet wurde Die Theilnehmer des Bundes waren: Frankreich, Schweden, Maynz, Köln, Pfalz-Neuburg, Hessen-Kassel und die 3 Herzöge von Braunschweig Lüneburg; eine sonderbare Mischung solcher, die noch eben als Feinde gegen einander gestanden hatten, der geistlichen Churfürsten mit protestantischen Fürsten und den Schweden. Was aber Frankreich bei diesem Bunde und seinem ganzen Verfahren gegen Teutschland im Sinne gehabt, schildert ein einsichtiger Mann damaliger Zeit sehr treffend. „Anstatt offenbare Gewalt zu gebrauchen, sagt er, wie während des dreizigjährigen Krieges, schien es dem Franzosen ein kürzeter Weg zu seyn, einige teutsche Fürsten, besonders die am Rheinstrom, durch einen Bund, und wie man sagt, auch durch einen jährlichen Sold an sich zu ketten, überhaupt den

Schein anzunehmen, als sey er für Teutschland sehr besorgt damit die Fürsten glauben möchten, Frankreichs Freundschaft gewähre ihnen einen bessern Schutz, als der Kaiser und die Gesetze des Reichs. Daß auf diese Weise der gerade Weg zum Umsturz der teutschen Freiheit gebahnt werde, muß jedermann einsehen, der nicht gar einfältig ist."

Dieses Frankreich zeigte auch bald darauf, daß es die Hand, mit welcher es eben gestreichelt hatte, bei gelegener Zeit zum Ergreifen seines Raubes auszustrecken gedenke. Die lange Regierung Kaiser Leopolds ist fast ganz mit Kriegen gegen Frankreich und seinem übermächtigen König Ludwig XIV. ausgefüllt, und unser armes Vaterland hat schrecklich darunter bluten müssen. Leopold, gutmüthig und fromm, aber unthätig und wenig scharfsichtig, war einem Gegner, wie Ludwig, der mit Schlauheit den größten Uebermuth des Stolzes und der Habsucht verband, nicht gewachsen. Frankreich verfolgte schon damahls mit fester Entschlossenheit das Ziel, den Rhein zu seiner Gränze zu machen, und die spanischen Niederlande, welche unter dem Namen des Burgundischen Kreises zum teutschen Reiche gehörten, Lothringen, die übrigen Stücke des Elsaß, und wo möglich, auch die Länder teutscher Fürsten am linken Rheinufer, in seine Gewalt zu bringen. Solcher Geist der Vergrößerungssucht lebte in dem Könige, wie in dem Volke, und diejenigen irren sehr, welche meinen, er sey erst in unseren Tagen durch die Revolution und die Wildheit einzelner Menschen an das Licht geboren. Schon unter Ludwig XIV. redeten die französischen Schriftsteller der Eroberungssucht laut das Wort, und einer derselben, ein gewisser Aubery, stellte sogar in einer Schrift den, in jetziger Zeit erneuerten und seiner Vollendung schon so nahe gebrachten, Gedanken auf: „Das ganze römisch-germanische Reich, wie es einst unter Karl dem Großen bestanden, gebühre seinem Könige, als dessen Nachfolger." — Und in einer Rede, welche der Abbé Colbert, im Namen der gesammten französischen Geistlichkeit an Ludwig XIV. hielt, heißt es unter anderm: „König, der

du so gut auf dem Meere, als dem festen Lande, deine Gesetze giebst; deinen Blitz, wenn es dir gefällt, auf Afrika's Küste schleuderst; — der du, wenn du willst, die stolzen Völker demüthigst und ihre Herrscher zwingst, zu den Füßen deines Thrones deine Macht anzuerkennen, und deine Gnade anzuflehen," u. s. w. So redete schon im Jahre 1668, im Angesichte von ganz Frankreich, ein Stand, der sich durch Mäßigung und Wahrheit vor allen andern auszeichnen sollte.

Der König Ludwig fing seine Eroberungen mit den spanischen Niederlanden an, auf welche er alte Rechte vorgab. Die Spanier riefen für den burgundischen Kreis die Hülfe des teutschen Reiches an, allein keiner der Fürsten rührte sich; einige aus Gleichgültigkeit, andere aus Furcht, andere endlich, — der Schande! — durch französisches Geld bestochen. Solche Wirkungen hatte der Rheinische Bund hervorgebracht! — So, von aller Hülfe verlassen, fielen die Niederlande bald in Ludwigs Hände, und in dem Frieden zu Aachen 1668 mußten die Spanier eine Reihe von Gränzstädten an Frankreich abtreten, um nur einen Theil des Landes zu retten.

Darauf überzog Frankreich im Jahr 1672 mit höchst ungerechtem Kriege die Holländer; denn wenn es gar gelang, diese zu unterdrücken, so konnte es auch zur See Europa Gesetze vorschreiben. Die neue Gefahr wirkte eben so wenig auf die teutschen Fürsten, als die erste; sie sahen ruhig zu, ja, der Churfürst von Köln und der kriegerische Bischof von Münster, Bernhard von Galen, ein merkwürdiger Mann seiner Zeit, schlossen ein Bündniß mit Frankreich. Nur der Churfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, auch unter dem Namen des großen Churfürsten bekannt, durchschaute die Verhältnisse der Völker am klarsten und sah die Nothwendigkeit ein, das europäische Gleichgewicht nicht untergehen zu lassen. Er rüstete sich zur Vertheidigung seiner westphälischen Länder, welche an den Kriegsschauplatz gränzten; — durch die endliche Entscheiduug der jülichschen Erbstreitigkeit hatte er 1656 das Herzogthum Kleve und die Grafschaften Mark und Ravensberg erhalten, Pfalz-Neuburg

aber die Herzogthümer Jülich und Berg. — Friedrich Wilhelm brachte auch den Kaiser Leopold zu kriegerischen Maaßregeln gegen die französischen Eroberungsversuche; beide zusammen ließen 1672 ein verbündetes Heer unter dem kaiserlichen Feldherrn Montecuculi in's Feld rücken. Allein es war den Oestreichern mit dem Kriege nicht Ernst, weil der allesvermögende Rathgeber des Kaisers, der Fürst von Lobkowitz, durch die Franzosen gewonnen war und den Feldherrn von ernsthaften Unternehmungen zurückhielt. Der Churfürst sah sein schönes Heer durch Hin- und Herziehen, durch Hunger und Krankheiten, verderben und schloß 1673 mit den Franzosen in ihrem Lager bei Vossem in der Nähe von Löwen, einen Frieden mit Frankreich, damit nur seine westphälischen Länder nicht ganz von ihnen zu Grunde gerichtet würden. Er erhielt sie zurück, bis auf die Festungen Wesel und Rees, welche die Feinde bis zum allgemeinen Frieden besetzt halten wollten.

Jetzt erst fing der Kaiser an, selbst Ernst zu zeigen, nachdem er den besten Bundesgenossen verloren hatte; die Ursache war, daß nun der Fürst Lobkowitz entfernt war. Montecuculi gewann am Niederrhein einige Vortheile und eroberte unter andern Bonn. Aber am Oberrhein und in Franken hauseten dafür die Franzosen desto härter, und vor allen in der Pfalz, welche in dieser und der folgenden Zeit recht der Schauplatz und ein ewiges Denkmal französischer Grausamkeit geworden ist. Da sie so das Reich selbst angegriffen hatten, standen endlich auch die Reichsfürsten gegen sie auf und der Churfürst von Brandenburg schloß ein neues Bündniß mit dem Kaiser. Oestreich zeigte sich in allem thätiger und kräftiger. Auf dem Reichstage zu Regensburg war lange über den Krieg verhandelt, und nie kam es zum Schlusse. Oestreich merkte wohl, woran die Schuld lag; der französische Gesandte beim Reichstage wußte bald den einen, bald den andern irre zu machen; da wurde ihm, ohne weiteres Bedenken, befohlen, in dreimahl 24 Stunden Regensburg zu verlassen, und kaum war er abgereist, so erfolgte die Kriegserklärung des Reiches in wenigen Tagen.

Der Krieg selbst wurde mit abwechselndem Glücke

doch im Ganzen zum Vortheil Frankreichs geführt, dessen Feldherren die Kunst verstanden, ihn größtentheils auf teutschen Grund und Boden zu spielen. Bei den Anführern der Verbündeten war nicht Schnelligkeit und Einheit. Um den kräftigsten der teutschen Fürsten, dem Churfürsten von Brandenburg, in seinem eigenen Lande zu thun zu machen, hatte Ludwig XIV. 1674 mit den Schweden ein Bündniß geschlossen und ihnen große Vortheile gezeigt, wenn sie von Pommern aus in die Mark einfielen. Das traf dieses Land hart, aber dennoch ließ sich der Churfürst von dem Kriege am Rheine nicht abziehen, half hier, so lange es nöthig war, und brach dann im Juny 1675 in Eilmärschen nach seinen Ländern auf.

Schlacht bei Fehrbellin, den 28. Juny 1675. — Freunden und Feinden unerwartet stand er plötzlich bei Magdeburg an der Elbe, ging in der Nacht durch die Stadt hinüber und traf auf die überraschten Schweden, die ihn noch tief in Franken glaubten. Sie wichen zurück und suchten sich zu vereinigen, er aber, rasch ihnen nach, und erreichte sie den 28. Juny bei Fehrbellin. Er hatte nur seine Reuterei bei sich, das Fußvolk hatte so schnell nicht folgen können; dennoch beschloß er, den Feind auf der Stelle anzugreifen; seine Feldherrn widerriethen es und wollten erst das Fußvolk erwarten; aber ihm schien jede Stunde verloren, die noch mit Warten vergehen sollte; der Angriff ward gemacht und durch den glücklichsten Erfolg gekrönt. Die Schweden, die seit dem dreißigjährigen Kriege in dem Rufe unüberwindlicher Tapferkeit standen, wurden gänzlich geschlagen und flohen in Unordnung in ihr Pommern. Auch dahin folgte ihnen Friedrich Wilhelm und eroberte den größten Theil von Vorpommern.

Dieser Churfürst kann als der Gründer der preußischen Größe angesehen werden; seine Nachfolger bauten auf seiner Grundlage weiter. Er nahm immer seinen eigenen Gang, und wir werden ihn noch einigemahl finden, wie er nicht nur als teutscher

Reichsfürst, sondern als ein Glied der großen europäischen Staatenkette die Macht seines kleinen Landes geltend zu machen weiß. Dieses ist das Zeichen eines geborenen Herrschers, der sein Volk keinem im Range nachstehen lassen, sondern zu selbstständiger Würde unter den übrigen emporheben will. Wer mag es ihm verargen, daß er zu solcher Selbstständigkeit strebte, in einer Zeit, da der deutsche Bund seine Kraft verloren hatte, da der Kaiser fast zum Schattenbilde geworden war, und schon viele der Reichsfürsten mit dem Auslande Verbindungen schlossen? Nur dann wäre er zu tadeln, wenn er selbst solche Verbindungen, zum Schaden des Reiches, geschlossen und dem Wohle des Ganzen Wunden geschlagen hätte; aber das Streben seines Lebens ging vielmehr dahin, der französischen Uebermacht einen Damm entgegenzuwerfen und die Freiheit der teutschen wie der europäischen Völker möglichst zu schützen. Das gemeinsame Vaterland war ihm kein leerer Name.

Am Rheine führte in diesem Jahre 1675 wieder der alte, erfahrene kaiserliche Feldherr Montecuculi den Befehl und sogleich war das Waffenglück günstiger. Ihm gegenüber stand der berühmte französische Heerführer Türenne, einer der größten seiner Zeit. Vorsichtig näherten sie sich einander, denn sie kannten einer die Klugheit des andern; endlich hatte Türenne den rechten Fleck zu einer Schlacht gefunden, wo alles ihn zu begünstigen schien; es war bei dem Dorfe Sasbach, unweit Oppenheim. Aber wie er gegen den Feind vorritt, um die Gegend genau zu erkunden und das Treffen zu ordnen, riß ihn eine Kanonenkugel vom Pferde. Sein Fall, erschreckte das Heer so sehr, daß es in Eile floh, und auf der Flucht noch beträchtlichen Verlust erlitt.

Dennoch wurde nicht viel gewonnen. Die Franzosen, um die Kaiserlichen von ihrem Lande abzuhalten, erfanden das grausamste Mittel. Weil sie ihre Gränze nicht mit Heeren vertheidigen konnten, so wollten sie es durch eine Einöde thun; sie verwü-

steten daher im folgenden Jahre den ganzen Landstrich an der Saar dergestalt, daß man in einer Weite von 14 Meilen nichts als Brandstätten und verödete Felder erblickte. Da konnten die teutschen Heere in dem ausgehungerten Lande nicht bestehen und mußten sich zurückziehen. Die unglücklichen Einwohner flohen in die Wälder und kamen zum Theil von Hunger und Elend um.

Der Friede zu Nimwegen, 1678 und 79 — Mit ängstlicher Erwartung richteten Alle die Augen auf die Friedensversammlung, die schon in Nimwegen vereinigt war. Die Franzosen, so schien es, mußten eilen, jeden, selbst einen nachtheiligen, Frieden zu schließen, weil viele Feinde gegen sie waren. Aber sie haben es immer sehr gut verstanden, ihre Gegner zu trennen. Es gelang ihnen, die Holländer, für welche doch der Krieg angefangen, und die dadurch gerettet waren, durch dargebotene Vortheile zuerst abwendig zu machen. Sie schlossen den Frieden allein und erhielten die Festung Mastricht. Dann folgten die Spanier und mußten nun schon mehrfach ersetzen, was den Holländern eingeräumt war; sie traten von Neuem einen schönen Landstrich von ihren Niederlanden und die ganze Franche-Comtee ab. Darauf verglich sich der Kaiser, der den Krieg nicht allein fortsetzen wollte; er mußte die wichtige Festung Freiburg im Breisgau übergeben. Ganz verlassen stand endlich der Churfürst von Brandenburg da; er hatte den Schweden ganz Pommern abgenommen und hoffte einen vortheilhaften Frieden zu schließen; allein selbst die Niederländer, für die er gekämpft, versagten ihm ihre Hülfe. So mußte er fast alles eroberte Land wieder zurückgeben. Bei diesen Verhandlungen zu Nimwegen wurde der große Einfluß, den Frankreich über Europa übte, auch in der Sprache schon sichtbar. Unter den, zu Münster und Osnabrück versammelten Gesandten waren sehr wenige, welche Französisch verstanden; zu Nimwegen

aber redeten Alle schon diese Sprache. Doch wurden die Verhandlungen selbst noch lateinisch geführt.

---

41. Die französischen Reunionen.

Die geängsteten Länder fingen wiederum an, frei aufzuathmen, nachdem der Friede mit seinen Segnungen zurückgekehrt war und die französische Habsucht befriedigt schien. Aber auch im Frieden verstand sie es, ihren Raub zu verfolgen. Ein Parlaments-Rath von Metz, Roland de Revaulx, legte dem Könige einen Plan vor, wie er am Oberrhein seine Herrschaft noch viel weiter ausdehnen könne, wenn er die in dem westphälischen Friedensschlusse gebrauchten Worte nur recht auszulegen verstehe; „Das Elsaß und die andern Landschaften seyen ihm mit allen ihren Dependenzen abgetreten.“ Es dürfe nur nachgesucht werden, welche Landstriche und Oerter jemahls, sey es auch vor langer Zeit, dazu gehört haben, und es werde sich noch gar Vieles finden, was unter diesem Namen besetzt werden könne. — Der Vorschlag gefiel, man dachte ihm weiter nach, und um der Sache den Anschein Rechtens zu geben, wurden 1680 vier Gerichtshöfe unter dem Namen der Reunions- oder Vereinigungskammern, zu Metz, Dornick, Breisach und Besançon eingesetzt; sie sollten untersuchen, was dem Könige, vermöge des oben erwähnten Ausdruckes, noch an Land und Leuten gebühre. Es ist leicht vorauszusehen, daß diese Richter nicht weniges auffanden. Die nichtigsten Gründe wurden hervorgesucht, um etwas zu erhaschen, wozu man Lust hegte. Das Kloster Weissenburg z. B., obgleich es außer dem Elsaß lag, wurde doch, als dazu gehörig, dem Könige zugesprochen, weil es von dem Könige Dagobert, (vor mehr als 1000 Jahren), gestiftet sey; und das so erworbene Weissenburg mußte wieder den Namen dazu hergeben, um Germersheim zu erhalten, denn

das habe ehemals zu Weissenburg gehört. — Auf solchem Wege gelangten die vier Gerichte zu ihren Rechtsansprüchen auf ganz Zweibrücken, Saarbrück, Veldenz, Sponnheim, Mümpelgard, Lauterburg und viele einzelne Oerter, vorzüglich aber auf die freien Reichsstädte im Elsaß, unter denen Straßburg die vorzüglichste war. Sie waren im westphälischen Frieden nicht abgetreten; denn Oestreich hatte damals nur seine Erbgüter im Elsaß hingegeben.

Die Fürsten und Herren, die so mit ihrem Eigenthum auf einmahl von Teutschland ab zu Frankreich gezogen werden sollten, erhoben laute Klagen; der Kaiser machte Gegenvorstellungen, und Ludwig, um wenigstens den Schein zu beobachten, — das war die Kunst seines Lebens, — und zugleich die Gegner sorglos zu machen, versprach, die Gegengründe zu prüfen, und verabredete einen Kongreß nach Frankfurth. Vorher jedoch wollte er sich in den Besitz der Hauptfestung Straßburg setzen, welche ihm mehr als alles andere werth war, und die als der Schlüssel des Oberrheins anzusehen ist. Karl V. schon hatte ihre Wichtigkeit in solchem Maaße erkannt, daß er sagte: wenn Wien und Straßburg zugleich in Gefahr wären, so würde er Straßburg zuerst zu retten eilen. Jetzt, im September, 1681, versammelten sich heimlich und unerwartet einige Regimenter in der Nähe der Stadt und umzingelten sie plötzlich. In den nächsten Tagen erschien auch der Kriegs-Minister Louvois, des Königs teuer Helfer, mit einem Belagerungsheer und Geschütz, und forderte die Bürger unter harten Drohungen zur Uebergabe auf. Auf keinen Widerstand gefaßt, öffneten sie die Thore; die Franzosen nahmen das Zeughaus und den Bürgern die Waffen weg und bald darauf hielt Ludwig selbst, wie im Triumphe, seinen feierlichen Einzug in die Stadt. Keine Regung der Schaam zeigte sich bei dem Könige, der laut auszusprechen gewagt hat, er habe die Ehre zum Gesetz seines Lebens gemacht.

Die Unterhandlungen zu Frankfurth führten übrigens zu gar keiner Aenderung in dem ganzen Plane.

Die französischen Gesandten wußten allem Ernste der Untersuchung auszuweichen und blieben bei ihren Gründen; ja, sie machten sogar hier zum erstenmahl den Gebrauch ihrer Sprache in den politischen Verhandlungen zum Gesetz. Bis dahin hatten sie, wie alle, ihre Schriften in der lateinischen Sprache abgefaßt; in Frankfurth überreichten sie dieselben französisch, und keine Gegenvorstellung der kaiserlichen Gesandten half; sie beriefen sich kurz und einsilbig auf einen Befehl ihres Königs. Man mußte nachgeben, und so ist es von dieser Zeit immer mehr Gebrauch geworden, daß alle andere Völker mit den Franzosen in ihrer Sprache redeten. Einsichtsvolle Männer sahen schon damahls die Gefahr voraus, die daraus entsprang, und wie durch Nachahmung in Sprache und Sitten dem fremden Volke die Herrschaft vorbereitet werde.

Wie unwürdig. wie schwach, der Anmaßung der Fremden gegenüber, die Abgeordneten Teutschlands dastanden, zeigte ihr Betragen unter einander selbst. Auch zu Frankfurth erhoben sie die alten, elenden Rangstreitigkeiten wieder, deren Thorheit allen Glauben übersteigt, und indem mit solchen Dingen die kostbare Zeit verfloß, setzten sich die Franzosen in den angemaaßten Ländern immer fester. Endlich brachte Oestreich ein Bündniß mit mehreren teutschen Fürsten zu Stande, um Gewalt mit Gewalt abzutreiben; aber Unruhen in Ungarn und ein neuer Türkenkrieg, den Ludwig selbst hatte anschüren helfen, verhinderten die Ausführung.

---

42. Die Türken vor Wien 1683.

In Ungarn waren schon seit dem Jahre 1670 Unruhen gewesen. Das Land war unzufrieden über Verletzung seiner Verfassung, über die Besatzungen teutscher Soldaten, überhaupt aus Haß gegen die Teutschen; die Protestanten in Ungarn beklagten sich

noch überdies über Verfolgungen, deren Ursache sie den Jesuiten zuschrieben. Im Jahr 1678 war ein offenbarer Aufruhr ausgebrochen, als die Unzufriedenen an dem Grafen Emmerich von Tökely einen entschlossenen Anführer fanden. Er brachte fast ganz Ungarn unter Waffen und schloß sogar ein Bündniß mit den Türken. Der kriegerische und ehrgeizige Großvezir Kara Mustapha bereitete sich, mit einem Heere in's Feld zu rücken, wie es seit der Eroberung Konstantinopels nicht gesehen war. Zum Glück fand der Kaiser an dem polnischen König Johann Sobiesky einen tapferen Bundesgenossen, an den teutschen Fürsten treue und wider Gewohnheit rasche Helfer, und an dem Herzog Karl von Lothringen einen trefflichen Feldherrn für sein Heer.

Doch brach das Frühjahr 1683 herein, ohne daß die Rüstungen vollendet waren, und die Türken, die sonst erst gegen den Sommer in's Feld zu rücken pflegten, waren schon im Winter aufgebrochen und gingen den 12. Jun. über die Essecker Brücke. Das teutsche und kaiserliche Heer wurde in Eile bei Preßburg gemustert; es fanden sich nur 22,000 zu Fuß und 11,000 zu Pferde, und der Türken waren mehr den 200,000. Diese hielten sich mit keiner Belagerung in Ungarn auf, worauf man gerechnet hatte, sondern zogen gerades Weges auf Wien. Bestürzung und Angst erfüllten die Stadt. Der Kaiser mit seinem Hofe flüchtete nach Linz; viele Einwohner folgten; die andern aber, nachdem der erste Schrecken vorüber war, waffneten sich zur Gegenwehr, und die Langsamkeit der Türken, die sich mit der Plünderung der Oerter und Landschlösser umher aufhielten, verstattete dem Herzog von Lothringen, 12,000 Mann als Besatzung in die Stadt zu werfen. Dem Zuge des türkischen Heeres durfte er sich mit seiner kleinen Schaar nicht in den Weg stellen, er zog seitwärts und erwartete den polnischen König.

Der Graf Rüdiger von Stahrenberg war vom Kriegsrathe zum Befehlshaber der Stadt ernannt; er zeigte sich wacker und rüstig, und that

Alles, dieselbe in der Eile so gut als möglich in Vertheidigungsstand zu setzen; wer nur arbeiten oder die Waffen führen konnte, half. Am 14. July erschien der Vezier mit seinem unermeßlichen Heere vor der Stadt; es breitete sich in einem Umfang von 6 Stunden um dieselbe aus. Nach zweien Tagen schon eröffnete er die Laufgräben, bald ertönte der furchtbare Donner des Geschützes, und vor allem wühlten die Feinde in Minen unter der Erde, um Basteien und Stücke der Mauer in die Luft zu sprengen und durch die Lücken in die große Stadt zu dringen, in der sie eine unendliche Beute zu finden hofften. Allein die Vertheidiger hielten sich tapfer; was niedergeworfen war, wurde in der Nacht wieder ausgebessert, jeder Schritt wurde auf das hartnäckigste verfochten, und so vereinigte sich die ganze Hartnäckigkeit des Angriffs und der Vertheidigung. Der Haupt-Kampf-Platz war die Löbelbastei, an welcher wenige Erdschollen seyn mogten, welche nicht mit dem Blute eines Freundes oder Feindes benetzt wurden. Dennoch gewannen die Türken nach und nach mehr Raum; Ende Augusts hatten sie sich schon in dem Stadtgraben festgesetzt, und am 4. September ließen sie eine Mine unter der Burgbastei springen. Die halbe Stadt erzitterte davon, die Bastei selbst wurde auf eine Länge von fünf Klafter von einander gerissen. Die Lücke war so groß, daß die Feinde Sturm laufen konnten; sie wurden zurückgeschlagen; sie stürmten an den folgenden Tagen mit neuer Wuth; noch hielt die Tapferkeit der Besatzung Stand. Am 10ten sprang die letzte Mine unter der Burgbastei und der Riß wurde so groß, daß mehrere Feinde neben einander hindurch dringen konnten. Die Gefahr war aufs Höchste gestiegen, die Besatzung war durch Gefechte, durch Krankheiten und die täglichen Arbeiten zusammengeschmolzen, der Graf Stahrenberg hatte schon Boten auf Boten an den Herzog von Lothringen gesendet. Endlich, am 11ten, da man mit Zittern einen Sturm der Feinde erwartete, sahen die Wiener an den Bewegungen im feindlichen Lager, daß die Hülfe nahe sey; Abends 5 Uhr

erschienen christliche Kriegsvölker auf dem Kalenberge und gaben ihre Ankunft durch einige Kanonenschüsse zu erkennen. Der König Georg Sobiesky war an der Spitze tapferer Schaaren angekommen; die Churfürsten von Sachsen und Baiern; die Haufen des fränkischen Kreises unter dem Fürsten von Waldeck; der Herzog von Sachsen-Lauenburg und die Markgrafen von Baden und Bayreuth, der Landgraf von Hessen und die Fürsten von Anhalt, und viele andere edle Fürsten aus Teutschland erschienen mit frischer Hülfe. Mit solchen Männern konnte es Karl von Lothringen wagen, gegen den Feind zu ziehen; doch war sein Heer nur 46,000 Mann stark.

Am 12ten September Morgens senkte sich die christliche Schlachtordnung vom Kalenberge herab. Der an der Donau gelegene Flecken Nußdorf wurde zuerst von den Kaiserlichen und Sachsen, die den linken Flügel hatten, angegriffen und, nach hartnäckiger Gegenwehr der Feinde, erobert. Uebrigens fiel hier wenig vor und es schien, als wenn die große Schlacht auf den nächsten Tag verschoben werden müsse. Unterdeß war am Nachmittage auch der König auf dem rechten Flügel in die Ebene hinabgekommen und traf hier auf die zahllosen Schwärme der türkischen Reuterei Wie ein Sturmwind stürzte er sich mit seinen polnischen Reutern mitten in den Feind und durchbrach seine Reihen; aber die Tapferkeit riß ihn zu weit fort, er wurde mit den Seinigen umringt und war in Gefahr, der Menge zu unterliegen. Da rief er mit lauter Stimme die teutschen Reuter zu Hülfe, welche ihm gefolgt waren; sie eilten herbei, brachen in den Feind, befreiten den König, und bald flohen die Türken auf allen Seiten zurück.

Aber alle diese Gefechte schienen nur Vorspiele zu der großen Schlacht zu seyn, welche das Schicksal des Krieges entscheiden mußte; man sah noch das unermeßliche Lager der Türken mit vielen tausend Gezelten, und ihr Geschütz feuerte noch gegen die Stadt. Der Oberfeldherr hielt einen Rath, ob noch diesen Abend die Schlacht fortgesetzt werden oder

die Krieger bis zum andern Morgen ruhen sollten. Da ward ihm berichtet, daß die Feinde schon allenthalben auf der Flucht zu seyn schienen; und so war es. Ein unwiderstehliger Schrecken war über sie gekommen; sie flohen mit Zurücklassung des Lagers und alles Gepäckes, und bald flohen auch die, welche noch auf die Stadt geschossen hatten.

Die Beute im Lager war unermeßlich; man schätzte sie auf 10 Millionen, und das Zelt des Großveziers allein auf 400,000 Thaler; in der Kriegs-Casse wurden 2 Millionen gefunden. Der König von Polen, der allein 4 Millionen Gulden als seinen Antheil erhielt, schreibt darüber und über die große Freude der geretteten Einwohner in einem Briefe an seine Gemahlin folgendermaßen: „Das ganze feindliche Lager, sammt dem Geschütz und einem unschätzbaren Reichthum ist in unsere Hände gefallen. Die Kameele und Maulthiere, sammt den gefangenen Türken werden heerdenweise fortgetrieben. Des Großvezirs Erbe bin ich geworden. Das Feldzeichen, welches ihm pflegt vorgetragen zu werden, nebst dem mahomedanischen Panier, womit ihn der Sultan für diesen Feldzug beehrt hatte, die Gezelte, Wägen und Gepäck sind mir zu Theil geworden, und sind allein einige von den erbeuteten Köchern mehrere tausend Thaler werth. Was er sonst von verschiedenen Ergötzlichkeiten in seinen Gezelten gehabt, als insonderheit seine Badstuben und Gärten, sammt den Springbrunnen, und mancherlei seltenen Thieren, wäre zu weitläuftig zu beschreiben. — Heute Morgen war ich in der Stadt und fand, daß sie sich kaum über fünf Tage hätte halten können. Niemals ist so große, in kurzer Zeit gefertigte Arbeit mit Menschen Augen gesehen worden, wie durch Minen gewaltige Steine und Felsen durchbrochen worden sind. — Ich wußte lange mit dem Vezier fechten, bis der linke Flügel mir zu Hülfe kam. Da waren um mich her der Churfürst von Baiern, der Fürst von Waldeck und viele andere Reichsfürsten, die mich umhalseten und küßten. Die Heerführer faßten mich bei den Händen und Füßen, die Obersten mit ihren Regimentern

zu Roß und Fuß riefen mir zu: „Unser braver König!“ — Heute Morgen kam der Churfürst von Sachsen, nebst dem Herzog von Lothringen zu mir: endlich kam der wienische Statthalter, der Graf von Stahrenberg, mit vielem Volke, hohen und niedern Standes, mir entgegen; jedermann hat mich geherzet, geküsset, und seinen Erretter genannt. Auf der Straße erhob sich ein Jubelgeschrei: „Es lebe der König!“ Als ich nach der Tafel wieder hinaus in's Lager ritt, begleitete mich das gemeine Volk mit aufgehobenen Händen bis zum Thore hinaus! — Für diesen uns gesandten, höchst vortrefflichen Sieg sey dem Höchsten Lob, Preis, und Dank gesagt in Ewigkeit!“

Die Oestreicher mogten wohl dankbar seyn für diese Befreiung. Der furchtbare Feind raubte und mordete nicht allein nach gewöhnlicher Kriegsweise, sondern er schleppte die Menschen ohne Unterschied als Sclaven mit sich fort. Man hat berechnet, daß Oestreich in dieser Zeit 87,000 Menschen durch sie verloren habe, unter denen 50,000 Kinder und 26,000 Weiber und Mädchen waren, und unter letzteren allein 204 aus gräflichem und adelichem Geschlecht.

Ganz Europa nahm Antheil an der Rettung Wiens; nur Ludwig XIV. war sehr bestürzt, und keiner seiner Minister hatte es wagen wollen, ihm die Nachricht zu überbringen; ja, glaubwürdige Schriftsteller versichern, man habe im Zelte des Großveziers Briefe vom Könige gefunden, worin der ganze Plan zur Belagerung Wiens enthalten war.

Der Krieg mit den Türken dauerte, mit einigen Unterbrechungen, noch 15 Jahre und ging fortan glücklich für die kaiserlichen Waffen. Der Schrecken vor ihrem Namen verlor sich und ihr kriegerischer Ruhm nahm ab. Im Jahr 1687 schlug sie der Herzog von Lothringen und der nachher so berühmte Prinz Eugen von Savoyen bei Mohacz aufs Haupt und in Folge dieses Sieges unterwarf sich ganz Ungarn von Neuem dem Kaiserhause, und machte sogar seine Königswürde in demselben erblich, statt daß es vorher ein Wahlreich gewesen war.

Nach dem großen Siege des Prinzen Eugen bei Zentha, 1697, wurde im Jahre 1699 zu Carlowitz ein Waffenstillstand auf 25 Jahre mit den Türken geschlossen.

---

43. Neuer Krieg mit Frankreich. 1688 — 1697.

Ludwig der XIV. hatte die Zwischenzeit, da Oestreich und Teutschland den argen Feind im Süd-Osten zu bekämpfen hatten, dazu angewandt, neue Kräfte zum Kriege zu sammeln; denn der bisherige Raub schien ihm noch nicht hinreichend. Und als es ihm nun Zeit dünkte, benutzte er unbedeutende Streitigkeiten über die Erbschaft des Churfürsten Karl von der Pfalz, und die Nachfolge im Churfürstenthum Köln, nach Maximilian Heinrichs Tode, und, indem er ein Wächter über die Verfassung Teutschlands seyn zu müssen vorgab, erließ er eine neue Kriegserklärung gegen den Kaiser 1688. Ehe sie noch bekannt wurde, brachen seine Heere schon in die Rheinländer ein und fingen die alte Verwüstung von neuem an. Auf den Ruf dieser Gefahr brachen sogleich, mit rühmlichem Eifer, zahlreiche Schaaren aus Nordteutschland, Sachsen, Hannoveraner und Hessen, zur Vertheidigung an den Rhein auf. Dies war um so rühmlicher, weil man indeß noch zu Regensburg rathschlagte, ob auch ein Krieg, seyn solle. Doch ging es auch hier ernstlicher, als sonst; der Reichskrieg wurde erklärt, ohne daß einem Reichsstande die Neutralität erlaubt seyn sollte, und der Kaiser setzte der Erklärung noch hinzu: „Die Krone Frankreich sey nicht nur als Feind des Reiches, sondern der ganzen Christenheit, gleich den Türken, zu betrachten."

Frankreichs Uebermuth und die Verletzung des Nimweger Friedens reizte auch das übrige Europa zum Zorne; bald nahmen England, Holland, Spanien

und später auch Savoyen Theil am Kriege, und der neue König von England, Wilhelm III., zugleich Statthalter der Niederlande, nennt den König Ludwig in seiner Kriegserklärung gleichfalls: „einen Störer des Friedens und einen allgemeinen Feind der Christenheit.“

Damit Frankreich so viele Gegner mit Glück bekämpfen könnte, mußte das unglückliche Teutschland wieder das unmenschliche Verfahren erdulden, welches der Kriegsminister Louvois erfunden hatte; die blühenden Ufer des Rheines wurden in Einöden verwandelt. Es ist schrecklich, zu vernehmen, wie es den einzelnen Oertern erzing. Schon im Jan. 1689 zogen die Reuter des Generals Melac von Heidelberg umher und steckten die Städte Rohrbach, Nußloch, Wißloch, Kirchheim, Eppenheim, Neckarhausen und viele andere in Brand, und das wehrlose Volk, das auf seinen Knieen um Gnade flehlte, wurde ausgezogen und nackt in die mit Schnee bedeckten Felder gejagt, wo viele von Kälte umkamen. Heidelberg selbst wurde an mehreren Enden in Brand gesteckt. — Dasselbe Schicksal hatten die Städte Mannheim, Offenburg, Kreuznach, Oppenheim, Bruchsal, Frankenthal, Baden, Rastatt, und viele andere kleinere Städte und Dörfer. — Den Einwohnern wurde nicht einmahl erlaubt, nachdem sie ausgeplündert und mißhandelt waren, nach den teutschen Oertern, wo sie Hülfe zu finden glaubten, zu flüchten, sondern sie mußten in das französische Gebiet wandern. Die alten Reichsstädte Speier und Worms wurden recht langsam und kaltblütig gemartert. Nach unzähligen Drangsalen, nachdem die Einwohner sieben Monaten laug alles ertragen und alles geopfert hatten, und nun wenigstens ihre Städte gerettet glaubten, wurde ihnen angekündigt, des Königs Vortheil fordere es, daß die Städte Worms und Speier von der Erde vertilgt würden. Als Bettler, von aller Nothdurft entblößt, mußten die Unglücklichen aus ihren Thoren in die nächsten französischen Städte wandern, und Speier und Worms wurden angezün-

det, und in Schutthaufen verwandelt. Die Habsucht erbrach bei dieser Gelegenheit selbst die Begräbnisse der alten, salischen Kaiser im Dom zu Speier, nahm einige silberne Särge, die sich darin fanden, heraus, und streute die ehrwürdige Gebeine auf den Boden. Als der junge Herzog von Crequi, der bei diesen Thaten den Oberbefehl führte, nach der Ursache solcher Härte an diesen Städten befragt wurde, erwiederte er nur: „Der König will's," — und zog ein Verzeichniß von 1200 Städten und Dörfern heraus, die noch verbrannt werden müßten. — Diese Gräuel wurden verübt von dem Volke, welches sich das gebildetste der Welt, und gerade seine damahlige Zeit das goldene Zeitalter seiner Bildung nannte; sie waren befohlen von einem Könige, der sich das Ansehen geben wollte, als schütze er Künste und Bildung, wo er sie finde. — Ehe er seine eroberungssüchtigen Absichten entfaltete, hatte er an 60 ausländische Gelehrte Geschenke gesandt mit folgendem Briefe seines Ministers Colbert: „Obschon der König nicht Ihr Landesherr ist, so will er doch Ihr Wohlthäter seyn; er schickt Ihnen diesen Wechselbrief als einen Beweis seiner Achtung." — So war es ihm wirklich gelungen, sich Anhänger unter den Gebildeten anderer Völker zu erwerben; aber jetzt glaubte keiner mehr an die Redlichkeit seiner Absichten, und die früher seinen Waffen Glück gewünscht hatten, brachen jetzt in Verwünschungen und Flüche gegen Volk und König aus.

Diese Erbitterung gegen Frankreich und die treffliche Heerführung des alten Herzogs von Lothringen machten, daß die ersten Jahre des Krieges ziemlich glücklich für die teutschen Waffen waren; mehrere feste Städte am Rhein wurden den Franzosen wieder abgenommen. Nach des Herzogs Tode aber, und da der erste Eifer erkaltet war, wendete sich der Vortheil mehr für die immer thätigen Feinde; vorzüglich, nachdem der große französische Feldherr, der Marschall von Luxenburg, ein teutsches Heer bei Fleurus 1690 in die Flucht geschlagen hatte. Doch stellte von 1693 ein neuer teutscher Feldherr,

der Prinz Ludwig von Baden, ein Schüler des Herzogs von Lothringen, das Gleichgewicht durch kluge Vertheidigung des Neckarstromes einigermaßen wieder her. Er nahm mit seinem kleineren Heere eine so treffliche Stellung bei Heilbronn, daß die Feinde nicht mehr in Schwaben einzubrechen wagten.

Friede zu Ryswick. 1697. — Bei der Ermüdung aller kriegführenden Theile war endlich ein Friedenskongreß zu Ryswick, einem Dorfe und Schlosse bei Haag in Holland, versammelt. Der König Ludwig wünschte den Frieden diesmal sehnlich, um sich zu einem neuen Kriege, den er als nahe voraussah, zu rüsten. Man erwartete das Absterben des kinderlosen spanischen Königs, Karls II., und alsdann dachte Ludwig Spanien für sich zu erwerben. Er bot daher jetzt mehreres an, was er herausgeben wollte, unter andern auch die wichtige Festung Straßburg. Allein kaum waren die Unterhandlungen angefangen, so wußte er, durch die alten Künste, die Verbündeten zu trennen, indem er Holland, England und Spanien besondere Vortheile gewährte. Sie schlossen daher den Frieden für sich und ließen Kaiser und Reich allein. Nun sprachen die französischen Gesandten wieder in ihrem übermüthigen Tone. Als von Ersatz der ungeheuren Kriegsschäden die Rede war, die sie angerichtet hatten, und Worms und Speier allein ihren Verlust auf 9 Millionen Gulden angaben, Baden auf 8 Millionen, Würtemberg auf 10; da antworteten sie höhnisch: „Der Krieg führe manches Unheil mit sich. Wollten die Teutschen hartnäckig auf Genugthuung bestehen, so möchten sie ihre Heere mitten in Frankreich führen, und dort plündern oder erobern, soviel sie wollten.“ — Endlich versprachen sie von den eroberten Plätzen Freiburg, Breisach und Philippsburg und die reunirten Gegenden außer dem Elsaß herauszugeben. — Da man nun Alles in Ordnung glaubte, am letzten Abend vor der Unterzeichnung des Friedens, kamen die französischen Gesandten noch mit einer Bedingung, deren Annahme sie durchaus forderten,

„daß nemlich in allen jetzt zurückgegebenen reunirten Orten die katholische Religion bleibe, wie sie sich finde;" das heißt, in 1922 teutschen Ortschaften, die vorher protestantisch gewesen waren, und in denen die Franzosen während ihrer Besatzung den katholischen Gottesdienst wieder eingeführt hatten, sollte derselbe bleiben. Die protestantischen Gesandten aus Teutschland sträubten sich zwar sehr gegen diese Klausel, allein ihr Widerspruch wurde nicht gehört, und der Friede unterzeichnet. Das Schlimmste bei der Sache, und was Ludwig gerade dadurch bezweckte, war, daß die Protestanten den Kaiser selbst als die geheime Triebfeder bei dieser ryswickischen Klausel ansahen, und daher neues Mißtrauen, der Religion wegen, in Teutschland entstand. In der That hatten sich die kaiserlichen Gesandten auch nicht thätig gegen die französischen Absichten bewiesen.

---

44. Erhöhungen teutscher Fürsten.

Eine andere Ursache der Uneinigkeit in Teutschland war auch um diese Zeit die Errichtung einer neuen Churwürde für das Haus Hannover oder Braunschweig Lüneburg. Dieses Fürstenhaus hatte dem Kaiser sehr wesentliche Dienste in den Kriegen gegen Türken und Franzosen geleistet, Leopold war nicht abgeneigt, es dafür durch die Churwürde zu belohnen, und auch die übrigen Churfürsten, selbst die katholischen, fanden sich nach und nach willig, obgleich dadurch eine neue protestantische Stimme in das Churfürsten-Collegium kam. Dieses schien nicht unbillig, weil die Protestanten durch den Uebertritt von Churpfalz zur katholischen Religion eine Stimme verloren hatten. Allein die Fürsten, besonders Braunschweig-Wolfenbüttel, stritten auf das Eifrigste gegen die Erhebung eines aus ihrer Mitte, wodurch ihnen eine der

wichtigsten Stimmen entzogen wurde. Und als der Kaiser dennoch 1692 die Belehnung des neuen Churfürsten Ernst August von Hannover vornahm, entstand solche Unzufriedenheit und Gährung im Fürstenrathe, daß es besser schien, Hannover noch keinen Sitz im Churfürsten-Rathe nehmen zu lassen. Das neue Churfürstenthum war nicht unbeträchtlich; der ältere Bruder, Georg Wilhelm von Lüneburg, hatte dem jüngeren, Ernst August, sein Herzogthum abgetreten, so daß nun Lüneburg, Kalenberg und Grubenhagen, nebst den Grafschaften, Hoya und Diebholz zusammen eines der größeren teutschen Länder ausmachten. Der neue Churfürst wurde auch Erz-Panierherr des Reiches, und versprach, dem Hause Oestreich immer seine Stimme bei der Kaiserwahl, und den Katholiken freie Religionsübung in seinem Lande zu geben. — Als er 1698 starb, stimmten auch die unter den Churfürsten, welche bis dahin ihre Einwilligung zur neunten Chur noch nicht gegeben hatten, für die Belehnung seines Sohnes Georg Ludwig; das Fürsten-Collegium dagegen protestirte von Neuem.

Das Jahr 1696 hatte auch ein teutsches Fürstenhaus auf einen königlichen Thron gehoben; der Churfürst Friedrich August von Sachsen war von den Polen, nach dem Tode des tapfern Sobiesky, zum König erwählt worden und nahm den Namen August II. an. Er mußte seinen Glauben verändern und zur katholischen Kirche übertreten; in seinen sächsischen Ländern wurde jedoch keine Veränderung in der kirchlichen Verfassung vorgenommen.

Es war eine Zeit des Aufstrebens unter den Fürsten und die Beispiele reizten mehrere. Ein Prinz von Oranien war eben König von England geworden, nun auch ein sächsischer Churfürst König von Polen, das trieb den Churfürsten Friedrich III. von Brandenburg, der zugleich Herzog in Preußen war, gleichfalls den Königs-Titel anzunehmen. Seine Länder waren zwar klein, aber Friedrich liebte Glanz und äußeres Ansehen über Alles, und ließ sich wirklich den 17. Januar 1701 zu Königsberg zum Könige ausrufen, und am folgenden Tage setzte er sich und seiner

Gemahlin feierlich die Krone auf; er hieß von nun an König Friedrich I.

Die Zeitumstände waren dieser Selbsterhöhung sehr günstig; zu anderer Zeit möchte sie viel Widerspruch erfahren haben. Der spanische Erbfolgekrieg war gerade im Ausbruche, und die darin verflochtenen Mächte eilten, sich Bundesgenossen zu verschaffen. Der Kaiser Leopold erkannte den neuen preußischen Königs-Namen zuerst an und erhielt dafür Hülfe im Kriege und die Zusage für die Dauer der Kaiserwürde im Hause Oestreich. Bald folgten auch Schweden, England, Holland, Polen, Dänemark und Rußland, alle aus Rücksichten der Staatsklugheit; Frankreich dagegen und Spanien, weil ihre Gegner den König schon gewonnen hatten, so wie der Pabst, zögerten noch mit der Anerkennung bis zum Utrechter Frieden.

---

45. Der spanische Erbfolgekrieg.

1701 — 1714.

Das ist der Fluch in unserer Geschichte seit dem dreißigjährigen Kriege, daß unser Vaterland in alle Händel der europäischen Völker hineingezogen worden, wenn sie ihm auch fremd waren, und daß es meistentheils der Schauplatz geworden ist, auf welchem die andern ihre Kriegswuth ausgetobt haben. Darum sind die Ebenen in Sachsen, in Schwaben und Baiern mit dem Namen so vieler Schlachten bezeichnet, und die Ufer der Elbe, der Saale, der Elster, so wie die der Donau, des Lech und des Inn haben den heißen Fußtritt des Krieges so schwer gefühlt.

Auch im Anfange des 18ten Jahrhunderts mußte die Erschütterung, welche die südliche Hälfte von Europa traf, zum Theil auf teutschen Fluren ausgekämpft werden. Die Veranlassung dazu war der Tod des Königs Karls II. von Spanien.

Zwei Herrscher-Geschlechter hatten damahls den größeren Theil Europa's inne; das Haus Oestreich und Bourbon; jenes theilte sich wieder in das eigentlich östreichsche und das östreichisch-spanische Haus; jetzt war der Augenblick gekommen, wo beide wieder in Eins zusammenschmelzen konnten. Zwar hatte Ludwig XIV. die älteste Schwester des verstorbenen Königs von Spanien geheirathet, allein sie hatte bei dieser Verbindung feierlich auf die spanischen Länder Verzicht geleistet. Die zweite war an den Kaiser Leopold vermählt; sie hatte keine solche Verzichtleistung ausgestellt, und ihre Söhne hatten daher das nächste Erbrecht; denn ihre Tochter, welche an den Churfürsten von Baiern, Maximilian Emanuel vermählt war, mußte vor der Vermählung ebenfalls aller Erbfolge in Spanien entsagen. Allein Frankreich sowohl, als Baiern, wollten die Verzichtleistungen nicht gelten lassen, weil jene Prinzessinnen wohl für sich, aber nicht für ihre Nachkommen hätten entsagen können. Alle diese Mächte arbeiteten nun, noch bei Karls II. Lebzeiten, eine jede durch ihre Gesandten, dahin, daß der König ein Testament zu ihren Gunsten machen möchte; und Karl, um Spanien am selbstständigsten zu erhalten, ernannte den baierischen Churprinzen, Joseph Ferdinand, zu seinem Nachfolger. Aber der Jüngling starb früher als der König, im Jahr 1699, und der Streit zwischen den Häusern Bourbon und Oestreich erhob sich von Neuem. Leopold hätte leicht den Sieg gewinnen können, wenn er einen klügeren Gesandten in Madrid und selbst mehr Entschlossenheit gehabt hätte; denn die spanische Königin und der wichtigste Mann am Hofe, der Kardinal Portocarrero, Erzbischof von Toledo, waren östreichisch gesinnt. Aber Leopolds Gesandter, der Graf von Harrach, ein stolzer, geiziger und unbeholfener Mann, mußte der gewandten Kunst des französischen, des Marquis von Harcourt, das Feld räumen; dieser gewann einen der spanischen Großen nach dem andern, endlich auch den Kardinal und durch diesen den König; Karl machte ein geheimes Testament, und als er nun starb, den 1. November 1700, fand man darin den Enkel Ludwigs

XIV., den Herzog Philipp von Anjou, als Erben der ganzen spanischen Monarchie ernannt. — Der Kaiser war durch den unerwarteten Schlag aus aller Fassung gebracht; er hatte das Mißgeschick sich selbst zuzuschreiben, denn früher, als der spanische Hof mehrmahl dringend gefordert hatte, daß sein Sohn, der Erzherzog Karl, mit einem kleinen Heere selbst nach Spanien komme, — als noch der Krieg gegen Frankreich dauerte, — hatte der Kaiser aus Unentschlossenheit nicht darin willigen wollen.

Ludwig XIV. wußte wohl, daß, ungeachtet des Testamentes, die Besitznahme von Spanien für seinen Enkel nicht ohne Krieg möglich seyn werde; denn Oestreich war zu hart verletzt, und die übrigen Staaten Europa's sahen die Uebermacht des Hauses Bourbon gleichfalls sehr ungern. Wilhelm III., König von England und Statthalter der Niederlande, der sich als den Wächter des Gleichgewichts in Europa ansah, und deshalb von jeher schon Ludwigs Feind war, ein kluger und sehr thätiger Mann, schloß für seine beiden Länder ein Bündniß mit Oestreich; es war um so wichtiger, da England und Holland die reichsten und die mächtigsten zur See waren. Daher bedachte sich Ludwig einige Augenblicke, ob er das Testament des spanischen Königs annehmen sollte; dann versammelte er seinen Staatsrath, und als dieser einstimmte, entschloß er sich dazu. In einer großen Versammlung des Hofes erklärte er seinen Enkel zum König von Spanien und beiden Indien. Als er den Prinzen an der Hand, aus seinem Kabinette trat, so sprach er, wie ein französischer Schriftsteller sich ausdrückt, mit der Miene eines Herrn des Weltalls: „Meine Herren, sie sehen hier den König von Spanien. Die Natur hat ihn dazu gemacht, der verstorbene König hat ihn ernannt, das Volk wünscht ihn, und ich willige ein.“

Dieses war das Losungswort zu dem neuen furchtbaren Kampfe in Europa. — Teutschland war leider in sich selbst getheilt; Preußen, Hannover, Pfalz und einige andere waren von Anfang an für den Kaiser; der Churfürst Maximilian Emanuel von Baiern, zugleich Statthalter der spanischen Niederlande, war auf

französischer Seite, und Ludwig hatte ihm, seiner Ansprüche auf die spanische Erbschaft wegen, schon in's Geheim die Niederlande versprochen; ob im Ernst, mag schwer zu entscheiden seyn. Der Bruder des Churfürsten, der Churfürst von Köln, folgte seinem Bruder und nahm französische Truppen in sein Land auf, „zum Besten und zur Erhaltung der Ruhe des teutschen Reiches (!)" wie es in den öffentlichen Erklärungen lautete.

Anfang des Krieges 1701. Prinz Eugen. — Der Kaiser Leopold beschloß, ohne Verzug ein Heer nach Italien zu senden, um die dortigen spanischen Länder, Mayland und Neapel, in Besitz zu nehmen. Zum Anführer desselben bestimmte er den Prinzen Franz Eugen von Savoyen, einen der ersten Feldherrn und Staatsmänner seiner Zeit, so wie der ganzen Geschichte. Er stammte aus einer Seitenlinie des savoyischen Hauses her, und war in seiner Jugend zum geistlichen Stande bestimmt; aber sein Geist zog ihn zu der Betrachtung der Geschichte und ihrer großen Muster, und sie wieder trieben ihn in den raschen Strom des thätigen Lebens, wo die Kraft sich erprobt und dem nach Ruhme begierigen Manne der Lorbeer winkt. Als zwanzigjähriger Jüngling bot er seine Dienste dem König Ludwig an; dieser, der ihn wegen seiner Kleinheit nicht der Beachtung werth fand, wies ihn ab, und rieth ihm, im geistlichen Stande zu bleiben. Eugen wandte sich nach Oestreich, wo der Türkenkrieg ihm eine Bahn zu öffnen schien, und zeichnete sich bald so sehr aus, daß der Kaiser ihm nach der Befreiung von Wien 1683, wobei er tapfer mit gefochten hatte, ein Reuter-Regiment verlieh. Der Herzog Karl von Lothringen erkannte den Helden schon damals in ihm und sagte es voraus, was er dem Kaiserhause einst seyn werde. Leopold ernannte ihn 1693 zum Feldmarschall, und nun hätte ihn der König Ludwig gern wieder für sich gewonnen; er ließ ihm die Statthalterschaft von Champagne und die Würde eines Marschalls von Frankreich anbieten; aber Eugen

antwortete dem Abgeordneten: „Sagen sie ihrem Könige daß ich kaiserlicher Feldmarschall bin, welches eben so viel werth ist, als der französische Marschallsstab.“ — Eugen war darin als Feldherr so groß, daß er mit seinem Geiste sowohl das Große, als das Kleine umfaßte, für den Plan der Schlacht so gut, als für die kleinsten Bedürfnisse seines Heeres sorgte, und daß sein Falkenauge mit der größten Schnelligkeit die Gunst des Augenblicks und die Fehler des Gegners zu ergreifen wußte. Als Mensch war er groß, weil er die Künste des Friedens höher achtete, als den blendenden Ruhm, welchen der Krieg giebt, und weil dabei solche Bescheidenheit in seiner Seele war, daß er einen jeden neben sich duldete, sogar andern sich gern unterordnete, wenn nur die Sache selbst dadurch gefördert wurde. Solche, ächt teutsche, Sinnesart macht, daß wir den Mann, welcher sein ganzes Leben für unser Vaterland verwendet hat, sehr gern zu den Unsrigen zählen. — Von Körper war Eugen klein, und wenn er, in seinen grauen Mantel gehüllt, durch die Gassen des Feldlagers ging, so erkannte wohl niemand leicht den weltberühmten Heerführer in ihm, als wer das Feuer in seinem dunkeln Auge zu deuten wußte.

Im März des Jahres 1701 brach Eugen mit einem kaiserlichen Heere, bei welchem auch 10,000 Mann Preußen und gleichfalls hannöversche Hülfs-Völker waren, nach Italien auf. Bei Roveredo sammelte sich das Heer und erstieg die Gebirge; aber jenseits waren schon alle Plätze von den Franzosen besetzt, es schien unmöglich, hinabzukommen. Doch der Feldherr ließ durch seine Krieger, die ihm mit Begeisterung gehorchten, einen Weg von 6 Meilen durch Felsen und über Abgründe bahnen, und ehe der Feind es ahndete, brach das Heer aus den furchtbaren Bergen hervor und stand in den Ebenen der Etsch bei Verona. Durch zwei Siege, bei Carpi und Chiari, vertrieb Eugen die Franzosen aus einem Theil von Ober-Italien und schlug dort sein Winterlager auf.

England, Holland und das teutsche Reich nehmen Theil. 1702. — Marlborough. — Noch im Herbst 1701 wurde das Bündniß zwischen England, den Generalstaaten und dem Kaiser geschlossen. Die Seemächte machten die Bedingung, daß sie alle Eroberungen, die sie in dem spanischen Indien machen würden, als Eigenthum behielten; dafür versprachen sie dem Kaiser die spanischen Niederlande, Mayland, Neapel und Sicilien erobern zu helfen. Das englische Volk würde nicht so thätigen Antheil am Kriege genommen haben, wenn nicht Ludwig thörigter Weise es selbst erbittert hätte. England hatte das Haus Stuart, seines Eifers für den katholischen Glauben wegen, vom Throne vertrieben und Wilhelm von Oranien darauf gesetzt; Ludwig dagegen nahm die vertriebenen Stuarts auf, beschützte sie, und erkannte jetzt, 1701, da der Prätendent Jacob II. in Frankreich starb, dessen Sohn, Jacob III., als König von Brittannien an; und es verbreitete sich das Gerücht, er werde ihn mit einem französischen Heere nach den Küsten Englands hinübersetzen Solche Anmaßung eines Fremden, über ihren Thron gebieten zu wollen, erbitterte das englische Volk so sehr, daß der König Wilhelm statt 10,000, jetzt 40,000 Mann zu diesem Kriege vom Parlemente bewilligt erhielt. Er wählte den Grafen, nachherigen Herzog von Marlborough zum Feldherrn über sein Heer. Sein Auge hatte gut gewählt. Marlborough, der unter dem großen Türenne den Krieg gelernt hatte, stand an Feldherrngröße keinem seiner Zeit nach. Er war ein geborner Heerführer; groß, schön, kraftvoll, von solchem Anstande und solcher geistigen Ueberlegenheit, daß sich die Gemüther unwillkührlich vor ihm beugten. An menschlicher Würde stand er unter Eugen; es fehlte ihm die treue, edle Sinnesart, welche große Gedanken und Zwecke höher achtet, als das eigene Selbst; und er wird beschuldigt, mehr als billig dem äussern Gewinne nachgetrachtet zu haben.

Marlborough ging im März 1702 nach den Niederlanden hinüber und stellte sich an die Spitze des englisch-holländischen Heeres; sein nächstes Ziel war, die Franzosen aus dem Churfürstenthum Kölln zu vertrieben. Der König Wilhelm starb zwar in diesem selben Monate, aber seine Nachfolgerin, die Königin Anna, blieb ganz seinen Entwürfen getreu, und der Krieg nahm seinen Fortgang.

Bei diesem Ernste der Fremden entschloß sich auch das teutsche Reich zur Theilnahme an dem Rachekriege gegen seinen Erbfeind. Die Kriegs-Erklärung erfolgte den 6. October 1702. Am Ende derselben heißt es: „Frankreich habe nichts unterlassen, was zur Beschimpfung und gänzlichen Unterdrückung teutscher Nation gereichen könne, um dadurch endlich die vorlängst so eifrig gesuchte Universal-Monarchie desto eher zu errichten." — Das Betragen des Churfürsten von Baiern hatte gleichfalls den Entschluß der übrigen Reichsglieder befördert; er, der hartnäckig an Frankreich festhielt, hatte eine ansehnliche Kriegsmacht versammelt, und am 8. September plötzlich die freie Reichsstadt Ulm überfallen und in Besitz genommen. Das mußte die übrigen Stände erbittern.

Auch die Herzöge von Braunschweig, aus noch immer fortwährendem Unwillen über die hannöversche Churwürde, vergaßen sich so sehr, daß sie für Frankreich Werbungen anstellten. Da sie vielfältige Warnungen nicht achteten, wurden sie durch den Churfürsten von Hannover in diesem Jahre 1702 mit Gewalt entwaffnet und mußten nun dem Willen des Kaisers und Reiches folgen.

Uebrigens wurde in dem Jahre weder am Rhein durch den kaiserlichen Feldherrn Ludwig von Baden, noch in Italien durch Eugen, etwas besonderes unternommen. Dieser war zu schwach dazu; und es schien, als wollten die Gegner überhaupt erst die Kräfte im Kleinen an einander versuchen.

Die Baiern in Tyrol. 1703. —

Das nächste Jahr war schon thatenreicher. Marl-

borough wandte dasselbe zur Eroberung fester Plätze an den Gränzen der Niederlande an; er nahm Bonn, Tongern, Huy, Limburg und Geldern weg.

Im südlichen Teutschland ging es nicht so glücklich. Hier gelang es dem französischen Marschall Villars, über den Rhein zu dringen und sich mit dem Churfürsten von Baiern zu vereinigen. Nun entwarf letzterer den Plan, einen Einfall in Tyrol zu machen, und dieses, ihm so wohlgelegene, Gebirgsland zu erobern. Er brach mit etwa 10,000 Mann der besten Krieger dahin auf, und der französische Marschall blieb zur Deckung Baierns zurück. Durch einen unglücklich entstandenen Brand in Kufstein fiel diese wichtige Bergfestung sogleich in des Churfürsten Hände, und im ersten Schrecken ergaben sich mehrere andere Plätze und sogar Inspruck. Von da zogen die Baiern den Brenner hinan, um sich den Weg nach Italien zu öffnen. Hier aber warteten ihrer, durch einen Haufen östreichischer Krieger verstärkt, die tapfern Tyroler, die zu allen Zeiten für ihr geliebtes Land Leib und Leben gewagt haben, unter der Anführung des muthigen Amtmanns Martin Sterzing. Sie hatten die schroffen Höhen zu den Seiten der Pässe erklommen, und stürzten Felsen und Bäume auf die gedrängt ziehenden Feinde herab. Da war keines Bleibens für diese; sie mußten zurückweichen. Auf den Churfürsten selbst lauerte ein Tyroler Scharfschütze in einer Schlucht; aber durch die reiche Kleidung getäuscht, erschoß er statt seiner den Grafen von Arco. Auf dem Rückzuge litt das baierische Heer noch größeren Verlust, und nur mit der Hälfte derer, die ausgezogen waren, kam der Churfürst nach zwei Monaten zurück.

Zu einigem Ersatze gelang es ihm noch im Winter dieses Jahres, die reiche Stadt Augsburg, so wie Passau, die Gränzfestung von Oestreich, einzunehmen, und am Rhein hatten die Franzosen die wichtigen Festungen Breisach und Landau erobert.

Die Schlacht bei Höchstädt. 1704.

— Gegen solche Verluste mußte den Verbündeten im nächsten Jahre mit gesammelter Kraft größerer Gewinn erkämpft werden, und nach dem Kriegsplane sollten die drei Feldherrn, Marlborough, Eugen und Ludwig von Baden vereint im südlichen Teutschland fechten; in Italien blieb der General Stahrenberg, um den Krieg vertheidigungsweise zu führen. Die drei Heerführer kamen zu Heilbronn am Neckar zusammen, und Marlborough mit dem Markgrafen von Baden wandte sich gegen die Donau, während Eugen an den Rhein zog. Die Baiern hatten einen Theil ihres Heeres auf dem Schellenberge bei Donauwerth in ein festes Lager gelegt, um den Gegnern den Uebergang über die Donau zu erschweren; sie wurden aber dort angegriffen und nach tapferer Gegenwehr in die Flucht getrieben; ihr Lager fiel in Feindes Hand.

Nach diesem Treffen ließen die Verbündeten dem Churfürsten Friedensanträge machen, und boten ihm ansehnliche Vortheile an, wenn er von dem französischen Bündniß ablassen wollte. Er wankte schon und war im Begriff, den Vertrag der Aussöhnung zu unterschreiben, als ein Bote verkündete, der Marschall Tallard sey mit einem frischen Heere zu seiner Hülfe im Anzuge. Da warf der Churfürst die Feder aus der Hand und unterzeichnete nicht. Der Marschall kam, aber zugleich mit ihm Eugen, der ihm gefolgt war und nun zu Marlborough stieß. Den alten, unbiegsamen Prinzen von Baden sendeten sie zur Belagerung von Ingolstadt ab, damit er ihnen den Schlachttag nicht verderbe; mit dem bescheidenen Eugen dagegen focht der englische Heerführer gern zusammen, weil dieser für das Gelingen der Sache dem eigenen Ruhme willig entsagte.

Am 12ten August standen beide Feldherrn den Franzosen und Baiern bei dem Flecken Höchstädt gegenüber; und am 13ten begannen sie die Schlacht. Die Feinde hatten die größere Zahl und eine, durch Moräste sehr gut gedeckte Stellung. Marlborough

führte den rechten Flügel, der aus Engländern und Hessen bestand, gegen die Franzosen, Eugen den linken gegen die Baiern. Die Schlacht war eine der heftigsten, und mehrmals wurden die Angreifenden durch das furchtbarste Feuer des Geschützes zurückgeworfen; endlich benutzte der Herzog einen Augenblick der Unordnung und drang in die Franzosen ein; nun flohen sie, und der Churfürst, als er ihre Flucht sah, wich mit den Seinigen auch zurück. 28 Bataillone und 12 Geschwader Franzosen versuchten noch, sich im Dorfe Blindheim zu behaupten; sie wurden aber eingeschlossen und gezwungen, sich zu Gefangenen zu ergeben. Es war ein großer Sieg; 20,000 Franzosen und Baiern lagen auf dem Schlachtfelde, 15,200 waren gefangen, und unter diesen der Marschall Tallard selbst, mit seinem Sohne und 818 Offizieren. An Beute hatten die Sieger eine reiche Kriegskasse gewonnen, 117 Kanonen, 24 Mörser, und an 300 Feldzeichen; überdies 5300 Wagen, 3600 Gezelte, und 2 Schiffbrücken. — Von diesem Tage an tönte Marlboroughs Name in Liedern durch ganz Teutschland, der Kaiser ernannte ihn zum Reichsfürsten.

Der Churfürst von Baiern sah sich gezwungen, mit den Franzosen über den Rhein zu gehen; sein Land wurde von den Kaiserlichen besetzt, und seine Gemahlin behielt zu ihrem Unterhalte nur die Stadt und das Rentamt München. — So unglücklich endigte für ihn dieser Feldzug von 1704.

Im folgenden Jahre 1705 starb der Kaiser Leopold I. an der Brustwassersucht, wenig betrauert von den Seinigen; denn die Leutseligkeit, womit die Fürsten so leicht die Herzen derer gewinnen, welche um ihnen sind, besaß er nicht. Das Hervorstechendste in seinem Wesen war eine strenge Gottesfurcht, aber eine solche, welche ihn von dem Willen seiner Geistlichen ganz abhängig machte, und gegen Andersdenkende in Unduldsamkeit ausartete. Sonst war er gewissenhaft und sehr mildthätig gegen Arme, letzteres jedoch mit Schwäche, so daß der gröbste Mißbrauch damit getrieben wurde. So schweren Zeiten, wie er

erlebte, und einem Gegner, wie Ludwig XIV., war Leopold nicht gewachsen.

Ihm folgte sein ältester Sohn:

46. Joseph I. 1705 — 1711.

Einen Augenblick zweifelte man, ob Joseph für seinen Bruder Karl auch den Krieg mit gleichem Eifer fortsetzen werde; dieser war im J. 1764 selbst nach Spanien abgegangen und in Arragonien, Katalonien und Valencia wirklich als König anerkannt. Joseph indeß erklärte sich entschieden für die nachdrückliche Fortsetzung des Krieges, und hielt Wort.

Doch wurde in diesem Jahre 1705 allenthalben im Felde nichts Großes ausgeführt. Eugen war nach Italien geschickt, um das dortige, ganz niedergeschlagene, Heer wieder aufzurichten; mehr konnte er aber auch in diesem Jahre nicht bewerkstelligen. Marlborough war in die Niederlande zurückgekehrt; und auch er mußte wieder frische Kräfte sammeln. In Baiern aber brach, der Bedrückungen der östreichischen Beamten und Besatzungen wegen, ein heftiger Aufruhr aus. Man zwang die Jugend des Landes zum östreichschen Dienste, und solche Gewaltsamkeit empörte das kräftige und selbstständige bairische Volk. Es ergriff die Waffen, befreite die aufgehobene junge Mannschaft, überfiel einzelne östreichsche Haufen und durch das erste Gelingen angefeuert, sammelten sich an 20,000 Landleute, unter der Anführung eines Studenten Mainl. Sie konnten es wagen, sogar die Festungen Braunau und Schärding anzugreifen, und zwangen die kleinen Besatzungen zur Uebergabe. Die Oestreicher mußten mit ihnen unterhandeln und schlossen, nicht wie mit Aufrührern, sondern wie mit einem selbstständigen Feinde, einen Waffenstillstand; diesen aber benutzten sie, ein kleines Reichsheer aus den benachbarten Kreisen zusammenzurufen; mit dessen Hülfe trieben sie die Haufen der Bauern in die Flucht, nahmen ihnen eine

Stadt nach der andern wieder ab und stellten die Ruhe einigermaßen her. Dabei geschahen viele harte Dinge, und die Erbitterung zwischen den beiden teutschen Nachbarvölkern wurde immer größer. Der Churfürst selbst wurde nun als ein Reichsfeind, und weil er für den Urheber des Aufruhrs angesehen wurde, förmlich in die Acht erklärt, und sein Land als ein verfallenes Reichsleben betrachtet. Dem Churfürsten von der Pfalz gab der Kaiser, auf dessen dringendes Ersuchen, die Oberpfalz, die sein Haus im dreißigjährigen Kriege an Baiern verloren hatte, nebst dem alten Platze im Churfürstenrathe wieder. Endlich gaben auch um diese Zeit die Fürsten, welche noch immer der hannöverschen Churwürde widersprochen hatten, nach; sie wurde allgemein anerkannt, und Churpfalz trat das Erzschatzmeisteramt an Hannover ab.

Die Schlachten bei Ramillies und Turin. 1706.

Frankreich hatte beschlossen, in dem folgenden Feldzuge seine Hauptkraft gegen die Niederlande zu kehren, um, womöglich, in dem reichen Holland die Mittel zum ferneren Kriege zu gewinnen. Es wurde auch das schönste Heer in's Feld gestellt, welches noch in diesem Kriege erschienen war; aber sein Führer, der Marschall Villeroi, war dem kühnen Marlborough nicht gewachsen. Von eitler Zuversicht getrieben, verließ er seine feste Stellung bei Löwen, um den Gegner den 22. May in der Ebene von Ramillies anzugreifen. *) Das wünschte Marlborough; er hatte seine Stellung durch Morast und Wassergraben trefflich gedeckt, und als die Feinde nun anstürmten, konnten sie den schwachen Stellen seiner Schlachtordnung nicht ankommen, weil die Natur sie schützte, er dagegen wendete seine ganze Kraft gegen

*) Es ist dieses fast das Feld der großen Schlacht bei Belle Alliance und Waterloo, und dieser letzte Name wird auch bei jener Schlacht vor hundert Jahren genannt.

einzelne Punkte der ihrigen und durchbrach sie. Vor der Schlacht hatte ein erfahrner französischer Oberst gesagt, ihr Heer sey so trefflich, daß, wenn sie heute nicht siegten, sie nie wieder vor dem Angesichte der Feinde erscheinen dürften. Und dennoch wurden sie geschlagen; keine Tapferkeit konnte die begangenen Fehler gut machen. Ueber 20,000 Mann wurden verloren, dazu 80 Fahnen, selbst die Pauken und Standarten der königlichen Garde; und 2 Monate vergingen, ehe sich das französische Heer wieder recht sammeln konnte. Der Sieger dagegen durchzog Brabant und Flandern, nahm alle Städte des Landes ein, und ließ dasselbe Karl III., als seinem rechtmäßigen Herren, schwören. Zu Brüssel wurde in seinem Namen ein Staatsrath errichtet.

Der Prinz Eugen wollte dieses Jahr auch nicht ohne eine große That in Italien vorübergehen lassen. Er wagte einen Zug, der zu den kühnsten in der Kriegsgeschichte gehört. Mit nicht mehr als 24,000 Mann teutscher Krieger zog er einen Weg von 50 Meilen, über Berge und Ströme, und durch eine Reihe von Plätzen, die vom Feinde besetzt waren, dem hartbedrängten Herzog von Savoyen zu Hülfe, dessen Hauptstadt Turin vom Feinde belagert wurde. Der Zug gelang zu aller Welt Erstauen; Eugen vereinigte sich mit dem Herzog und eilte zur Befreiung Turins herbei. Obgleich viel geringer an Macht, und mit einem, aus sehr verschiedenen Haufen zusammengesetzten, Heere, wagte er am 7. September früh 4 Uhr den Angriff auf die französischen Linien. Ein schrecklicher Geschützesdonner empfing ihn, aber dennoch drangen die Seinigen tapfer vor. Der Fürst von Dessau, (später unter dem Namen des alten Dessauers bekannt), führte auf dem linken Flügel die Preußen gegen die Verschanzungen, dann folgten die Würtenberger und Pfälzer in der Mitte, und die Gothaer auf dem rechten Flügel; zu gleicher Zeit that der Graf Daun einen Ausfall aus der Festung. Der Kampf wurde sehr hartnäckig. Zwei Angriffe der Teutschen wurden zurückgeschlagen; endlich nach zweistündiger Arbeit, erstiegen zuerst die Preußen und bald auch die

übrigen die Schanzen. Die Verwirrung der Feinde wurde um so größer, da ihnen die aus Turin in den Rücken fielen, und da ihre beiden obersten Feldherrn, der Herzog von Orleans und der Graf Marsin, verwundet das Schlachtfeld verlassen mußten. Marsin wurde gefangen und starb am folgenden Tage zu Turin; 5000 Todte und noch mehr Verwundete bedeckten das Schlachtfeld, und die übrigen flohen in solcher Verwirrung über die Gebirge nach Frankreich, daß von dem ganzen, 80,000 Mann starken Heere kaum 16,000 zusammen blieben. Die großen Vorräthe, die zu der Belagerung zusammengebracht waren, 213 Stück Geschütz, 80,000 Fässer Pulver und eine Menge von Kugeln, fielen in die Hände der Sieger. Die Folgen der Schlacht waren noch größer als dieser erste Gewinn; die Franzosen verloren schnell einen Platz in Italien nach dem andern und mußten eine sogenannte General-Kapitulation abschließen, nach welcher sie Italien räumten und versprachen, während des ganzen Krieges kein Heer wieder dorthin zu schicken. So herrlich hatte Eugen seine Sachen hier ausgeführt, und sein Name erscholl nun noch lauter durch Europa, als vorher; der Kaiser schenkte ihm einen kostbaren Degen und ernannte ihm zum Generalstatthalter in Mayland.

Das Jahr 1707 brachte auch das dritte Land von der spanischen Erbschaft, Neapel, in des Kaisers Besitz; die Lombardei und die Niederlande waren ihm durch die beiden großen Schlachten des vorigen Jahres gewonnen. Neapel, wo nur ein geringer spanischer Heereshaufe war, wurde ohne Mühe eingenommen, und Frankreich hatte nun die letzte Stütze in Italien verloren. Auch in den Niederlanden konnte dem Herzog von Marlborough nichts wieder abgewonnen werden. Nur am Oberrhein fand der König Ludwig einigen Ersatz durch die Langsamkeit des Reichsheeres; der alte Reichs-Feldmarschall, Ludwig von Baden, starb 1707; ihm folgte der wenig unternehmende Markgraf von Baireuth.

und durch dessen Unentschlossenheit gelang es den Franzosen wieder, bei Straßburg über den Rhein zu gehen und in Franken und Schwaben das alte, grausame Raubspiel zu üben. Es ist berechnet worden, daß sie in Zeit von 2 Monaten an 9 Millionen Gulden durch Brandschatzungen zusammengetrieben haben. Der neue Reichsfeldherr legte zwar, zu Aller Freude, den Oberbefehl bald nieder, und an seine Stelle kam der fähigere Churfürst Georg Ludwig von Hannover; aber auch ihn verhinderte die schlechte Verfassung des Reichsheeres, etwas Bedeutendes vorzunehmen; er mußte zufrieden seyn, daß die Franzosen, aus Mangel an Unterhalt, wieder über den Rhein zurückgingen, und daß er sie in den nächsten Jahren jenseits halten konnte.

Ein Zug, den der Prinz Eugen noch im Jahre 1707, auf Verlangen der Seemächte, von Italien aus in's südliche Frankreich machen mußte, um Toulon zu erobern, mißlang wie die ähnlichen Züge, die schon Kaiser Karl V. versucht hatte; und eben so hatte der König Ludwig die Freude, in demselben Jahre fast ganz Spanien wieder seinem Enkel, Philipp V, unterworfen zu sehen. Der Erzherzog Karl hatte in den vorigen Jahren glückliche Augenblicke in Spanien gehabt; sein Heer, welches besonders aus portugiesischen Hülfsvölkern bestand, hatte selbst die Hauptstadt Madrid erobert und ihn daselbst zum Könige von ganz Spanien ausgerufen; allein seine eigene Unthätigkeit, so wie die Uneinigkeit seiner Heerführer, der Haß der Kastilier gegen ihn und gegen die Arragonier sowohl, als die Engländer und Portugiesen; diese und andere Ursachen entrissen dem östreichischen Prinzen nach und nach das Eroberte wieder, so daß er im Jahr 1707 nur noch Catalonien übrig hatte.

Dennoch hatte der König Ludwig in diesem Kriege schon so viel verloren, und sein Land war so erschöpft, daß er sehnlichst den Frieden wünschte, und mit Bezwingung seines alten Stolzes, Versuche machte, ihn selbst mit großen Opfern zu erkaufen. Allein die Gegner gedachten ihn diesesmahl für allen

früheren Uebermuth recht empfindlich zu züchtigen; besonders waren Eugen und Marlborough, die wiederum Oestreich und England lenkten, dem eitlen Könige von Grund ihres Herzens feindlich gesinnt und sannen nur darauf, ihm noch härtere Demüthigung zu bereiten. Es gelang ihnen auch trefflich durch;

Die Schlachten bei Oudenarde und Malplaquet. 1708 und 1709. — Sie fochten wieder vereint in den Niederlanden, da Eugens Tagewerk in Italien vollendet war; und vereint brachten sie zuerst den Herzogen von Bourgogne und Vendome, deren Uneinigkeit alles verdarb, eine große Niederlage bei Oudenarde am 11. July 1708 bei; und in Folge der Schlacht eroberte Eugen, durch eine sehr kühne Belagerung, die Festung Ryssel, die man für unüberwindlich gehalten hatte.

Das Unglück Frankreichs in diesem Feldzuge wurde in dem darauf folgenden Winter von 1708 auf 9, durch eine unerhörte Kälte und den dadurch verursachten Schaden noch drückender gemacht. Dieselbe war so groß, daß das Wild in den Wäldern und die Vögel in der Luft erstarrten, daß die Weinstöcke und Obstbäume erfroren, und das, durch den Krieg schon ausgesogene, Volk durch solche Naturschrecken vollends zur Verzweiflung gebracht wurde. Die Klagen waren herzzerreißend; die Mittel zu n nächsten Feldzuge schienen unerschwinglich zu seyn. Da mußte sich der gedemüthigte König zu neuen Friedensversuchen bequemen; er erklärte sich willig, Spanien, Indien, Maylaud und die Niederlande zu verlieren, wenn man Philipp V. nur Neapel und Sicilien lassen wolle. Allein die beiden Feldherrn, welche mitten in diesen Friedensverhandlungen im Haag erschienen, erklärten kurz, daß von der ganzen spanischen Monarchie auch nicht ein Dorf dem Hause Oestreich entzogen werde dürfe. Und als endlich auch diese harte Forderung zugestanden war, wurden Abtretungen von dem französischen Gebiete selbst

verlangt; das Elsaß sollte wieder zurückgegeben und, sowohl nach den Niederlanden als Savoyen zu, eine Reihe von Festungen, zur künftigen Sicherheit gegen französische Argliſt, abgetreten werden. Dieses Alles gestanden die französischen Gesändten nach einander zu; — nur die eine, in der That entehrende Zumuthung konnten sie nicht bewilligen, daß nemlich Ludwig, wenn sein Enkel Philipp Spanien nicht gutwillig räumen wolle, selbst helfen solle, ihn mit Gewalt der Waffen daraus zu vertreiben.

Solche Schande wollte er nicht auf sich laden, und der Krieg fing wieder an.

Mit den Verhandlungen war schon ein Theil des Sommers 1709 vergangen; Eugen und Marlborough eilten die noch übrige Zeit zu benutzen. Sie eroberten Tournay und gingen auf Mons los. Dieses wollte der französische Marschall Villars decken und hatte eine feste Stellung bei Malplaquet, vor Mons genommen. Aber die beiden siegreichen Feldherrn griffen ihn hier am 11. September ohne Zaudern an, und schlugen ihn nach sehr blutiger Schlacht, der blutigsten des ganzen Krieges. Eugen selbst erhielt gleich Anfangs einen Streifschuß am Kopfe; aber ruhig steckte er sein Schnupftuch unter seinen Huth und führte seinen Flügel weiter in's Feuer. — Nach dieser Schlacht wurde Mons erobert.

Ein neuer Feldzug war verloren; Ludwig XIV. mußte von Neuem den Frieden anbieten; er bewilligte Alles, was verlangt war, sogar wollte er, um nur nicht die eigenen Heere zur Vertreibung seines Enkels aus Spanien leihen zu müssen, den Verbündeten Hülfsgelder zu diesem Zwecke entrichten. Aber jetzt mußte Ludwig an sich selbst erfahren, was andere so oft durch ihn gefühlt hatten; wie hart nemlich den, der im Unglück ist, der Uebermuth des Siegers drückt. Auch zeigte sich jetzt offenbar, wie er durch die Zweideutigkeit seiner politischen Künste in früheren Verhandlungen das Vertrauen der europäischen Völker verscherzt hatte. Man erwiederte ihm jetzt, so lange Philipp V. in Spanien sey, könne man den

Versprechungen seines Kabinets nicht trauen, und überhaupt mußten alle Forderungen der Verbündeten binnen zwei Monaten erfüllt seyn, ehe an einen eigentlichen Friedensschluß gedacht werden könne. Nach so harter Antwort fing der Krieg wiederum an, und Eugen und Marlborough nahmen eine Stadt nach der andern an der französischen Gränze ein. Aus Spanien aber kam die Nachricht, auch dort habe sich das Glück gewendet, Karls General Stahrenberg habe Philipps Heer in die Flucht geschlagen, und Karl habe am 28. September 1710 seinen feierlichen Einzug in Madrid gehalten.

Die Noth des alten, kranken Königs Ludwig war auf das Höchste gestiegen und alle Hülfe schien verloren. Nach so vielen, für die Größe seines Namens und Reiches geführten Kriegen, nach der Aufopferung von so viel tausend nnd aber tausend Menschenleben, sollte nun das ganze Gebäude in Nichts zusammenfallen, er sollte sogar von seinem alten Reiche Opfer bringen. Härter schien noch nie das Schicksal den, der sich auf dem Gipfel der Größe wähnt, getroffen zu haben. — Aber die Gegner hatten den rechten Augenblick der Mäßigung gleichfalls versäumt; auch sie waren durch das Glück übermüthig geworden und darum verloren sie einen großen Theil der Frucht ihrer Siege. Drei günstige Ereignisse rissen Frankreich auf einmahl aus der großen Noth, unter welcher es darnieder lag, und führten es zu einem erträglichen Frieden; das war: Der Sturz des Herzogs von Marlborough, die Siege der französischen Parthei in Spanien, und der Tod des Kaisers Joseph.

In England, wo Marlboroughs Freunde bisher den Staat gelenkt hatten, bildete sich, in seiner Abwesenheit, in der Stille eine Gegenparthei, und nannte sich, um die seinige auch durch die Gewalt der Meinung zu besiegen, Torys, Königlichgesinnte, jene aber Whigs, Volksfreunde. Marlboroughs Streben wurde der Königin Anna verdächtig gemacht, seine Gemahlin, die bisher die Königin ganz beherrscht hatte, wurde durch eine andere, die Lady

Masham, glücklich verdrängt; ein neues Parlament von Torys wurde im Jahr 1710 gewählt, und nun trat in England die Neigung zum Frieden an die Stelle der Kriegluſt. Marlborough behielt zwar den Oberbefehl noch einige Zeit, aber mit großen Einſchränkungen, und bald nachher gab er ihn ganz ab.

Zu der Friedens-Neigung trug auch der Tod des Kaiſers Joſeph, am 17. April 1711, nicht wenig bei. Er ſtarb an den Pocken, im 33ſten Jahre ſeines Lebens, und muß, als ein ſelbſtthätiger, raſcher Fürſt, gerühmt werden, der ſeinem Vater, wie ſeinem Bruder, weit überlegen war. Sein Geiſt war fähig, die größten Gedanken zu faſſen, und darum fand auch Eugen, mit ſeinen großartigen Anſichten, bei ihm den meiſten Eingang. — Da der Kaiſer ohne Erben ſtarb, ſo war ſein Bruder Karl der Erbe ſeiner Länder. Da ſtand nun die Frage über das Verhältniß der Mächte in Europa, ſo, wie zu Kaiſer Karls V. Zeit: ob es nemlich rathſam ſey, daß dieſer Karl, als Kaiſer der ſechte, wenn die Teutſchen ihn wählten, wie jener fünfte halb Europa beherrſche, und das Haus Oeſtreich ſo übermächtig ſey? Karl VI. beſaß alle Länder Karls V., wenn er die ganze öſtreichiſche und ſpaniſche Monarchie vereinte. Den übrigen, beſonders den Seemächten, ſchien ſolche Uebermacht gefährlich, und ſie beförderten nun lieber die Kaiſerwahl Karls VI., um ihm nachher einen Theil der ſpaniſchen Länder abzuſprechen. Er wurde am 22. December 1711 zu Frankfurth gekrönt.

---

47. Karl VI. 1711 — 1740.

In Spanien hatte Karl überdies nicht feſten Fuß mehr, er hatte es nach kurzem Beſitze durch den geſchickten franzöſiſchen Feldherrn, den Herzog von Vendome, wieder verloren, der ſeine Heere ſchlug und einen Landſtrich nach dem andern für Philipp V. wieder eroberte.

Der Utrechter Friede. 1713. —

England hatte sich indeß mit Frankreich in besondere Unterhandlungen eingelassen und bereits die vorläufigen Friedens-Bedingungen unterzeichnet; so wenig edel handelte die neue Parthei in England an den bisherigen Bundes-Genossen, die sich nun auch wohl zu Unterhandlungen, und zwar auf nicht sehr günstige Bedingungen, bequemen mußten. Zum Versammlungsorte wurde Utrecht gewählt.

Ueber den Hauptpunkt, die spanische Erbschaft, war man, trotz des Widerspruchs von Seiten des Kaisers, bald einig; Philipp V. sollte Spanien und Indien, Karl das übrige haben; zugleich mußte Philipp aber allen seinen Ansprüchen auf Frankreich entsagen, damit die Kronen von Frankreich und Spanien niemahls auf Einem Haupte vereinigt würden.

An England trat Frankreich die Hudsonsbay und Neufundland ab, und schleifte, ferner, auf Englands Verlangen, die Festungswerke von Dünkirchen. An Portugal wurden Besitzungen in Süd-Amerika abgetreten; an Preußen das Oberquartier von Geldern und die Landeshoheit über Neufchatel und Valangin; auch erkannte Frankreich seine neue Königs-Würde an. Savoyen erhielt treffliche Festungen an der französischen Gränze und, weil es auch Ansprüche an die spanische Krone machen konnte, als Ersatz die Insel Sicilien. Holland, welches am treuesten an dem Bündniß gehalten, und früher alle vortheilhaften Anträge zu einem besondern Frieden mit Frankreich abgewiesen hatte, erhielt jetzt geringen Ersatz; es mußte die stärksten der eroberten Festungen herausgeben, und behielt eine Reihe der schwächeren, die ihm wenig genützt haben. — Spanien trat endlich an England noch die Festung Gibraltar und die Insel Minorka ab, und so hat England den größten Vortheil von diesem Frieden gezogen.

Friede zu Rastadt und Baden. 1714. — Der Kaiser und das Reich, von ihren Bundes-Genossen verlassen, sollten nun allein unterhandeln oder den Krieg allein fortsetzen. Die Bedingungen, welche die Franzosen ihnen machten, waren die schimpflichsten; Ludwig verlangte nemlich, um sich gegen seinen Bundesgenossen, den Churfürsten von Baiern, recht großmüthig zu beweisen, völlige Wiedereinsetzung desselben in alle seine Länder, und noch überdies die Verleihung der Grafschaften Burgau und Nollenburg und der Insel Sardinien, als eines Königreichs; eine königliche Belohnung für den, der der treue Freund eines Reichsfeindes gewesen war. Auf solche Bedingungen einzugehen, wäre ehrlos gewesen, und der Krieg fing wieder an. Aber, mit welchem Glücke! Der betrübte Eugen konnte mit dem kleinen Reichs-Heere gegen die ganze französische Macht unter Villars nicht einmahl die Ufer des Rheines vertheidigen; die angränzenden Kreise wurden von Neuem ausgeplündert und die wichtigen Festungen Landau und Freiburg erobert.

Darauf kamen Eugen und Villars im November 1713 in dem Schlosse zu Rastadt zusammen, und fingen die Unterhandlungen wieder an. Die beiden großen Feldherrn, die zuletzt auf dem Kampfplatze gegen einander standen, wollten auch die Ehre haben, Friedensstifter zu seyn. Nach mühsamer Arbeit, und manchen nicht edlen Unterbrechungen durch Ludwigs wieder erwachten Stolz, unterzeichneten sie endlich den Frieden am 7. März 1714. Der Kaiser erhielt die spanischen Niederlande, Mailand, Sardinien, Mantua und die toskanischen Seehäfen. — Frankreich gab alle Eroberungen am Rhein bis auf Landau heraus. — Baiern und Köln wurden der Reichsacht erledigt und in alle ihre Länder und Würden wieder eingesetzt.

Das waren die Hauptbedingungen, und nachdem noch einige Punkte in Beziehung auf das teutsche Reich näher bestimmt waren, wurde auch durch dessen

Abgeordnete der Friede in der Stadt Baden im Aargau am 7. September 1714 unterzeichnet.

Ein heftiger Sturm war wieder vorübergegangen; der große nordische Krieg, der zu eben dieser Zeit die nördliche und östliche Hälfte von Europa erschütterte, aber auf Teutschland weniger Einfluß hatte, dauerte noch in einigen Nachwehen fort bis zum Tode des schwedischen Königs Karls XII. im December 1718. — Von da an hat das ermattete Europa einige Ruhe gehabt. Sein, Dränger, Ludwig XIV., war auch 1715 gestorben.

Karls VI. fernere Regierung. —

Wir haben den eben geendigten, wichtigen Krieg ausführlicher erzählt, weil er Frankreichs bisherige Uebermacht brach und für Oestreich und Teutschland einen glücklichen Augenblick herbeiführte, den alten, ehrenvollen Platz in der Weltgeschichte wiederum einzunehmen. Seit Ludwigs XIV. eroberungssüchtiges Streben sich offenbar gezeigt hatte, und zu fürchten war, daß ein einzelner Staat gegen Frankreichs Uebermacht schwerlich bestehen werde, hatte der König Wilhelm von England einzig daran gearbeitet, durch eine Verbindung mehrerer jenem Ehrgeize einen Damm entgegenzusetzen, damit in Zukunft nur die Gesetze der Gerechtigkeit und Billigkeit zwischen den Völkern walteten. Er wurde der Stifter des neuen Systems des politischen Gleichgewichts, und muß ein großer Mann genannt werden, weil er mit kleinen Mitteln Großes ausrichtete, und in Wahrheit Europa's Schirmherr wurde. Vor allen Dingen gründete er seine Hoffnung dauernder Ruhe und Sicherheit auf die Verbindung Englands mit Oestreich, der freiesten protestantischen, mit der rechtlichsten katholischen Macht, wie man es ausgedrückt hat. Diese Verbindung bezeichnet in der That einen neuen Abschnitt in der Entwicklung der Staaten-Verhältnisse Europa's, und hat unter andern am meisten dazu beigetragen, die Grundsätze der Duldung, der gegenseitigen Achtung und sittlichen Würdigung zwischen die Völker zu bringen; und eben

hierdurch zeichnet sich die größere Hälfte des 18ten Jahrhunderts, bei allen übrigen Schwächen, aus. Oestreich aber wurde auf diese Weise wieder in die Mitte Europa's gestellt, als die Macht, welche am meisten mit den übrigen in Beziehung und am meisten berufen sey, gutes Verständniß und Ordnung unter Allen zu bewahren; in Beziehung auf Teutschland aber desto kräftiger die alte Würde und Verfassung des Reiches zu schützen. Durch den Ruhm und die Erwerbungen des nun geendigten Krieges war diese Bestimmung Oestreichs wie durch einen Schicksalsspruch bestätigt; es war mächtiger, als wenn es ihm gelungen wäre, die spanische Krone mit der östreichischen zu vereinigen; denn daß solche Ausdehnung die Macht nicht wahrhaft vermehre, hatten die Zeiten Karls V. gelehrt. So rühmlichen Aufschwung verdankte Oestreich vorzüglich dem großen Geiste Eugens, und dem, nur zu früh verstorbenen, Kaiser Joseph I., welcher in des ersteren hohe Gedanken ganz einging.

Hätte Kaiser Karl VI. Geistesgröße genug gehabt, die weltgeschichtliche Bestimmung Oestreichs und Teutschlands in dem europäischen Völkerstaate, wozu eben der Standpunkt wiedergewonnen war, zu erkennen, er hätte nicht nur seines Reiches, sondern des ganzen teutschen Vaterlandes Ruhm und Größe, und für Europa eine ehrenvolle Ruhe auf lange Dauer gründen können. Die ehrwürdige Bedeutung des alten Kaiserthums, welche im Laufe der Zeiten untergegangen war, mogte jetzt in erneuter Gestalt wiederum aufstehen, wenn der Gedanke eines wahrhaften europäischen Völkerbundes, auf die ewigen Gesetze der Religion und Sittlichkeit gegründet, und also auf inneren, unsichtbaren Stützen im Gleichgewicht ruhend, aufgefaßt, und Oestreich mit Teutschland vereinigt als Wächter desselben aufgestellt wurden. Sie zusammen konnte kein eroberungssüchtiger Gedanke treiben, und sie waren nur stark im gerechten Schutzkriege für die ruhige Haltung des Ganzen. Dann konnte das System des Gleichgewichts als eine unsichtbare Macht für die neueren Zeiten die Stelle einnehmen, welche

Kaiserthum und Pabstthum im Mittelalter ausgefüllt hatten.

Allein Karls Geist, so wie sein ganzes Zeitalter, konnte ein so hohes Bild nicht fassen noch halten. Der Gedanke des Gleichgewichts der Staaten wurde immer mehr ein äußerlicher, ein sorgfältiges Abwägen der physischen Kräfte, ein Messen des Umfanges der Länder, und ein Zählen der Unterthanen und der Soldaten. Denn das war auch eines der großen Uebel, die von Frankreich aus, und am meisten durch Ludwig XIV., über Europa kamen, daß die Herscher die Gewährleistung ihrer Selbstständigkeit und Sicherheit nicht, wo sie allein ruht, in der Liebe ihrer Völker sondern in der großen Zahl immer schlagfertiger Krieger suchten. Diese mußten vermehrt werden, wenn der Nachbarstaat sie vermehrte, und sie war fast allein der Maaßstab für das Verhältniß unter den Völkern. Die geistigen und sittlichen Kräfte, weil sie nicht gemessen werden können, wurden gar wenig beachtet. Solche Vernachlässigung mußte sich schwer rächen; der nicht geachtete Geist floh aus dem ganzen, mühseligen Gebäude, welches er allein hätte aufrecht halten können; und nach einem kurzen Glanze zu Wilhelms und Eugens Zeit, und längerem, traurigen Wanken, bald von dieser bald jener Stütze kümmerlich gehalten, stürzte das System des Gleichgewichts, nicht einmahl hundert Jahre nach seinem ersten Entstehen, in sich zusammen.

Für Teutschland hatte dieses System, und Oestreichs Stellung darin, die Folge, daß Teutschland in die Kriege des Kaiserhauses mit verwickelt, daß es überhaupt in alle Bewegungen Europa's hineingerissen wurde, ohne einen Gewinn davon zu haben; vielmehr wurde auch das alte, wankende Reichsgebäude durch die steten Erschütterungen nun völlig aus seinen Fugen getrieben. Denn weder in dem Leben des Einzelnen, noch der Völker, giebt es einen Stillstand, sie schreiten unaufhaltsam rückwärts, wenn sie nicht vorwärts dringen; und Teutschland hatte eben eine große Gelegenheit der Erhebung gleichgültig von sich gewiesen. — Uebrigens waren die letzten zwanzig Jahre bis zu

Karls VI. Tode, mit geringen Ausnahmen, eine Zeit der Ruhe. Der Kaiser widmete sich vorzüglich der inneren Verwaltung seiner großen und schönen Länder, und dieses war für sie, nach so stürmischen Zeiten, eine Wohlthat. Auch hatte er, weil er keine männliche Erben besaß, einen Erbvertrag, oder pragmatische Sanction, verfaßt, nach welcher alle seine Länder seiner Tochter Maria Theresia anheim fallen sollten. Diese wünschte er von den bedeutenden Staaten Europa's feierlich beschworen zu sehen, um vor der Zersplitterung der großen Monarchie gesichert zu seyn. Es ist dieses eine Hauptsorge seines Lebens gewesen, und er hat seine Absicht, nach vielen fehlgeschlagenen Versuchen, äußerlich durchgesetzt, seine pragmatische Sanction wurde bestätiget; allein auch an ihr ist die Bodenlosigkeit der neueren Politik offenbar geworden. Diese Sanction sicherte nach seinem Tode seine Tochter dennoch nicht vor den Angriffen derer, welche ihre Ansprüche mit den Waffen durchzuführen hofften.

Der Kaiser selbst führte noch in den Jahren 1733 bis 35 einen Krieg für August III von Sachsen, welcher zum polnischen Könige gewählt war, gegen Franbreich, welches den Stanislaus Lesczinsky, den Schwiegervater Ludwigs XV, wieder dazu erheben wollte. Aber der Krieg war für Oestreich und Teutschland nicht glücklich; durch den Frieden blieb August III zwar König von Polen, aber Teutschland verlor dafür eine neue Provinz an das habsüchtige Nachbarvolk; Lotringen mußte an Stanislaus abgetreten werden, durch den es an Frankreich kam, und der lothringsche Herzog, Franz Stephan wurde Großherzog von Toskana. — In einem Türkenkriege war das östreichsche Heer gleichfalls nicht siegreich und im Belgrader Frieden 1739 mußte die Schutzwehr, welche Eugen gewonnen hatte die Festung Belgrad, zurückgegeben werden.

48. Maria Theresia und Friedrich II. von Preußen.

Der Kaiser Karl VI. starb den 20. October 1740. Seine Tochter Maria Theresia ergriff, der pragmatischen Sanction zufolge, in allen seinen Ländern die Regierung.

Sogleich nach des Kaisers Tode trat der Gesandte des Churfürsten von Baiern in Wien mit einer Erklärung seines Herrn hervor: „er könne die junge Königin nicht als Erbin und Nachfolgerin ihres Vaters anerkennen, weil das Haus Baiern gerechte Ansprüche an die östreichischen Erbländer habe.“ Diese Ansprüche gründete der Churfürst auf seine Abstammung von der ältesten Tochter Kaiser Ferdinands I., deren Nachkommen, nach dem Aussterben des östreichischen Mannsstammes, jetzt eintreten müßten. Allem Rechte nach konnte dieses nur geschehen, wenn der letzte Kaiser auch keine Tochter hinterlassen hätte; da eine solche da war, mußte sie allen weiblichen Seitenverwandten vorgehen. Nun wollten zwar die baierischen Rechtsgelehrten noch aus manchen andern Gründen die Ansprüche ihres Herrn rechtfertigen; was den Churfürsten indeß wohl am meisten trieb, war das heimliche Zureden Frankreichs, welches ihm seinen Beistand zur Zerstücklung des östreichischen Erbes versprach.

Ehe es jedoch auf dieser Seite bis zur Entscheidung durch die Waffen kam, trat ein noch viel unerwarteter Feind gegen Maria Theresia auf. Der junge König Friedrich II. von Preußen, der erst in diesem Jahre 1740 zur Regierung gekommen war, rückte plötzlich mit einem Heere in Schlesien ein und besetzte das Land. In der Erklärung, die er zugleich erließ, setzte er seine Ansprüche auf die schlesischen Fürstenthümer Jägerndorf, Lignitz, Brieg und Wohlau auseinander; sie schrieben sich auf das erstere Land noch aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges her, da der Markgraf von Brandenburg-

Jägerndorf durch Kaiser Ferdinand II. wegen seiner Verbindung mit den aufrührerischen Böhmen in die Acht erklärt, und sein Fürstenthum ihm genommen war. Der König von Preußen behauptete, wenn die Achtserklärung gegen jenen Fürsten auch gerecht gewesen sey, so hätte das Land dennoch, als ein Stammeslehen, den Seitenverwandten nicht entrissen werden dürfen, die an dem Verbrechen keinen Theil gehabt. Die Ansprüche auf die Fürstenthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau aber nahm Friedrich II. aus noch früherer Zeit her, nämlich aus einem Erbvertrage des Herzogs Friedrich von Liegnitz mit Joachim II. von Brandenburg aus dem Jahre 1507. — Was in des jungen Königs Seele arbeitete und trieb, was ihm im ersten Jahre seiner Regierung die Waffen in die Hand gab und ihn begierig die Gelegenheit ergreifen ließ, alte Rechte zu erneuern, die, wenn er nicht geboren wurde, vielleicht auf ewig vergessen blieben, — dieses Treibende offenbart er uns selbst in wenigen Worten. Nachdem er in seiner Geschichte des Hauses Brandenburg die Erhebung Preußens zum Königreiche durch Friedrich I. erzählt hat, äußert er sich so darüber: „Es war eine Lockspeise, welche König Friedrich I. allen seinen Nachfolgern hinwarf, und wodurch er ihnen zu sagen schien: Ich habe euch einen Titel erworben, macht euch dessen würdig; ich habe den Grund zu eurer Größe gelegt, ihr müßt das Werk vollenden.“ Diese Worte sind gleichsam der Grundtext zu Friedrichs II. Leben. Was in Karl dem Großen gewirkt und ihn zum Eroberer gemacht, was Gustav Adolf in den Schlachtentod getrieben, dasselbe lebte in Friedrich. Der Lebenstrieb, der seit dem großen Churfürsten im preußischen Staate war, eine durchaus selbstständige Macht zu werden, und in der Reihe der ersten in Europa zu stehen, würde in Friedrich dem Großen gleichsam in einem Brennpunkte vereinigt. Das sah er als seine unausweichbare Bestimmung an, sein Volk in den Rang zu heben, den seines Geistes Kraft ihm als erreichbar vorhielt; den königlichen Namen in königliche Macht zu verwandeln:

Friedrich hatte eine kühn aufstrebende Seele von der Natur empfangen, sie hatte im kleinen Felde nicht Raum und mußte sich ein größeres erschaffen; an dieser schaffenden und bildenden Kraft steht Friedrich den größten Geistern in der Geschichte nicht nach. Es ist keiner, der stärker auf sein Zeitalter gewirkt und mehr als ein großes Vorbild gegolten hätte. Aber wiederum ist auch der größte Mann ein Erzeugniß seiner Zeit, von ihren Schranken umfaßt, und ihre Tugenden wie ihre Mängel in einem klaren Spiegel wiederstrahlend. Daher dürfen wir uns nicht wundern, wenn Friedrich II., trotz aller, ihm inwohnenden, Kraft und Größe, in vielen Dingen den Männern, welche wir mit ihm zusammengestellt haben, nicht gleichkömmt; wenn manches an ihm kleinlich erscheint, was in außerordentlichen Zeitaltern auch eine großartige Gestalt angenommen hätte; ja, wenn sogar die Stimme des Vaterlandes über den großen Mann manche bittere Klage führen muß. Ein kleinlich eigensüchtiges, dem Fremden nachjagendes, nüchternen Verstand und frechen Witz vergötterndes Zeitalter, welches viele der heiligen Dinge mit Füßen tritt, kann die höchste menschliche Vollkommenheit, in durchaus edler Haltung, nicht hervorbringen. Und wenn wir dieses erwägen, so werden wir vielmehr trauern, daß ein so ungewöhnlicher Geist nicht in einer großartigeren Zeit geboren wurde.

Als der Vater Friedrich Wilhelm I. am 31. May 1740 starb, war Friedrich 28 Jahre alt; sein Geist war durch rastlose innere Thätigkeit, durch ernste Beschäftigung mit den Wissenschaften, durch den Umgang mit geistreichen Männern, zu aller Schärfe der Denkkraft ausgebildet; das Studium der Geschichte hatte seinen Blick über die engen Schranken der Gegenwart weit hinausgeführt; sie hatte ihm ein hohes Bild von der Würde eines Königs gegeben, und sein erstes Auftreten zeigte, daß er ihm nachstrebe. Es wurde sogleich offenbar, daß er selbst zu herrschen entschlossen sey; seine Thätigkeit

in Leitung der Geschäfte, seine Aufmerksamkeit auf Kleines und Großes, seine Entsagung des Schlafes und der Vergnügungen, seine strenge Eintheilung der Stunden, daß keine ihm ungenutzt verloren gehe; — dieses Alles war ein Wunder für die, welche solche Aufopferung aller Lebenskraft für den Regentenberuf bei andern Herrschern nicht kannten. Recht eigenthümlich spricht sich der außerordentliche Eindruck in dem Berichte eines fremden Gesandten an des Königs Hofe aus. „Um einen richtigen Begriff von der neuen Regierung zu geben, heißt es darin, darf man nur sagen, daß der König schlechterdings alles selbst thut, und daß der erste Minister nichts zu thun hat, als die ihm direct aus dem Kabinet zukommenden Befehle auszufertigen, ohne daß er über etwas befragt wird. Unglücklicher Weise ist nicht Einer um den König, der sein ganzes Vertrauen hätte, und dessen man sich bedienen könnte, um mit Erfolg die nöthigen Einleitungen zu machen; daher ein Gesandter sich hier weniger zurecht finden kann, als an jedem andern Hofe.“ — Freilich, die, von den Franzosen in Europa aufgebrachte, das sittliche Verhältniß der Herrscher unter einander vergiftende, Kunst, durch Lauern und Horchen und Bestechen, vom Staats-Minister bis zum Kammerdiener, die Entschlüsse des fremden Hofes schneller zu entdecken, als sie bei ihm selbst reif geworden waren, diese konnte bei Friedrich II. nicht geübt werden; denn er erwog Alles still in seiner eigenen Brust, und der Augenblick der That machte den Entschluß erst offenbar.

So ging es auch jetzt mit dem Angriffe auf eines der östreichischen Länder nach Karls VI. Tode. Man bemerkte wohl Rüstungen, aber vieler bedurfte es nicht, denn der ordnungsliebende, sparsame König Friedrich Wilhelm I. hatte dem Sohne ein treffliches Heer von 80,000 Mann und einen Schatz von 8 Millionen Thaler hinterlassen; und überdies ging alles so still, so sprachlos, daß niemand des jungen Königs wahre Absicht durchschauen konnte. Sonst pflegten doch einem Kriege Bündnisse mit anderen

Mächten voranzugehen; allein Friedrich redete mit keinem Gesandten, und knüpfte mit niemanden eine Verbindung an. Er wußte, daß die beste Hülfe in uns selbst liegt. Dabei verließ er sich auf die rasche Beweglichkeit seines Heeres, wie seiner selbst; sie lag in seinem ganzen Leben. „Will der König verreisen, erzählt von ihm der fremde Gesandte, so pflegt er die, welche ihm folgen sollen, nur wenige Stunden vorher von seiner Abreise zu benachrichtigen, und er findet sie bereit, da er weder einen Hof, noch Höflinge, sondern lauter Generale, Prinzen und Adjutanten zu Begleitern hat.“ — Durch Schnelligkeit mußte die Kraft seines Staates sich vervielfältigen, und den Mangel der Masse ersetzen.

---

49. Der östreichsche Erbfolgekrieg. 1740 — 1748.

Erster schlesischer Krieg. 1740 bis 1742. — Den 20sten Oktober des Jahres 1740 war Kaiser Karl VI. gestorben; am 17. December desselben Jahres rückte Friedrich II. schon in Schlesien ein. Zugleich mit dem Heere in Schlesien erschien auch des Königs Gesandter in Wien mit Anerbietungen zum Vergleiche; für die gütliche Abtretung der schlesischen Fürstenthümer bot Friedrich der Königin von Ungarn seinen Beistand zur Behauptung ihrer übrigen Länder und seine Stimme für ihren Gemahl, Franz Stephan von Toskana, bei der teutschen Kaiserwahl an; allein seine Vorschläge wurden in Wien verworfen. — Die wenigen östreichschen Truppen, die in Schlesien standen, wurden noch in diesem Herbste vertrieben; nur die Festungen leisteten Widerstand, und wurden eingeschlossen; das nächste Frühjahr sollte nun entscheiden, ob das leicht eroberte Land auch gegen ein östreichisches

Heer behauptet werden könnte. Der Feldmarschall von Reuperg, ein Feldherr aus Eugens Schule, führte dasselbe zur Wiedergewinnung Schlesiens herbei, und die jungen preußischen Krieger, welche nur die Uebungen, aber nicht den Ernst des Krieges kannten, standen nun solchen gegenüber, die ohne Bedenken zu den besten Kriegern in Europa gehörten. Aber die ersten Waffenproben des preußischen Heeres fielen zu seinem Ruhme aus. In der Nacht des 9ten Märzes stürmte der Erbprinz von Dessau die Festung Glogau und gewann sie; und am 10. April stieß der König mit dem Hauptheere bei Molwitz auf die Oestreicher, die ihn nicht erwarteten, aber eben noch Zeit gewannen, sich zu ordnen. Die Schlacht begann um 2 Uhr Nachmittags. Sie blieb lange unentschieden, denn die östreichische Reuterei focht mit der größten Tapferkeit, richtete unter dem preußischen Fußvolk arge Verwüstungen an, hieb die Kanoniere bei dem Geschütze nieder, und richtete es auf die Preußen selbst. Der König, der hier zuerst den furchtbaren Kriegsgott in seinem verheerenden Ernste sah, verlor schon die Fassung; der erfahrene Feldmarschall Schwerin, welcher das Ganze mit freierem Blicke überschaute nnd mit dem Wechsel des Waffenglücks vertraut war, beredete ihn, sich zu der rückwärts stehenden Schaar des Herzogs von Holstein Beck zu begeben, um mit derselben den Rückzug, wenn es nöthig seyn sollte, zu decken. Nach unruhigem Zweifeln entschloß sich der König endlich dazu, als es eben anfing dunkel zu werden, und ritt mit kleinem Gefolge nach dem Städtchen Oppeln. Er glaubte es von Preußen besetzt; aber am Tage vorher waren Oestreicher eingerückt, und als auf ihren Anruf die Antwort: „Preußen!“ erfolgte, begrüßten sie die Ankommenden durch das Gatterthor mit Flintenschüßen; der König eilte schnell nach dem Städtchen Löwen zurück. Die Dunkelheit hatte ihn vor der Gefangenschaft bewahrt. — Indeß war auf dem Schlachtfelde schon das Loos für die Preußen glücklich gefallen; der Feldmarschall Schwerin wendete das Glück des Tages durch einen geschickten Angriff

auf die Flanke des Feindes für seinen König, und zugleich entschied zuletzt das schnellere Gewehrfeuer der Preußen, welches den Oestreichern noch ungewohnt war. Der König erhielt die frohe Nachricht am Morgen in Löwen, und eilte, seinem Feldherrn und seinen Kriegern das gebührende Lob zu ertheilen.

Der blutige, theuer erkaufte Sieg wendete die Augen der Zeitgenossen auf den jungen König; ein Unternehmen, welches die Menge nicht fassen, noch beurtheilen kann, wofür sie keinen Maaßstab hat, wird in ihren Augen durch das Gelingen wie durch einen Spruch des Schicksals gebilligt. Wäre Friedrich unglücklich gewesen, tausend Stimmen würden ihn wie einen Thoren, der sich ungeziemender, über seinen Kräften liegender, Dinge angemaaßt, verurtheilt und verspottet haben; wie denn Karl Albrecht von Baiern, der zugleich mit Friedrich emporstrebte, und seine Hand nach Königs- und Kaiser-Krone ausstreckte, ein solches Urtheil über sich hat ergehen lassen müssen. Und in der That bewährt sich die Kraft, die in den großen Welthändeln das Außerordentliche wagen darf, für das Urtheil der Zeit und Nachwelt erst in der Durchführung des Gewollten.

Frankreich, Spanien, Baiern, Sachsen, im Bunde gegen Oestreich —

Das Kriegsunglück des östreichschen Heeres in Schlesien bestärkte die französische Regierung in ihrem Vorsatze, diesen Augenblick zur Zerstückelung Oestreichs zu benutzen. Der Kardinal Fleury, der Frankreich regierte, und an dem Marschall von Belleisle einen sehr geschickten Unterhändler fand, brachte zu dem Ende eine Verbindung zwischen Frankreich, Preußen, Spanien, Baiern und Sachsen zu Stande; denn auch der Churfürst August III. von Sachsen der zugleich König in Polen war, leitete Ansprüche auf die östreichsche Erbschaft von einer früheren Heirath des sächsischen Hauses her, und Spanien streckte seine Hände nach Parma und Piacenza aus. Ueberdies war

der Plan entworfen, den bairischen Churfürsten, Karl Albrecht, zum deutschen Kaiser zu erheben, und dieser, obwohl er eine so wichtige Stelle einzunehmen doch Anfangs Bedenken trug, erklärte sich endlich bereit dazu. Die Wahl sollte in Frankfurt gehalten werden.

Nun rückten noch im Sommer 1741 zwei französische Heere über den Rhein; das eine wendete sich gegen die hannöverschen Gränzen und dadurch verlor Maria Theresia den letzten Bundesgenossen. Georg II. von England schloß, aus Besorgniß für sein Churfürstenthum Hannover, einen Vergleich, worin er am Kriege nicht Theil zu nehmen versprach. Das andere französische Heer zog gerade auf Oestreich und vereinigte sich im September mit dem Churfürsten von Baiern. Dieser hatte sich schon im Juli durch Ueberrumpelung der wichtigen Gränzstadt Braunau bemächtigt, jetzt trug er kein Bedenken, in Linz seinen Einzug zu halten, und sich als Erzherzog von Oestreich huldigen zu lassen. Die Hauptstadt Wien zitterte, und was von Kostbarkeiten dort war, wurde nach Preßburg in Ungarn gebracht; denn schon stand der Churfürst nur drei Tagemärsche entfernt. Allein unerwartet kehrte er um und zog nach Böhmen. Alle Welt erstaunte, denn mit dem Verluste von Wien schien für Maria Theresia Alles verloren, und sie hatte dem Feinde kein Heer entgegen zu werfen. Aber die Eifersucht gegen Sachsen war es, die den Churfürsten von seinem Wege in das Herz Oestreichs abbrachte. Ein sächsisches Heer war in Böhmen eingerückt, und Karl Albrecht, der auch dieses Land zu besitzen hoffte, und fürchtete, Sachsen greife darnach, wollte lieber für den Augenblick Wien fahren lassen, um Böhmen zu gewinnen. Er zog auf Prag, und das Glück begünstigte ihn so sehr, daß er die wichtige Stadt am 26. November durch Ueberrumpelung, fast ohne Widerstand, einnahm. Bald darauf ließ er sich zum Könige von Böhmen ausrufen und von den Ständen huldigen; und zog dann nach Mannheim, um dem Orte der Kaiserwahl nahe zu seyn. Das Glück des Hauses

Baiern schien einen glänzenden Aufschwung zu nehmen.

---

50. Karl VII. teutscher Kaiser

1742 — 1745.

Auch die Absicht auf die teutsche Kaiserkrone gelang; Karl Albrecht wurde am 24. Januar 1742 zu Frankfurt erwählt, indem Frankreich und der König von Preußen seine Sache unterstützten. Doch ist sein Kaiserthum kurz und kummervell gewesen, und gleich der Anfang war der unglücklichen Zeichen voll. An dem Tage, als Karl VII. in Frankfurt zum Kaiser gekrönt wurde, den 12. Februar, nahm der östreichsche General Bärenklau seine Hauptstadt München ein.

Maria Theresia hatte diese günstige Wendung ihres Geschicks ihrer eigenen Seelenstärke zu verdanken, und daß sie es richtig erkannte, worin die Macht der Herscher ihre Sicherheit hat. Sie wußte die Liebe und die Begeisterung desjenigen von ihren Völkern, welches ihr übrig geblieben war, in hohem Maaße zu erregen, und das begeisterte Volk rettete sie. Im Herbst des Jahres 1742 berief sie einen großen Reichstag der Ungarn nach Presburg, und hier trat sie, die bedrängte, von harten Feinden geängstete, Frau, mit ihrem Säuglinge, — dem nachmaligen Kaiser Joseph II., — auf dem Arme, in die Mitte der Männer, und mit thränenerfüllten Augen welche den Eindruck ihrer Anmuth und Hoheit unwiederstehlich machten, rief sie den Beistand des ungarischen Volkes an. „Eurer Tapferkeit und Heldentreue übergeben Wir Uns und Unsere Kinder, auf euch setzen Wir Unser ganzes Vertrauen," — sprach sie; und begeistert riefen die Männer: „Laßt uns sterben für unsern König, Maria Theresia; Blut und Leben wollen wir für ihn opfern!" — In kurzer Zeit waren 15,000 Edelleute zu Pferde und in den Waffen, und aus Kroatien,

Slavonien, der Walachei, so wie aus Oestreich und Tyrol sammelten sich Schaaren zu ihnen. Was der Befehl in langen Fristen nur halb zu Stande gebracht hätte, vollbrachten Liebe und freudiger Muth in wenigen Wochen. Oberoestreich war schon in sechs Tagen vom Feinde befreit, dann drang das Heer in Baiern selber ein, und die Hauptstadt fiel in östreichsche Gewalt. Der neue Kaiser mußte seine Wohnung, fern von seinem eigenen Lande, zu Frankfurt nehmen.

Schlacht bey Czaslau den 17. May 1742. — Auf einer andern Seite war jedoch das Glück nicht so günstig für Oestreich. Um auch den Feind, der noch immer das wichtige schlesische Land inne hielt, und schon in Mähren eingedrungen war, den König Friedrich II., vielleicht durch eine glückliche Schlacht um seine bisherigen Vortheile zu bringen, erhielt der Prinz Karl von Lothringen vom Hofkriegsrathe zu Wien den Befehl, ein Treffen mit dem preußischen Heere zu suchen. Er folgte demselben nach Böhmen und beide trafen bei Czaslau auf einander. Ihre Stärke war ungefähr gleich, die Stellung beider hatte ihre Vortheile und Mängel, von beiden Seiten fochten die Schaaren bald muthiger und in heftigen Angriffen, bald unentschlossener und nur abwehrend; das Kriegsglück schwankte hin und her, bis der König, der hier schon seinen kriegerischen Scharfblick entwickelte, eine sehr gelegene Anhöhe rasch besetzen ließ, von welcher die Flanke der Oestreicher bedroht wurde. Dieses, und daß ein Theil der östreichschen Reuterei zu früh das preußische Lager zu plündern anfing, entschied den Tag, Karl von Lothringen befahl den Rückzug; doch war der Verlust von beiden Seiten fast gleich, und die Siegeszeichen der Preußen bestanden nur in 18 Kanonen.

Wichtiger, als die Schlacht selbst, waren ihre Folgen; sie hatte in der Königin Maria Theresia den herben Entschluß zur Reife gebracht, dem jungen,

vom Glücke begünstigten, Könige seine Eroberung zu lassen, und mehr verlangte er nicht. Die Friedens-Unterhandlungen gingen daher rasch von Statten; schon am 11. Juny wurden die vorläufigen Bedingungen zu Breslau, und am 28. July der völlige Friede zu Berlin unterzeichnet. Der König behielt Ober- und Nieder-Schlesien und die Grafschaft Glaz, ausgenommen die Städte Troppau und Jägerndorf und das schlesische Gebirge jenseits der Oppa. Dagegen bezahlte er den Engländern 1,700,000 Thaler, die pfandweise auf Schlesien geliehen waren.

Fortsetzung des östreichschen Erbfolgekrieges von 1742 bis 44. — Von

einem so wichtigen Feinde befreit, konnten die Oestreicher alle ihre Kräfte gegen die Franzosen und Baiern wenden, denn auch Sachsen hatte sich, Preußens Beispiele folgend, vom Kriege zurückgezogen. Das französische Heer stand noch in Böhmen und hatte Prag besetzt; gegen dieses rückte der Prinz von Lothringen heran, und schloß die Stadt ein. Die Noth in derselben stieg bald aufs Höchste, sie drückte, wie immer in solchen Fällen am meisten die Einwohner, denn der Krieger bemächtigt sich mit Gewalt der Vorräthe. Nachdem Alles aufgezehrt war, nachdem Tausende von Unglücklichen das Leben verloren hatten, und die Stadt einem großen Krankenhause glich, entschloß sich der Marschall von Belleisle zu dem Aeußersten. Er nahm den Kern der noch übrigen Besatzung, etwa 14,000 Mann, zusammen, verließ in der Nacht vom 17. December 1742 die Stadt, und zog sich in bitterster Winterkälte, durch Gebirge und unwegsame, vom Schnee verschüttete, Schluchten, nach Eger, wo er nach 11 Tagen ankam. Aber in den 11 Tagen waren 4000 Menschen umgekömmen, außer denen, die in Prag zurückblieben und starben. Solches Ende nahm die französische Macht in Böhmen und den Kaiser Karl VII. traf kein günstigeres Schicksal. Er hatte, als die Oestreicher sich mit vereinter Kraft

gegen die Böhmen wendeten, auf einen Augenblick das teutsche Land wieder gewonnen, und im Herbst in seiner Hauptstadt den Einzug gehalten; allein schon im nächsten Frühjahr mußte er sie wieder als ein Flüchtling verlassen und von Neuem seinen Sitz in Frankfurt nehmen. In Baiern aber wurde eine östreichsche Landes-Regierung eingerichtet.

In diesem Jahre 1743 nahm auch England thätigen Theil am Kriege gegen Frankreich. Zur See wurden die französischen Schiffe genommen, die Kolonien erobert, und zugleich erschien der König Georg II. mit einem Heere von Engländern, Hannoveranern und Hessen im Reiche, schlug die Franzosen am 27. Jun. bei Dettingen und trieb sie über den Rhein zurück. Ferner gelang es dem Wiener Hofe, den sächsischen Minister Brühl zu gewinnen, welcher bei seinem Herrn Alles galt, und durch ihn wurde der Churfürst in das Bündniß mit Maria Theresia gezogen. Das Glück hatte ihre Standhaftigkeit gekrönt, der Sieg war auf ihre Seite gewendet, und der einzige Verlust, das schlesische Land, mogte entweder wiedergewonnen oder durch einen andern Gewinn ersetzt werden.

Zweiter schlesischer Krieg. 1744 bis 1745

— Aber der König Friedrich der II. sah diese Fortschritte, und besonders das Bündniß mit Sachsen, nicht ohne Besorgniß; wie leicht konnten die Waffen, wenn sie mit Baiern und Frankreich nicht mehr ernstlich beschäftigt waren, gegen ihn gekehrt werden? Auch glaubte er es seiner Würde schuldig zu seyn, den Kaiser, den er mit gewählt hatte, nicht ganz untergehen zu lassen. Daher fanden Karls VII. dringende Aufforderungen bei Friedrich Gehör, er rüstete sich schnell zuu erneuten Kampfe, und erschien im Jahre 1744 mit 100,000 Mann „kaiserlicher Hülfs-Truppen", wie er sie nannte, im Felde, rückte in Böhmen ein und eroberte Prag. Alsbald wendete sich aber auch der Prinz von Lothringen mit einem zahlreichen Heere gegen ihn, und zwang ihn, Böhmen

wieder zu verlassen und sich nach Schlesien zurückzuziehen. Es war ein unglücklicher Feldzug für den König, viele Menschen und viel Heergeräth waren verloren gegangen, der Schatz erschöpft, die Franzosen als schlechte Bundesgenossen erprobt worden, — und dazu starb am 20. Januar 1745 plötzlich der Kaiser Karl VII. Die Hülfe König Friedrichs sollte ihm nur den Trost verschaffen, in seinem Schlosse zu München zu sterben; denn er war eben zum drittenmahl in diese Stadt wieder eingezogen, und nach seinem Tode fiel sie auch bald wieder in Feindes Hand. Mit ihm war für Frankreich ein Hauptanlaß zur Theilnahme am Kriege verschwunden; Friedrich II. konnte auf keinen Bundesgenossen zählen, und Maria Theresia erklärte schon öffentlich Schlesien als dem östreichschen Hause heimgefallen, weil Friedrich den Breslauer Frieden gebrochen habe. Oberschlesien ward mit Oestreichern überschwemmt, mehrere Festungen fielen in ihre Hände; es gehörte Friedrichs Muth dazu, jetzt nicht zaghaft zu werden. Aber im Vertrauen auf sein Heer und sein Glück griff er am 4. Juny den Prinzen von Lothringen bei Hohenfriedberg an. Dieser hatte ihn so schnell nicht erwartet, er war auf den Angriff schlecht gefaßt, und schon um 9 Uhr Morgens war die Schlacht für den König entschieden. — Schlesien war durch dieselbe gerettet; die Oestreicher eilten nach Böhmen zurück.

Aber schon im nächsten Jahre kehrten sie wieder; der Prinz von Lothringen sollte noch eine Schlacht versuchen, und überraschte auch in der That am 30. September mit 40,000 Mann den König, der mit nicht mehr als 18,000 bei Sorr gelagert war. Es war für die kleine Zahl ein schwerer Kampf; er dauerte 5 Stunden; und dennoch wurde er gewonnen. Der östreichsche Heerführer machte bedeutende Fehler, und unter Friedrich dagegen dienten schon die trefflichsten Feldherrn. Der nachmals so berühmte Prinz Ferdinand von Braunschweig eroberte unter andern eine wichtige Anhöhe, welche er, durch seltsamen Zufall, seinem Bruder Ludwig abgewann, der in östreichschen Diensten war.

Auch diese Schlacht hatte noch nicht alle Gefahr abgewendet; es war der Plan entworfen worden, ein östreichsches Heer, vereint mit den Sachsen, noch in diesem Winter rasch gegen Berlin zu senden, um den König durch den Verlust seiner Hauptstadt zur Wiederherausgabe von Schlesien zu zwingen; ja Sachsen hoffte noch überdies von ihm das Herzogthum Magdeburg zu gewinnen. Friedrich aber, so wie er die Bewegungen der Feinde merkte, raffte schnell sein Heer in Schlesien zusammen und rückte in die Lausitz ein. Der alte Fürst von Dessau mußte zu gleicher Zeit mit einem, bei Halle versammelten Heere, in das Churfürstenthum fallen und gerade auf Dresden ziehen. Dieser fand die Sachsen und eine Heeresabtheilung der Oestreicher auf den Höhen bei dem Dorfe Kesselsdorf, griff sie dort am 15. December an, und gewann, ungeachtet ihrer vortheilhaften Stellung, einen Sieg über sie. Dieser verschaffte dem Könige die Hauptstadt Dresden, in welcher er am 18. December seinen Einzug hielt, und schon am 25sten desselben Monats den Dresdner Frieden, welcher den zweiten Schlesischen Krieg beschloß, und Preußen von Neuem im Besitze Schlesiens bestätigte.

---

51. Franz der I., teutscher Kaiser. 1745 — 1765.

Mit dem Sohne des verstorbenen Kaisers Karls VII. hatte Maria Theresia schon im Anfange dieses Jahres 1745 einen friedlichen Vertrag zu Füssen abgeschlossen, durch welchen Maximilian Joseph sein Churfürstenthum wieder erhielt und dagegen für sich und seine Nachkommen allen Ansprüchen auf die östreichschen Erblande entsagte; auch versprach er, dem Großherzog Franz von Toskana, Maria Theresiens Gemahle, seine Stimme zur Kaiserwahl zu geben. Indem auch die übrigen Churfürsten, außer

dem von der Pfalz und Friedrich II., ihre Stimmen dazu gaben, wurde Franz I. am 13. September 1745 zu Frankfurt gewählt, und am 4. Oktober gekrönt. In dem Frieden zu Dresden erkannte ihn auch der König von Preußen förmlich an.

Der Friede zu Aachen 1748. —

Mit Frankreich dauerte der Krieg noch einige Jahre fort, ohne Glück für Oestreich; denn seit der berühmte Marschall von Sachsen das französische Heer befehligte, gewann dasselbe immer mehr Raum in den Niederlanden. Dieser Feldherr schlug die Oestreicher zweimal im Jahre 1745, bei Fontenoi und bei Raucour, und nahm außer den östreichschen Niederlanden auch das holländische Flandern ein. Dadurch wurde die Neigung zum Frieden immer mehr vorherrschend, und im April 1748 versammelten sich die Gesandten zu Aachen. Der Friede kam im Laufe des Sommers seinem Schlusse immer näher, uud erfolgte am 18. October. Oestreich gab nur in Italien einige Landschaften an Don Philipp, den jüngsten Sohn des Königs von Spanien ab; Frankreich gewann aber für die großen Opfer an Menschen und Geld, die es in diesem Kriege aufgewendet, nichts, und mußte das Haus Oestreich, das es zu Grunde richten wollte, von Neuem gesichert und im Besitze der Kaiserwürde sehen.

Kurze Ruhe von 1748 — 1756. —

Der achtjährige Zeitraum, der nach dem Aachener Frieden bis zu einem neuen Kriegs-Ungewitter den Ländern Europa's gestattet war, erweckte in ihnen doch nicht das Gefühl eines festen, sicheren Wohlseyns; vielmehr blieb Alles gespannt, neuer Erschütterungen gewärtig, unruhig und furchtsam. Denn es war nur zu deutlich, daß die feindlich aufgeregten Kräfte noch nicht wieder ihr Gleichgewicht gefunden, sondern nur einen Stillstand gemacht hatten, um bald wieder gegen einander aufzustehn. Die Kaiserin

Königin konnte das verlorne Schlesien nicht verschmerzen, und fühlte ihren Verlust um so härter, als sie erfahren mußte, daß der König von Preußen, durch eine zweckmäßige Behandlung, die Einkünfte dieses schönen Landes zu verdoppeln gewußt hatte; Friedrichs Auge dagegen war scharf genug, um einen dritten Kampf mit ihr als unvermeidlich vorauszusehen. Auch zwischen den übrigen Mächten Europa's herrschte eine unruhige Bewegung, sie schlossen Bündnisse, sahen sich bald hier, bald da nach Freunden um, und vermehrten ihre Macht zu Lande und zu Wasser. Es gab zwei Hauptpartheien unter ihnen; Frankreich, Preußen und Schweden standen auf einer, Oestreich, England und Sachsen auf der andern Seite; die übrigen hatten sich noch nicht entschieden, aber ihr Beistand wurde von beiden Theilen gesucht. Maria Theresia richtete ihr Auge zuerst auf das mächtige Rußland, dessen Kaiserin Elisabeth nicht abgeneigt schien, den kühnen, nordischen Nachbar wieder in seine frühere Unbedeutenheit zurückzuversetzen; und beide schlossen, durch Vermittlung des mächtigen Staats-Kanzlers Bestuschef, welcher dem Könige von Preußen persönlich abgeneigt war, weil dieser seiner Geldbegierde nicht fröhnte, ein Bündniß. Um Rußland zu thätigen Bewegungen gegen Preußen zu bringen, mußte auch England mit seinem Gelde auf den Großkanzler wirken, und dadurch ward ein Krieg zwischen Rußland und Preußen ganz nahe herbeigeführt. Georg II. von England wünschte gleichfalls, daß es dazu kommen möchte, um wegen seines Churfürstenthums Hannover außer Sorgen seyn zu können. Denn da er schon den Seekrieg mit Frankreich angefangen hatte, um neue Besitzungen in andern Welttheilen zu erbeuten, so war zu erwarten, Frankreich, mit Preußen im Bunde, werde sein Churfürstenthum ohne Verzug angreifen. Maria Theresia aber sah diesen Sturm im nördlichen Europa mit der sichern Hoffnung sich vorbereiten, daß er ihr Gelegenheit geben werde, das schlesische Land wieder zu erobern. — Es war die Zeit künstlicher und ängstlicher Berech-

nungen der sogenannten Staatsklugheit; das Zeitalter bewährte sich auch darin als ein gemüthloses, den höheren Ideen entfremdetes, und welches Verstand und List zu seinen Herrschern erhoben hatte. Friedrich der Große, obwohl er auch nach der Weise seiner Zeitgenossen zu rechnen verstand, war doch darin weit über ihnen, daß er, im Gefühle der eigenen, inwohnenden Kraft, sich nur auf sich und sein Volk ganz verlies. Die andern suchten meist die Hülfe außer sich und bestanden darum schlecht; Friedrich, weil seine Rechnung viel einfacher war, erreichte sein Ziel gewisser. Auch jetzt ergriff er den unerwartetsten Entschluß. Die laue Hülfe Frankreichs, welches in einem politischen Schlafe da lag, und ihn in den beiden schlesischen Kriegen gar wenig unterstützt hatte, nach ihrem rechten Werth durchschauend, wendete er sich plötzlich dem kühn und kräftig aufstrebenden England zu und bot ihm sein Bündniß an. Und das englische Volk, welches selbst immer Freude an allem gehabt hat, worin sich Jugend und Kraft verkündigte, nahm sein Anerbieten gern an; vielleicht ist nie in England ein Bündniß mit mehr Begeisterung aufgenommen worden, als dieses. Beide Völker, die sich in ihren wesentlichen Strebungen nicht gefährlich werden können, bedürfen der gegenseitigen Hülfe gegen andere Widersacher, und zugleich des Zutrauens unter einander, damit England wegen Hannover außer Sorge seyn kann. Daher ist das Bündniß zwischen England und Preußen, welches seine Sicherheit in dem Gefühle beider Völker hat, ein natürliches zu nennen, und ruht auf festeren Grundlagen, als denen der Staatsklugheit.

Durch diese Eine Wendung waren die bisherigen Verhältnisse Europa's umgekehrt. Preußen hatte sich von Frankreich, England von Oestreich losgesagt, und wie durch ein wunderbares, launiges Spiel des Schicksals fanden sich nun Frankreich und Oestreich, die dreihundertjährigen Feinde, zu ihrem eigenen Erstaunen, einander nahe gestellt, und aufgefordert, sich die Hände zu reichen. Es war wie eine Verspottung der bisherigen, für unumstößlich gehaltenen,

Regeln der politischen Berechnung. Zum Glück für Oestreich fand sich in seinem ersten Staatsmanne, dem Fürsten Kaunitz, und in der Kaiserin Maria Theresia selbst, die Geisteshelligkeit, welche die veränderte Lage der Dinge schnell erkannte, und sich durch das Herkömmliche nicht zurückhalten ließ. Sie bewarben sich um das Bündniß mit Frankreich, und brachten es zu Stande; am 1. May 1756 wurde der Versailler Traktat errichtet, nachdem schon im Januar dieses Jahres das Bündniß zwischen England und Preußen zu Westminster abgeschlossen war.

Der Churfürst von Sachsen und König von Polen, August III., wurde von seinem Minister, dem Grafen Brühl, in allem geleitet; er selbst liebte ein gemächliches, dem Sinnengenuß hingegebenes Leben; sein Minister aber, der sich ohne wahres Verdienst von der Stelle eines Edelknaben zum Staatsminister emporgeschwungen hatte, war vielerlei heimlicher Anschläge voll. Er haßte den König Friedrich, weil dieser ihn gering achtete, und verband sich mit dem Fürsten Kaunitz, um Preußen zu verderben. Beide fanden an dem russischen Kanzler Bestuschef den dritten zu ihrem Bündniß. Auch dessen Kaiserin Elisabeth war dem König Friedrich feind, weil sein Spott ihrer nicht schonte, und übelwollende Menschen ihr Worte und Gedichte des Königs überbracht hatten, die solchen Spott enthielten.

Schweden endlich war um diese Zeit so sehr mit Frankreich verbunden, und folgte dessen Fußstapfen so pünktlich, daß der König von Preußen an diesem, sonst so ehrenwerthen, Volke gewiß einen Feind erwarten konnte, wenn es zum allgemeinen Kriege kam.

Das Glück im Schließen der Bündnisse, und die Zuversicht auf die vereinigten Kräfte Oestreichs, Rußlands, Frankreichs, Schwedens und Sachsens gegen den einzigen König von Preußen, mit seinem Staate von nicht 5 Millionen Menschen, und keiner fremden Hülfe, außer Englands, die für den Landkrieg nicht viel zu bedeuten schien; das Alles machte die drei Minister gewiß, und hatten in ihren Gedanken den kühn aufstrebenden König schonwieder

zum Churfürsten von Brandenburg herabgesetzt. Nur hatten sie in ihrer Rechnung die Geisteskraft vergessen, die in ihm selbst lag, und die Wunder, die ein, von seinem Herrscher mit Stolz und Vertrauen beseeltes, Volk zu thun vermag. König Friedrich wußte schon um ihre Anschläge; durch einen bestochenen Schreiber in Dresden hatte er die Abschriften aller Verhandlungen zwischen den Höfen von Wien, Petersburg und Dresden erhalten, nnd sah daraus das Ungewitter, welches sich über seinem Haupte zusammenzog. In solchen Augenblicken zeigt sich die außerordentliche Weise einer kühnen Seele; sie rüstet sich nicht, um die Gefahr zu erwarten, sondern sie geht ihr rasch entgegen. Und jedes Uebel, nah und entschlossen angeschaut, wird kleiner, als es in der Ferne erschien.

---

52. Der siebenjährige Krieg.

1756 — 1763.

Friedrich machte seine Vorbereitungen zum Aufbruch des Heeres so geheim und unbemerkt, daß keiner seine Absicht errathen konnte; und plötzlich, als seyen sie aus der Erde hervorgewachsen, standen im August 1756, 70,000 Preußen in Sachsen, und verlangten den freien Durchzug nach Böhmen. Des Königs Absicht war nicht, sogleich gegen Sachsen feindlich zu verfahren; er wollte versuchen, wie einst Gustav Adolf, es durch den Anblick entschlossenes Ernstes zum Bundes-Genossen zu gewinnen. Denn wollte er hoffen, den Krieg angriffsweise und glücklich gegen Böhmen zu richten, so mußte das sächsische Land ihm als sicherer Stützpunkt dienen. Er versuchte daher durch alle Mittel der Ueberredung, durch Gesandtschaften und Briefe, August II. zu einem Bündnisse zu bewegen; da dieses aber nicht

gelang, sondern der Graf Brühl nichts als Neutralität versprach, so glaubte Friedrich, einer zweideutigen Macht in seinem Rücken die Waffen nicht in den Händen lassen zu dürfen, und griff zur Gewalt. Die sächsischen Krieger, 17,000 an der Zahl, hatten sich, unerwartet überrascht, in Eile und ohne Gepäck und Vorräthe, in das enge Thal der Elbe zwischen Pirna und der Festung Königsstein gezogen und ein verschanztes Lager angelegt, welches mit Gewalt nicht zu erobern war. Dieser Entschluß war der tüchtigste, und für Friedrich nachtheiliger, als wenn sie, über die Gebirge nach Böhmen ziehend, sich mit dem östreichischen Heere vereinigt hätten. Denn dieses Heer, noch ungeordnet und schwach, hätte des Königs erstem Angriff auf Böhmen auch mit den Sachsen wohl nicht widerstanden. Nun aber mußte derselbe eine lange, kostbare Zeit mit der Einschließung und Bewachung der Sachsen verlieren; das kaiserliche Heer fand Raum, sich zu sammeln; und war es geordnet, so mogte es auch die Sachsen durch eine glückliche Schlacht befreien.

Das Treffen bei Lowositz 1. October 1756. — Dieses versuchte in der That der kaiserliche Feldmarschall Brown, nachdem der König 4 Wochen in Sachsen aufgehalten war. Er ging am 30. September bei Budin über die Eger und zog gegen die von den Preußen besetzte Stellung in den Gebirgen, die Böhmen von Sachsen trennen. Der König indeß rückte ihm mit einem Theile seines Heeres entgegen. Aber es war nur ein kleiner Haufe, 24,000 Mann gegen 70,000. Die übrigen hatte er zur Bewachung der Sachsen zurücklassen müssen; und die Oestreicher waren von dem besten Feldherrn angeführt, welchen sie besaßen. Dennoch mußte das kühne Wagestück unternommen werden; und es gelang. Am 1. October trafen die beiden Heere bei dem Städtchen Lowositz zusammen. Die Gegend war hier noch gebirgigt, der östreichsche Feldherr konnte sein Heer nicht ganz entwickeln, besonders

konnte die Reuterei nicht viel Theil an der Schlacht nehmen; aber desto heftiger war das Feuer aus dem groben Geschütz und dem Gewehr, worin die Preußen schneller waren. Ihnen gegenüber standen jedoch nicht mehr die Oestreicher der schlesischen Kriege, sondern ein Heer, zehn Jahre hindurch auf das Beste geübt, rascher und gewandter als je, und mit trefflichem Geschütz versehen. Schon war es hoch am Mittage, die Tapferkeit der Preußen konnte der Standhaftigkeit der Oestreicher nichts abgewinnen; durch das sechsstündige, heftige Feuer hatte sich der linke preußische Flügel verschossen, die Soldaten forderten Patronen und waren unmuthig, daß sie fehlten. Da rief der Herzog von Bewern, der diesen Flügel befehligte: „Laßt euch das nicht irre machen! habt ihr nicht gelernt, den Feind mit gefälltem Gewehr anzugreifen?“ Und auf dieses Wort schließen sie ihre Reihen, und dringen unaufhaltsam in die Oestreicher; kein Widerstand hilft; wie ein reißender Strom werfen sie Alles vor sich nieder, und das Städtchen Lowositz wird im Sturme genommen. — Dieser Augenblick entschied; der Feldmarschall Brown, obgleich nur ein geringer Theil seiner Schaaren im Gefechte gewesen war, trat den Rückzug an und führte sein Heer wieder über die Eger nach Budin.

Der König Friedrich hatte in dieser Schlacht die neue bessere Kriegsweise der Oestreicher kennen gelernt und fühlte im Voraus, welch harter Kampf ihm bevorstehe. Auf der andern Seite hatte ihn auch die unübertreffliche Tapferkeit seines eigenen Heeres wahre Bewunderung eingeflößt, und er schrieb darüber: „Jetzt habe ich gesehen, was meine Krieger vermögen. Nie haben sie solche Wunder der Tapferkeit gethan, seit ich die Ehre habe, sie anzuführen.“

Gefangennehmung der Sachsen.

October 1756. — Die dringendste Nothwendigkeit war es jetzt für ihn, dem Aufenthalte, den ihm das

sächsische Heer verursachte, ein Ende zu machen. Dieses Heer war zwar in der bedrängtesten Lage, aber mit heldenmüthiger Standhaftigkeit hielt es alle Entbehrungen aus. Schon lange fehlte Menschen und Thieren der nöthigste Unterhalt; wenn nicht Alle zu Grunde gehen sollten, so mußte bald Errettung kommen. Man wußte im Lager bei Pirna, daß der Feldmarschall Brown im Anzuge war, und hoffte in gespannter Erwartung bald seine Feldzeichen, statt der preußischen, auf den Höhen zu erblicken; da drang plötzlich das Victoriaschießen der Prenßen, wegen der Lowositzer Schlacht, aus allen Schluchten und Thälern hundertfach wiederhallend, und von jedem der, in Schlachtordnung aufgestellten, Haufen in stetem Lauffeuer durch Berge, Wälder, Klüfte und Dörfer wiederholt, in das sächsische Lager. Es machte einen furchtbaren Eindruck auf die schon aufs Aeußerste gebrachten Krieger. Und als auch der letzte Versuch zur Rettung, nach Böhmen sich durchzuschlagen, sowohl durch Wind und Wetter und furchtbaren Regen, als durch die Wachsamkeit der Preußen, mißlang, nnd die Krieger nun drei Tage lang nichts gegessen und nicht geschlafen hatten und von Mattigkeit niedersanken, legten die 14,000 Mann, die übrig geblieben waren, mit ihrem Anführer, dem Grafen Rutowsky, am 14. October die Waffen nieder. Sie hatten als tapfere Männer das Aeußerste ertragen und ein besseres Loos verdient. — Die Offiziere wurden auf ihr Ehrenwort entlassen, die Gemeinen aber gezwungen, preußische Dienste zu nehmen. Friedrich II. berechnete, daß diese 14,000, wenn er sie freiließe, um eine so beträchtliche Zahl die Schaaren der Feinde vermehren, wenn er sie aber in seinen Festungen kriegsgefangen halten wollte, ihm jährlich Millionen an Unterthalt kosten würden. Darum wollte er von ihrem Unterhalte Nutzen ziehen. Es war noch die Zeit, da der Soldat nicht als Bürger des Staates, sondern als ein solcher betrachtet wurde, der gleichsam Leib und Seele auf eine gewisse Zeit dem Kriegsdienste verkauft habe, und sich bald gewöhnen könne, auch dem zu dienen, gegen

den er eben als Feind gestanden. Denn die Kriegs-Ehre galt als verschieden von der Bürgerehre des Mannes, und der Soldaten-Eid als bindender wie die Bürgertreue. Aber Friedrich hat dennoch geringen Dienst von den Sachsen gehabt; sie verließen bei der ersten günstigen Gelegenheit in ganzen Haufen seine Fahnen, und zogen zu ihrem Könige nach Polen, wohin er sich nach der Gefangennehmung seines Heeres begeben hatte, oder zu den Oestreichern.

Der erste Feldzug war nun geendigt, und das sächsische Land in Friedrichs II. Gewalt.

---

53. Das Kriegsjahr 1757.

Die Schlachten bei Prag, Kolin, Roßbach und Leuthen.

Vor König Friedrichs Auge mußte sich, bei den Vorbereitungen zum nächsten Feldzuge, ein Sorge erregendes Bild ausbreiten. Die mächtigsten Reiche Europa's rüsteten sich im heftigsten Zorne gegen ihn; Oestreich bot alle Kräfte seiner reichen, schönen Länder auf, Rußland setzte 100,000 Mann in Bewegung, Frankreich noch mehr, Schweden konnte mit mehr als 20,000 auftreten, und das teutsche Reich, Friedrichs Einfall in Sachsen als einen Landfriedensbruch betrachtend, bot dem Kaiserhofe 60,000 Mann. Es mußte wenigstens eine halbe Million gegen ihn unter die Waffen treten; ihnen konnte Preußen mit der äußersten Kraftanstrengung nicht 200,000 entgegenstellen, und hatte zu seinem Beistande nur England, die Landgrafen von Hessen, die Herzoge von Braunschweig und von Gotha. Diesen Verbündeten mußte Friedrich den Krieg gegen die Franzosen allein überlassen, und gegen die andern vertraute er der Kunst aller großen Feldherrn, durch

Schnelligkeit die Zahl zu verdoppeln, und mit demselben Heere, bald hier bald dort gegenwärtig, die Gegner nach einander zu schlagen. Daher beschloß er zunächst alle Kraft gegen Oestreich, als den Haupt-Feind, zu sammeln, und das Königreich Preußen nur durch 14,000 Mann, unter dem alten Feldmarschall Lehwald, gegen die Russen vertheidigen zu lassen. Gegen die Schweden blieben ihm gar nur 4000 Mann zum Schutze Berlins übrig; aber den Schweden war es, zu Preußens Glücke, nicht recht Ernst mit dem Kriege.

Die Schlacht bei Prag. 6. May 1757.

— Maria Theresia hatte, aus besonderer Vorliebe, den Bruder ihres Gemahles, den, von Friedrich schon zweimahl geschlagenen, Prinzen Karl von Lothringen zum Oberfeldherrn der kaiserlichen Heere gemacht, und der erfahrnere, großsinnigere Brown sollte unter ihm dienen. Das war dem Könige ein großer Gewinn. Brown hatte den rechten Rath gegeben, den Preußen rasch im Angriffe zuvorzukommen, in Sachsen und Schlesien einzudringen, und so den Krieg von den kaiserlichen Erbländern abzuwenden. Aber Karl von Lothringen, obwohl sonst oft so vorschnell, zögerte diesesmahl, zog den Vertheidigungskrieg vor, und wollte noch erst viel Macht an sich ziehen. So wünschte es Friedrich; er wußte den Prinzen in dem Glauben zu bestärken, daß er, in Betracht so vieler, mächtiger Feinde, selbst nur auf Vertheidigung denke, und plötzlich, als jener sicher war, brachen die preußischen Heere, in vier Zügen, gleich vier reißenden Bergströmen, über die Gebirge nach Böhmen hinein, nahmen alle Vorräthe der Kaiserlichen, die nun ihnen selbst auf mehrere Monate Unterhalt gaben, und vereinigten sich, zur festgesetzten Stunde, am Morgen des 6. May, in der Nähe von Prag. Das war die Rettung Friedrichs und der Ruhm seiner Heere, daß, was sein Verstand entworfen, mit bewundernswerther Genauigkeit und Ordnung ausgeführt wurde, und

sein Geist auf solche Weise einen trefflich gebildeten Körper, mit kräftigen Gliedmaßen, zu seinem Dienste fand.

Der Prinz von Lothringen, eilig seine Haufen zusammenraffend, hatte eine sehr feste, verschanzte Stellung auf den Bergen bei Prag genommen; er hielt sich dort vor jedem Angriff sicher. Aber Friedrich, dem jede Stunde verloren schien, welche die Entscheidung noch verzögerte, wollte sogleich, als man den Gegner zu Gesicht bekam, die Schlacht, und sein Liebling, der kühne, Alle überfliegende General Winterfeld, bestärkte ihn in dem Vorsatze. Dieser ritt aus, die Stellung der Feinde zu erkunden, und glaubte, dessen rechten Flügel als leicht angreifbar gefunden zu haben, denn er sah vor demselben ebene, grüne Wiesen. Allein es waren abgelassene Teiche, mit schlammigtem Grunde, welche mit Hafer besäet waren und nach der Erndte wieder zu Fischteichen dienen sollten. Durch diesen Irrthum wurde die Schlacht zu schnell beschlossen. Der alte Feldmarschall Schwerin, welcher am Morgen erst mit ermüdeten Kriegern angekommen war, und das Schlachtfeld gar nicht kannte, rieth, den folgenden Tag abzuwarten; allein der König, eifrig, und einen trefflichen Schlachtentwurf schon im Kopfe tragend, verwarf jeden Aufschub. Da rief der alte Krieger, der in seinem 73sten Jahre noch das Feuer des Jünglings in sich trug, indem er den Hut in die Augen drückte: „Soll und muß denn gerade heute geschlagen werden; so will ich den Feind gleich hier angreifen, wo ich ihn sehe!“

Die Schlacht begann nach 1 Uhr Mittags; so lange hatten die Vorbereitungen in den ungünstigen, theils sumpfigten, theils bergigten Boden gedauert; und als sich die Preußen nun durcharbeiteten und an den Feind kamen, wurden sie von einem furchtbaren Feuer des Geschützes empfangen; die Kartätschen streckten sie reihenweise zu Boden, und es schien unmöglich, gegen solche verheerende Gewalt der Naturkräfte mit menschlicher Tapferkeit auszureichen. Alle Angriffe mißlangen, und die Schlachtordnung fing an zu wanken. Da ergriff der alte Feldmarschall Schwerin

eine Fahne, rief seinen Kriegern zu, und trug sie selbst gegen die Feuerschlünde; aber im nächsten Augenblicke fiel er, von vier Kartätschenkugeln durchbohrt, und starb den Heldentod. General Manteufel nahm die Fahne aus seiner blutigen Hand und führte die noch mehr entflammden Krieger weiter. Auch des Königs Bruder, Prinz Heinrich, sprang vom Pferde, führte seine Haufen zu Fuß gegen eine Batterie, und eroberte sie. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig drängte mit der größten Tapferkeit den linken östreichschen Flügel von Berge zu Berge zurück, und eroberte sieben Schanzen. Doch war der Sieg so lange unentschieden, als der Feldmarschall Brown mit ordnendem Geiste in den östreichschen Reihen waltete; allein er wurde von einer Kugel tödtlich getroffen und sank, und mit ihm das Glück dieses Tages. Der König Friedrich, der mit scharfem Auge das Schlachtfeld überschaute, sah die Feinde wanken, bemerkte eine Lücke in ihrer Mitte, und durchbrach, rasch einfallend, den Mittelpunkt ihrer Schlachtordnung. Dieses entschied; die Oestreicher wichen nun allenthalben zurück; der größere Theil warf sich in Prag, ein anderer zog sich zu dem Feldmarschall Daun, der mit einem Hülfsheere bei Kuttenberg stand.

Der Sieg war theuer erkauft; 16,500 Preußen lagen todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde, und eine theure Leiche unter thnen, die des Feldmarschalls Schwerin; aber das Andenken seines Heldentodes und die blutige Fahne, die er getragen, waren wie ein heiliges Vermächtniß im preußischen Heere, eine stete Mahnung zur Tapferkeit. Die Oestreicher litten gleichfalls einen unersetzlichen Verlust an ihrem Feldmarschall Brown, der sieben Wochen nachher an seiner Wunde starb: er war unter den Waffen grau geworden und einer der besten Feldherrn seiner Zeit.

Die Schlacht bei Kollin. 18. Juny.

— Der Kampf in Böhmen war durch diese Schlacht noch keinesweges entschieden, aber die Lage der Sachen war so, daß er auf das glänzendste für den

König Friedrich sich endigen konnte. In Prag lag der Prinz v. Lothringen mit 46,000 Mann, vom preußischen Heere eingeschlossen, ohne Mittel sich lange zu halten. Er hoffte auf Rettung durch den Feldmarschall Daun, der mit einem beträchtlichen Heere in der Nähe stand. Aber wenn es dem Könige gelang, auch ihn zu schlagen, so war das Heer in Prag verloren, der Feldzug auf das Glänzendste für Preußen gewonnen, und vielleicht der Friede schon in dem zweiten Jahre des Krieges erobert; denn mehr wollte Friedrich nicht, als was er am Ende des Krieges ereichte, daß Schlesien ihm bliebe. Allein so leicht hatte es das Schicksal ihm nicht geordnet; so, im steten, unaufhaltsamen Gelingen sollte er sein Ziel nicht erreichen, und sein Muth sollte noch in hartem Unglück geprüft werden.

Er hatte beschlossen, Dauns Angriff nicht abzuwarten, sondern ihm zuvorzukommen; nachdem er 5 Wochen vor Prag gelegen hatte, zog er mit 12,000 Mann von da zu dem Herzog von Bewern, der Dauns Heer beobachtete, und griff dieses am 18. Juni bei Kollin an. Der Entwurf des Schlachtplanes war der trefflichste; er hätte dem, welcher so die Meisterschaft des Gedankens über alle seine Gegner übte, den Sieg gebracht, wäre er bis an's Ende festgehalten worden. Mit derselben Schlachtordnung, mit welcher einst Epaminondas die nie besiegten Spartaner überwand, wollte jetzt Friedrich siegen. Man nennt sie die schräge Schlachtordnung, und sie ist die Kunst des kleinern, aber in allen raschen Bewegungen wohlgeübten, Haufens gegen die Uebermacht. Wenn sich die kleinere Zahl der größeren in gleicher Linie gegenüberstellt, so wird sie von dieser an beiden Enden überragt und umschlossen; stellt sie sich ihr aber in schräger Schlachtreihe entgegen, so kann sie die ganze Kraft des Stoßes auf des Feindes einen Flügel richten, während der entferntere Flügel der eigenen Reihe weit rückwärts gehalten wird. Aber er rückt und schiebt gleichsam dem angreifenden Flügel nach, so daß dessen Stoß unwiderstehlich werden muß. Und ist durch ihn ein Flügel des Feindes geschlagen, so muß der andere den Rückzug nehmen, weil der

Angreifer in seiner Flanke steht. Daher kann dem kühnen Feldherrn, der solchen Angriff wagt und ausführt, der Sieg selten fehlen. Allein er muß seines Heeres gewiß seyn, daß es mit der äußersten Genauigkeit jede Bewegung rasch ausführt, den Feind täuscht, und ihn besiegt hat, ehe er die wahre Absicht des Angriffes merkt. Solche Uebung war in dem preußischen Heere und sein erster Angriff bei Kollin, unter den Generalen Ziethen und Hülsen, auf den rechten Flügel der Oestreicher, warf Alles über den Haufen. Die Mitte und der andere Flügel des preußischen Heeres durften nur folgen, um einen Theil der östreichschen Schlachtreihe nach dem andern in seiner Flanke anzugreifen und zu überwältigen. Da, als Alles im rechten Fortgange war, befahl der König selbst, wie wenn ihm auf einmahl die Klarheit seines eigenen Gedankens verdunkelt worden wäre, dem übrigen Heere, Halt zu machen. Es war in diesen Tagen etwas düsteres, feindliches in des Königs Seele, welches ihn dem rechten Worte der Seinigen unzugänglich machte; er verwarf ihren Rath, sein finsterer Blick, sein hartes Wort scheuchte sie zurück. Aber der einzelne Mensch, auch der größte, wenn er sich von den übrigen sondert, wird schwach und giebt sich selbst der Gewalt eines feindlichen Geschickes hin, welches nur gleichsam durch den Zauberkreis, den die Liebe und Sorge der Seinigen um ihn zieht, abgewehrt werden mag. — Als, im entscheidenden Augenblicke, der Fürst Moritz von Dessau es wagte, dem Könige Vorstellungen über die schlimmen Folgen seines veränderten Schlachtplanes zu machen, und immer dringender und dreister redete, ritt Friedrich mit gezogenem Degen an ihn hinan und fragte mit drohender Stimme, ob er gehorchen wolle? Der Fürst schwieg und gehorchte; aber das Unglück des Tages war von diesem Augenblicke entschieden. — Durch das unzeitige Halten war die preußische Linie noch immer der stark verschanzten, fast unangreifbaren Stellung der Oestreicher von Vorn gegenüber, und als nun die Regimenter dagegen anstürmen sollten, wurden sie von den furchtbaren Geschütze in Haufen niedergeschmettert. Keine Anstrengung vermogte nun

noch den Sieg zu erringen. Das Glück wendete sich. Schon hatte der Feldmarschall Daun, einen Augenblick für den Erfolg besorgt, auf einen Zettel mit Bleistift den Befehl zum Rückzuge geschrieben; er sollte von Haufen zu Haufen an die Befehlshaber weiter gehen; aber im rechten Augenblicke hielt der Anführer eines sächsischen Reuterregiments, der die Reihen der Preußen dünn werden und sich lösen sah, den Zettel auf. Die Oestreicher erneuerten ihre Angriffe; vor allen zeigten die sächsischen Reuterschaaren durch ihr wüthendes Eindringen in die ermatteten Preußen, wie bitter sich verletztes Volksgefühl zu rächen pflegt. Fehler einzelner preußischer Anführer vermehrten die Unordnung; wenn nicht Alles verloren gehen sollte, mußte der Rückzug befohlen werden, und Daun, sehr zufrieden, den ersten Sieg über Friedrich II. erfochten zu haben, störte ihn nicht. Er hatte den Preußen an diesem Tage einen Verlust von 14,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, und von 45 Stücken Geschütz, zugefügt. Es war fast die Hälfte des preußischen Heeres, denn bei Kollin hatten 32,000 Preußen gegen 66,000 Oestreicher gefochten.

Welch ein Wechsel des Glücks! So nahe daran, ein ganzes Heer in der Hauptstadt des Landes gefangen zu nehmen und in Zeit von 8 Monaten vielleicht den furchtbaren Krieg in der Geburt zu ersticken, mußte Friedrich nun vielmehr die Belagerung von Prag aufgeben und Böhmen verlassen. Ja, diese unglückliche Kolliner Schlacht weckte auch die Bundesgenossen Oestreichs aus ihrer bisherigen Unthätigkeit. Die Russen drangen in das Königreich Preußen ein, die Schweden betrieben ihre Rüstungen ernstlicher, und über den Rhein setzten zwei französische Heere, um Hessen und Hannover, und demnächst die preußischen Erbländer anzugreifen. Daß eine von ihnen, unter dem Prinzen Soubise, wendete sich nach Thüringen, um sich mit der teutschen Reichs-Armee, unter dem Prinzen von Hildburghausen, zu vereinigen. Der Marschall d'Etrees aber, der das französische Hauptheer anführte, schlug beim Eintritt in das hannöversche

Land den Herzog von Cumberland mit seinem englisch-teutschen Heere, am 26. Juli bei Hastenbeck an der Weser. Es war die Ungeschicklichkeit des englischen Feldherrn, die dieses Treffen verlor, denn sein, wiewohl kleineres Heer, hatte durch die Tapferkeit des Erbprinzen von Braunschweig schon Vortheile erlangt, und schon hatte der französische Marschall den Befehl zum Rückzuge gegeben, als der Herzog, zu Aller Erstaunen, das Schlachtfeld verließ, und in seinem Rückzuge auch nicht stillstand, bis er die Elbe bei Stade erreicht hatte. Ja, zur Vollendung der Schande, schloß er am 9. September eine Convention zu Kloster Seeven, vermöge welcher er sein Heer aufzulösen versprach, und den Franzosen Hannover, Hessen, Braunschweig und das ganze Land zwischen Weser und Rhein, einräumte. Der Herzog v. Richelieu, der dem Marschall d'Etrées im Oberbefehl folgte, ein übermüthiger, verschwenderischer und gewissenloser Mann, sog diese Länder durch unerhörte Erpressungen aus; und wie in der Nähe des Heerführers Alles sich nur der Geldgier und den Wollüsten überließ, so verbreitete sich bald der ruchloseste Sinn durch das ganze Heer; er machte es zu einer räuberischen Horde, schlimmer als die Schaaren der Kosacken und Kalmücken, die zu gleicher Zeit in dem Königreiche Preußen hauseten. Das Verderbniß der Sitten ist in einem äußerlich gebildeten Volke gefährlicher, als in dem rohen, weil es durch den Reiz der Verführung ein fressendes Gift in Städten und Dörfern, und mitten im Schooße des häuslichen Lebens zurückläßt. Der böse Ruf des französischen Heeres, und der Haß der besseren teutschen Natur gegen das glatte, geschminkte Laster, hat indeß nicht wenig dazu beigetragen, fast überall in den teutschen Landen die Gemüther für König Friedrichs Sache zu gewinnen. Wunderbar war es, wie ein Sieg von ihm von dem Volke jubelnd vernommen wurde, während vielleicht der Fürst als Reichsstand gegen ihn im Kriege war. Viel war es die Gewalt, die überall der außerordentliche Geist über sein Zeitalter übt; viel die Theilnahme, welche das Gemüth demjenigen schwerlich versa-

gen kann, der allein durch seinen Muth und seine Kraft gegen ein übermächtiges Geschick kämpft; viel indeß auch, daß Friedrich allein mit Teutschen gegen barbarische Horden aus Osten, und gegen die verhaßten Feinde aus Westen dastand, und daß selbst in dem östreichischen Heere Haufen von fremder Sprache, Gestalt und Sitten, und mit verderblicher Raubsucht, Kroaten und Panduren, fochten. Hätte Friedrich allein gegen Oestreicher und andere Teutsche den Krieg geführt, das vaterländische Gemüth hätte nur Raum gehabt für das Gefühl der Klage und des Unmuthes über die Verirrung derer, die sich brüderlich die Hand reichen sollten. Am meisten war es das nördliche Teutschland, größtentheils dem Könige verbündet, welches sich zu den Seinigen rechnete, und Freude und Leid mit ihm theilte; weil hier der Kampfplaß gegen die Franzosen war, so galt hier Friedrichs Sache als die teutsche Sache.

Die Convention zu Kloster-Seeven öffnete den Franzosen den Weg bis an die Elbufer und bis nach Magdeburg; ihr anderes Heer, mit den teutschen Reichstruppen vereinigt, stand schon in Thüringen, und bereitete sich, das sächsische Land, der Preußen Stütze und Vorrathskammer, ihnen zu entreißen.

Dieses war nicht die einzige Seite, von welcher Friedrich bedrängt wurde. In Pommern und der Ukermark breiteten sich die Schweden aus und trieben harte Brandschatzungen ein; und wenn sie ihre Macht recht gebrauchen wollten, so stand ihnen der Weg zu der Hauptstadt Berlin offen. — In Preußen wor der russische General Aprarin mit 100,000 Mann eingerückt, und ihm stand der Feldmarschall Lehwald mit nicht mehr als 24,000 entgegen. Auf Befehl des Königs sollte er jedoch auf jede Gefahr eine Schlacht wagen, um den Verwüstungen des rohen Heeres ein Ziel zu setzen. Er lieferte sie am 30. August bei Großjägerndorf, unweit Welau; allein die ausgezeichnetste Tapferkeit vermogte nicht, eine so große Ueberzahl zu besiegen; Lehwald mußte sich nach einem Verluste von einigen tausend Mann zurückziehen, und Preußen schien dem feindlichen Heere ohne Ret-

tung anheimzufallen. Aber unerwartet, zehn Tage nach der gewonnenen Schlacht, zog sich Aprarin über die russische Gränze zurück. So erschien hin und wieder ein heiterer Sonnenblick, der Friedrichs Bahn erhellte. Diesesmahl kam er durch eine bedenkliche Krankheit der Kaiserin Elisabeth; ihr Ende nahe glaubend, und das Auge schon auf ihren Nachfolger, den Großfürsten Peter wendend, der ein Verehrer und Freund des preußischen Helden war, hatte der Kanzler Bestuschef plötzlich dem General Aprarin den Rückzug aus Preußen befohlen. Nun konnte sich das Lehwaldsche Heer gegen die Schweden wenden, und bei seiner Annäherung zogen sie sich schnell aus allen Gegenden bis nach Stralsund und Rügen zurück.

Die Schlacht bei Roßbach. 5. November 1757. — Der König selbst, nachdem er lange in der Lausitz vergeblich auf die Gelegenheit einer Schlacht mit den Oestreichern gewartet hatte, brach im August nach der Saale auf, um die Franzosen von Sachsen zurückzutreiben. Nach manchem Hin- und Herziehen traf er sie und das Reichsheer am 5. November bei dem Dorfe Roßbach, unweit der Saale. Friedrich hatte nur 22,000 Mann, der Feinde waren 60,000, und sie frohlockten schon laut, daß ihnen der König mit seinem kleinen Haufen diesesmahl nicht entgehen solle. Er war auf einem Hügel gelagert, und die Franzosen zogen in eiligen Schritten' mit klingendem Spiele, an den Seiten des Hügels vorbei, einzig besorgt, ob er ihnen auch wohl stehen werde; denn sie gedachten ihn nun von allen Seiten einzuschließen und dem Kriege mit einemmahle durch die Gefangennehmung des Königs ein Ende zu machen. Von den Preußen geschah kein Schuß auf sie, es war, als wenn sie von allen den Anstalten nichts merkten; ruhig stieg der Rauch von den Kochfeuern des Lagers auf, und Friedrich selbst saß mit gelassener, gleichgültiger Miene mit seinen Feldherrn an der Tafel. Aber als es ihm nun Zeit dünkte, ergieng sein Befehl, und schnell, als hätte ein Sturm-

wind sie weggeweht, waren die Zelte verschwunden, das Heer zur Schlacht geordnet, die verdeckten Batterieen des Geschützes begannen ihr schreckliches Spiel, und vor Allen voran brach Seidlitz an der Spitze seiner trefflichen Reuterschaar in die Haufen der erschrockenen Feinde. Solche Schnelligkeit hatten die Franzosen noch nie an Teutschen gekannt; es war ihnen unmöglich, nur irgendwo eine Schlachtreihe zu bilden; ehe sie es versuchten, waren sie über den Haufen geworfen, und ehe anderthalb Stunden vergangen waren, war die Schlacht entschieden und das ganze französische Heer auf der Flucht. Es war ein Schrecken ohne Beispiel über sie gekommen; sie hielten nicht eher still, als mitten im Reiche, und viele von ihnen glaubten sich nicht sicher, als bis sie jenseits des Rheines waren. In den Händen des Königs ließen sie 7000 Gefangene, unter denen 9 Generale und 320 Offiziere waren, 63 Kanonen und 22 Fahnen; und den Preußen kostete der fröhliche Sieg nur 91 Todte und 274 Verwundete. Der König verdankte ihn der trefflichen Ordnung seines Heeres, welchem er die Ausführung eines augenblicklich entstandenen, kühnen Gedankens zumuthen durfte; vor Allen aber der sturmschnellen Tapferkeit des Generals Seidlitz mit seinen Reutern.

Sachsen war von dieser Seite gerettet, aber des Königs Kriegsarbeit in diesem Jahre noch nicht vollendet. Eines seiner eigenen Länder, Schlesien, bedurfte dringend seiner Hülfe; denn in seiner Abwesenheit war sein Liebling und vertrauter Freund, der General Winterfeld, in einem Gefechte bei Moys gefallen; der Herzog von Bewern hatte sich mit dem Heere nach Schlesien, unter die Mauern von Breslau zurückgezogen, und weil er gegen die vereinigten Heere des Prinzen von Lothringen und des Feldmarschalls Daun nichts unternehmen konnte, war die wichtigste Festung Schweidnitz am 11. November an den General Rodasti übergegangen. Am 22. griff das ganze östreichische Heer die Preußen bei Breslau an, und besiegte sie nach muthiger Gegenwehr; der Herzog von Bewern, aus Furcht vor des Königs Zorn,

ließ sich, allem Ansehen nach freiwillig, von den Oestreichern gefangen nehmen; zuletzt war auch noch die Hauptstadt Breslau, mit großen Vorräthen und trefflichen Zeughäusern, von dem zaghaften General Lestwitz dem kaiserlichen Heere übergeben worden. Schlesien schien für den König verlor[illegible]; denn blieb es einen Winter in der Oestreicher Hand, daß sie sich darin festsetzten, so mogte er es wohl nie wieder erobern. Und es ihnen jetzt wieder zu entreißen, mit den 14,000 Mann, die er aus Sachsen mitbrachte, und den 16,000, die von dem geschlagenen Heere des Herzogs von Bewern übrig waren, schien ohne ein Wunder gleichfalls unmöglich.

Die Schlacht bei Leuthen. 5. December 1757.

— In solchen, fast verzweiflungsvollen Augenblicken hatte König Friedrich am glänzendsten die Größe seines Geistes, den Reichthum seiner Entwürfe und die unwiderstehliche Gewalt dargethan, womit er die Gemüther der Seinigen lenkte. Er berief seine Heerführer und Befehlshaber zusammen und hielt ihnen mit seelenvoller Beredsamkeit eine Rede, welche sie zu der höchsten Begeisterung entflammte. Er zeigte ihnen die gefährliche Lage des Vaterlandes, ja die ganz verzweifelte, wenn er nicht von ihrem Muthe noch Rettung erwarte. — „Ich weiß, Sie Alle fühlen, daß Sie Preußen sind" so schloß er. „Ist aber einer unter ihnen, der sich fürchtet, solche Gefahren mit mir zu theilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden." — Auf diese Frage leuchtete ihm nur Rührung und der höchste Kriegsmuth aus Aller Augen entgegen, und mit freudiger Miene fuhr er fort: „Im Voraus war ich überzeugt, daß keiner von Ihnen mich verlassen würde; so hoffe ich denn auf einen gewissen Sieg. Sollte ich fallen, und Sie für Ihre Dienste nicht belohnen können, so muß es das Vaterland thun. — Nun leben sie wohl; in Kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder!"

Die begeisternde Kraft dieser Rede ergoß sich bald über das ganze Heer und es erwartete mit Ungeduld, unter die Augen der Gegner geführt zu werden. Diese hatten eine treffliche, feste Stellung hinter der Lohe, wo es dem Könige sehr schwer geworden seyn würde, sie anzugreifen. Der vorsichtige Feldmarschall Daun rieth, hier zu bleiben; er hatte bei Collin erfahren, welche herrliche Schutzwehr gegen des Königs Ungestüm eine gute Stellung sey. Der General Luchesi aber, und andere, die es für schimpflich hielten, mit einem großen, siegreichen Heere gegen so kleinen Haufen sich durch feste Stellungen zu schützen, redeten dem Prinzen Karl zu, dem Könige entgegenzugehen. „Die Berlinische Wachtparade," so nannten sie die kleine Preußen-Schaar, „werde nicht gegen sie Stand halten können." — Dieser Rath gefiel dem, von Natur feurigen, Prinzen mehr, als der bedächtigere, und er verließ sein Lager. Auf offenem Felde, in der Gegend von Leuthen trafen beide Heere am 5. December, gerade einen Monat nach der Roßbacher Schlacht, auf einander. Das kaiserliche nahm mit seiner Schlachtreihe fast eine teutsche Meile ein; Friedrich dagegen mußte sich wieder auf die Kunst verlassen, die eine geringe Zahl durch schnellen Gebrauch zu verdoppeln weiß. Er ordnete hier bei Leuthen sein Heer wiederum in die schräge Schlacht-Reihe, ließ einen verstellten Angriff auf den rechten feindlichen Flügel machen, während der eigentliche Stoß auf den linken gerichtet wurde, und da dieser nun mit voller Kraft über den Haufen geworfen war, kam Unordnung in das ganze östreichsche Heer. Kein Widerstand half mehr; in drei Stunden war der vollkommenste Sieg erfochten. Das Schlachtfeld war mit Todten bedeckt, und ganze Haufen ergaben sich den Preußen zu Gefangenen, so daß ihre Zahl auf 21,000 geschätzt wurde. Außerdem gingen 130 Kanonen und 3000 Wagen verloren. Einer der außerordentlichsten Siege in der Geschichte, von 30,000 gegen 80,000 erfochten; ein redendes Zeugniß für die Herrschaft des

Geistes über die Masse, wenn der Gedanke gut und tüchtig ausgeführt wird. — Auch darin war Friedrich und sein Heer groß, daß sie nach gewaltiger Anstrengung dennoch nicht in Schlaffheit zurücksanken; rastlos wurde der Sieg verfolgt, bis die Oestreicher von dem schlesischen Boden bis über die Gebirge Böhmens vertrieben waren. Es war der schnelle und glückliche General Zieten, der diese Verfolgung ausführte und noch viel Gefangene und Beute zusammenraffte, während der König Breslau angriff und darin wieder ein kleines Heer von 17,000 Mann gefangen nahm. Im Monat December ergab sich auch noch die Festung Liegnitz. So hatte das Eine kühne Wagestück, da der große König Alles gegen Alles setzte, ihm Schlesien, bis auf Schweidnitz, ein ruhiges Winterlager in diesem Lande so wie in Sachsen und, was mehr als dieses, einen unsterblichen Ruhm im Munde der Nachwelt gewonnen, den Oestreichern aber ein schönes Heer von 80,000 Mann so vernichtet, daß nicht mehr als 17,000 streitbare Krieger Böhmen erreichten. Die preußischen Länder waren alle, bis auf die in Westphalen, von Feinden befreit.

---

54. Das Jahr 1758.

Die Schlachten bei Zorndorf und Hochkirch.

Das vorige Jahr war durch 4 große Schlachten und viele größere und kleinere Gefechte eines der blutigsten gewesen, welche die Geschichte zu nennen hat; die Gegner hatten die Kräfte genugsam an einander versucht; Friedrich ließ in Wien Friedes-Vorschläge machen. Er befolgte den Grundsatz der Römer, nur nach einer gewonnenen Schlacht den Frieden anzubieten. Allein die Kaiserin Maria Theresia war noch

immer zu erbittert gegen den Eroberer Schlesiens; auch hatte man ihr sorgfältig den großen Verlust ihres Heeres nach der Leuthener Schlacht und die Kriegs-Noth der Länder verborgen; und der französische Hof redete eifrig für die Fortsetzung des Krieges in Teutschland, weil er sonst allein den Krieg gegen England hätte führen müssen. Friedrichs Anträge wurden demnach zurückgewiesen und die Rüstungen zum nächsten Feldzuge verdoppelt. Der Prinz Karl legte den Ober-Befehl nieder, er hatte das Zutrauen des Volks und des Heeres verloren; es war schwer, einen andern an seine Stelle zu finden; der tapfere Feldmarschall Nadasti war durch Eifersucht und Ränke verdrängt; endlich blieb die Wahl bei dem Feldmarschall Daun stehen, dem sein Sieg bei Collin mehr Ruhm verschafft hatte, als er, seiner Langsamkeit und Unentschlossenheit wegen, verdiente.

Von französischer Seite wurden die Heere auch verstärkt, und statt des Herzogs von Richelieu ein anderer Heerführer, der Graf Clermont, gesendet. Richelieu aber zog mit seinen erpreßten Millionen nach Frankreich zurück und verzehrte sie vor aller Welt Augen, ohne Scham und Scheu, in königlicher Verschwendung. — Rußland zeigte gleichfalls den Willen zu eifriger Fortsetzung des Krieges; der Kanzler Bestuchef, der das Heer im vorigen Jahre aus Preußen zurückgerufen hatte, wurde abgesetzt und auch ein anderer Feldherr, der General Fermor, an die Spitze des Heeres gestellt. Dieser brach schon im Januar des neuen Jahres in Preußen ein, und eroberte das Königreich ohne Widerstand, weil der General Lehwald gegen die Schweden nach Pommern gezogen war.

Gegen so ernstes Vorhaben der Feinde mußte Friedrich die äußersten Kräfte seiner Länder, so wie des sächsischen Landes, aufbieten. Mannschaft und Geld mußte mit angestrengter Thätigkeit herbeigeschafft werden; ja der König sah sich schon jetzt durch die Noth gezwungen, schlechteres Geld prägen und damit die Krieger besolden zu lassen; ein Mittel, welches nur die äußerste Noth entschuldigen konnte. Aber er erkannte wohl, was seit dem Untergange der

Lehnsverfassung, und der Entstehung der neuen Kriegsweise, das Treibende im Kriege sey, und das Uebergewicht gebe. — An Bundes-Genossen hatte er nur England und die kleinen nordteutschen Fürsten, und sie alle waren durch die unglückliche Convention von Kloster-Seeven gelähmt. Da wendete sich aber in England das Glück sehr günstig für Friedrich; das englische Volk, jede ausgezeichnete Kraft gern anerkennend, war durch die Roßbacher Schlacht für Friedrich begeistert; der schimpfliche Vertrag von Kloster-Seeven erregte dagegen den allgemeinen Unwillen, und der berühmte William Pitt, der eben erster Minister in England geworden war, ließ die Ehre und die Stimme des Volkes entscheiden, verwarf jene Convention, die noch nicht bestätigt war, und beschloß den Krieg mit neuem Ernste fortzusetzen. Das Heer wurde verstärkt und König Friedrich selbst aufgefordert, ihm einen Anführer zu geben. Sein Heldenauge wußte den ungewöhnlichen Geist von der Menge zu unterscheiden, er sendete dem verbündeten Heere den Herzog Ferdinand von Braunschweig, und Ferdinand hat solche Auszeichnung so trefflich gerechtfertigt, daß sein Name mit dem des Königs aus dieser stürmischen Zeit glänzend in der Geschichte leben wird.

Nach einem mit Friedrich verabredeten, Plane setzte der Herzog schon im Februar des nächsten Jahres sein kleines Heer in Bewegung, um die Franzosen aus ihren Winter-Quartieren, in denen sie auf Kosten der Hannoveraner und Hessen im Ueberfluß schwelgten, aufzuschrecken. Mit 30,000 sollte er 100,000 vertreiben; aber seine Maaßregeln waren alle so trefflich berechnet, und die sorglosen Franzosen mit ihrem unfähigen Heerführer so aus der Fassung gebracht, daß sie in wenigen Wochen alles Land zwischen der Aller und Weser, und der Weser und dem Rheine, mit Vorräthen und Besatzungen und 11,000 Mann verlorener Kriegsgefangenen, hinter sich ließen, bei Düsseldorf über den Rhein gingen, und sich nicht eher sicher hielten, als bis dieser Strom ihre Schutzwehr war. Dennoch schützte er sie nicht. Herzog

Ferdinand verfolgte sie auch über den Rhein; er griff sie bei Kreveldt an; und obwohl sie an Zahl viel stärker waren, als sein aus vielen Theilen gemischtes Heer, so schlug er sie doch mit einem Verlust von 7000 Mann in die Flucht. Nach dieser Schlacht ging die Festung Düsseldorf an ihn über und seine leichten Schaaren streiften sogar in die östreichschen Niederlande, bis vor die Thore von Brüssel.

Der König Friedrich war unterdeß nicht müßig gewesen. Zuerst mußte er den Oestreichern den wichtigen festen Platz, den sie noch in Schlesien besaßen, Schweidnitz, wieder wegnehmen, und das geschah mit Sturm den 18. April. Der Feldmarschall Daun stand indeß in Böhmen, und wandte alle Kunst an, dieses Land dem König unzugänglich zu machen; denn hier erwartete er einen Angriff von ihm. Aber als er sich eben recht sicher gestellt glaubte, brach Friedrich auf; ging in Eilmärschen, statt nach Böhmen, nach Mähren und ließ die Festung Olmütz belagern. Es zeigte sich in dieser Unternehmung der eigenthümliche Geist des Königs, der gern das Kühnste, Gefahrvollste, Unerwartetste wählte, und sich freute, den Gegner ganz aus der Fassung zu bringen; und wäre Olmütz erobert, so hätte er einen wichtigen Platz in einer noch unberührten Provinz des östreichschen Landes und in gefährlicher Nähe bei Wien gehabt. Allein das Glück war diesesmahl nicht mit der Kühnheit; die Stadt vertheidigte sich auf's Tapferste, die Einwohner des Landes, treu und eifrig für ihre Kaiserin, machten den Preußen den Unterhalt schwer, brachten dem kaiserlichen Heere jede Kunde, und als es Daun dadurch gar gelang, dem Könige eine Zufuhr von 3000 Wagen wegzunehmen, auf deren Ankunft das Gelingen der Belagerung beruhte, so mußte diese wieder aufgegeben werden. Und nun war der Rückweg nach Schlesien versperrt; der vorsichtige Daun hatte die Päße besetzt, und glaubte den Gegner in seiner eigenen Schlinge gefangen zu haben. Allein Friedrich wendet sich plötzlich, dringt über die Gebirgspäße nach Böhmen, wo der östreichische Feldherr ihn keineswegs erwartete, kömmt dort an, ohne einen Wagen verloren

zu haben, und würde vielleicht aus diesem Lande noch nicht so bald vertrieben seyn, wenn ihn nicht das Eindringen der Russen in Pommern und die Neumark nach jenen Gegenden gerufen hätte. Er zog daher wieder über die Gebirge von Böhmen nach Schlesien, ließ dort den Feldmarschall Keith zur Deckung des Landes zurück, und eilte mit 14,000 Mann wie im Fluge gegen die Russen.

Die Schlacht bei Zorndorf.

25. August 1758. — Mit jedem Schritte stieß er auf Verwüstungen des barbarischen Feindes, der nicht Weiber, nicht Kinder, nicht die zarte Jugend, noch das hülflose Alter verschonte. Küstrin lag bis auf drei Häuser in der Asche, das flache Land glich einer Einöde. Ein glühender Zorn erfüllte den König und sein Heer bei diesem Anblicke, und als man nun am 25. August auf die Feinde traf, entspann sich die blutigste Schlacht des ganzen siebenjährigen Krieges, die von 9 Uhr Vormittags bis 10 Uhr Abends wüthete. 37,000 Preußen fochten gegen 70,000 Russen, und es war ein Kampf nach alter Weise, da, ohne viel künstliche Wendungen, die Gegner dicht zusammen rückten und, Auge auf Auge geheftet, die Kraft an einander versuchten. So wird gekämpft, wenn das Gemüth am Kampfe theilnimmt. Der König hatte geboten, den grausamen Feinden keine Schonung zu gewähren, und versperrte ihnen die Wege zur Flucht. Am Abende des blutigen Tages lagen 19,000 Russen auf dem Schlachtfelde, allein auch 11,000 Preußen waren gefallen; denn dieser kräftige Feind, da er keinen Ausweg sah, wollte wenigstens sein Leben theuer verkaufen und focht mit äußerster Verzweiflung. Und hätte nicht der tapfere Reuterführer Seidlitz, der an diesem Tage überall gegenwärtig war, wohin ihn die Gefahr rief, mit fast übermenschlicher Anstrengung alle Schaaren der Feinde über den Haufen geworfen, die oft schon über das preußische Fußvolk Vortheile gewonnen hatten, so wäre der Sieg vielleicht zweifelhaft geblieben. Der König selbst

gestand, daß er diesen Sieg Seidlitz verdanke. — Dieses war die furchtbare Schlacht bei Zorndorf. Der russische General Fermor, der sich kaum als besiegt ansehen wollte, zog sich mit seinem Heere nach Polen und Preußen zurück, Friedrich aber nach Sachsen, denn hier war sein Bruder Heinrich von dem großen östreichschen Heere hart bedrängt.

Der Ueberfall bei Hochkirchen 14. October 1758. — Daun zog sich bei der Annäherung des Königs in ein festes Lager zurück, welches er sich in der Lausitz ausgewählt hatte; in dieser Stellung wollte er den König von Schlesien abschneiden, damit unterdeß sein General Harsch die Festung Neisse erobern könnte. Aber Friedrich der den Plan durchschaute, eilte, die Straße über Bauzen und Görlitz nach Schlesien zu gewinnen, rückte dicht an das östreichsche Heer und wollte sich zwischen den Dörfern Hochkirch und Kotitz in ein offenes Lager legen. Dieser Gedanke war nicht der Klugheit gemäß, er zeigte Verachtung gegen den Feind. Des Königs Quartiermeister Marwitz, sonst sein Liebling, machte Vorstellungen gegen den gefährlichen Lagerplatz, und weigerte sich, das Lager abzustecken; der König befahl; er weigerte sich standhaft. Da ließ ihn der König in Verhaft setzen und einen andern das Lager ordnen. Das Heer lag hier drei Tage lang, jedem Angriff des überlegenen Feindes blos gestellt, und der König achtete alle Warnungen seiner Heerführer nicht. Er, der nie von den Oestreichern zuerst angegriffen war, traute dem Feldmarschall Daun einen kühnen Entschluß nicht zu, und wurde zugleich durch einen Kundschafter getäuscht, den die Oestreicher erkauft und mit falschen Nachrichten an ihn zurückgesendet hatten. — Am 14. Oktober, früh, ehe der Tag graute, wurde das preußische Heer durch den Donner des Geschützes geweckt; die Oestreicher hatten sich während der Nacht still an das Dorf Hochkirch geschlichen, und so wie die Uhr des Thurmes fünf schlug, fielen sie über die preußischen Vorposten her, bemächtigten sich der

großen Schanze am Eingange des Dorfes, richteten das Geschütz rückwärts, und schmetterten durch ein furchtbares Feuer alle Preußen nieder, welche sich in demselben sammelten. Das Blutbad war entsetzlich, weil die Krieger gerade in der Hauptgasse des Dorfes, die als Sammelplatz bestimmt war, zu Tausenden zusammenströmten. Die Feldherren suchten die Schaaren in der Dunkelheit zu ordnen, aber vergeblich; dem tapfern Prinzen Franz von Braunschweig riß eine Kugel den Kopf weg, als er eben im Begriff war, den Feind auf den Anhöhen bei Hochkirch anzugreifen; der Feldmarschall Keith, ein tapferer, im Kriege grau gewordener Feldherr, wurde von zwei Kartätschen-Kugeln durchbohrt; der Prinz Moritz von Dessau wurde schwer verwundet. Die Anführer Seidlitz und Ziethen sammelten auf dem freien Felde die Reuter-Geschwader und hieben tapfer auf die Oestreicher ein, allein kleine Vortheile, die sie erfochten, konnten den großen Vorlust nicht wieder ersetzen; Hochkirch, das Lager, Gepäck, ein großer Theil des Geschützes waren schon in der Gegner Gewalt. — Der anbrechende Tag gewährte keinen Vortheil; ein undurchdringlicher Nebel verhinderte den König, mit seinem kriegerischen Scharfblick die Lage der Feinde und der Seinigen zu erkennen, und vielleicht durch eine rasche Wendung das Glück dennoch auf seine Seite zu bringen. Doch hatten sich seine Schaaren mit bewundernngswürdiger Ordnung wieder gesammelt, und als nun gegen 9 Uhr die Sonne durchbrach, erkannte er, daß ein Theil des östreichschen Heeres schon seine Seiten umging und gab den Befehl zum Rückzug. Er geschah mit solcher Ordnung, daß der östreichsche Feldherr dadurch außer Fassung gebracht, ihn gar nicht störte, sondern in sein altes Lager zurückkehrte. Doch hatte der König treffliche Heerführer, 9000 Mann guter Krieger und über hundert Stück Geschütz verloren, und da auch das Lager eingebüßt war, so fehlte den Uebriggebliebenen alle Schutzwehr gegen das Ungemach der späten herbstlichen Zeit.

Dennoch zeigte sich der König mit unerschütterlicher Ruhe und Fassung, und sein Anblick erfüllte das

Heer mit gleichem Sinne. Wie Friedrich sich immer im Unglücke am größten bewiesen hat, so auch nach diesem Verluste. Er, der Geschlagene, alles Heer-Geräthes Beraubte, setzte durch künstliche Märsche und Wendungen seine ursprüngliche Absicht durch, täuschte den Gegner, umging seine Stellung, erschien plötzlich in Schlesien, und zwang den General Harsch, die Belagerung von Neisse eiligst aufzuheben. Schlesien wurde ganz von Feinde befreit. Und Daun, der Sieger, nachdem er den König nach Schlesien ziehen lassen mußte, und den Angriff auf Dresden nur dazu führte, daß der preußische Befehlshaber, Graf Schmettau, zu seiner Vertheidigung die schönen Vorstädte der Stadt niederbrannte, — kehrte mißmuthig nach Böhmen zurück, und nahm dort sein Winterlager. So hatte die Ueberlegenheit des Geistes die Folgen einer Niederlage in die eines Sieges umgewandelt.

Am Ende des Jahres war Friedrich, trotz mancher Unfälle, im Besitze aller Länder, wie am Ende des vorigen; ja, die Festung Schweidnitz, welche ihm damahls fehlte, hatte er jetzt in seiner Gewalt, und dazu waren auch seine westphälischen Länder durch den tapfern Prinzen Ferdinaud den Franzosen entrissen. Ferdinand hatte sich zwar jenseits des Rheines mit seiner kleinen Schaar nicht behaupten können, aber am Ende des Feldzuges zwang er doch die Franzosen, ihm das ganze rechte Ufer des Niederrheins zu lassen, und ihr Winterlager zwischen dem Rheine und der Maas zu nehmen:

---

65. Das Jahr 1759.

Minden. Kunersdorf. Maxen.

Das folgende Jahr sollte dem, eben aus großen Gefahren erretteten, Könige das herbeste des ganzen

Krieges werden. Die Hoffnung, ihn endlich doch zu überwältigen, trieb seine Gegner zu verdoppelten Anstrengungen. Die östreichschen Heere wurden trefflich ergänzt; ja, sie erschienen mit jedem neuen Jahre des Krieges schöner auf dem Kampfplatze, weil die Ergänzungen aus der kräftigsten Jugend der Erbländer genommen und gut geübt waren, und weil die jungen Krieger in den zahlreichen Schaaren der alten und erfahrenen bald mit dem rauhen Leben des Feldlagers bekannt wurden. Bei der Stärke der östreichschen Heere war, der blutigen Schlachten ungeachtet, doch ein beträchtlicher Kern alter Krieger übrig geblieben. In Friedrichs kleinerem Heere dagegen, und welches bald mit Oestreichern, bald Russen, Franzosen, Schweden und Reichsvölkern kämpfen mußte, war die Zahl derer, die das Schwerdt und die Krankheiten übrig gelassen hatten, sehr gering; es bestand größtentheils aus Neugeworbenen. Und so schnell auch die Landeskinder, die oft noch im Knabenalter in die Reihen traten, den Geist und die Ehre des Krieges in sich aufnahmen, ja oft die Alten in kühner Verachtung der Gefahr übertrafen, so war doch ihre Zahl zu klein gegen die, aus Sachsen, Anhalt, Mecklenburg Ausgehobenen und die vielen Geworbenen aller Nationen, die größtentheils aus Ueberläufern bestanden. So wendete sich, wenn auch die Zahl hergestellt wurde, das Verhältniß der inneren Tüchtigkeit des Heeres immer mehr zum Nachtheile des Königs Friedrich. Und seinem eigenen, so wie dem sächsischen und mecklenburgisch-schwerinischen Lande, wurden durch die drückenden Abgaben und das Ausheben der jungen Mannschaft fast unheilbare Wunden geschlagen. Der Herzog von Mecklenburg war so unvorsichtig gewesen, auf dem Regensburger Reichstage sich an die Spitze der Fürsten zu stellen, welche Friedrich am heftigsten anklagten und die Reichsacht über ihn aussprechen wollten; dafür wurde sein Land wie ein feindliches mit harter Strenge behandelt. Zu der Acht gegen den König kam es nicht; denn da dieselbe Strenge gegen den Churfürsten von Hannover nöthig gewesen wäre, so widersetzten sich die meisten evangelischen Reichsstände der Verurtheilung

zweier ihrer bedeutendsten Glieder. Ueberdies war dieses, in alter Zeit mit Schwerdtes-Schärfe schneidende, Wort nun leider schon lange ein leeres und unkräftiges geworden, welches, ausgesprochen, die Auflösung des teutschen Reichsverbandes nur nach schmählicher an den Tag gebracht hätte.

Viel wesentlicher, als durch das Aussprechen der Reichsacht geschehen wäre, wirkte Maria Theresia gegen den König durch den Ernst, welchen sie bei den Herrschern von Frankreich und Rußland für die Fortsetzung des Krieges zu erhalten wußte. Die russische Kaiserin, um den Flecken der Zorndorfer Schlacht auszutilgen, sendete neue Schaaren und in dem General Soltikow einen neuen tapfern Feldherrn. In Paris aber war der bisherige französische Gesandte in Wien, der Herzog von Choiseul, eine Haupttriebfeder des Krieges gegen Friedrich, erster Minister geworden, und bot noch einmahl die Kräfte Frankreichs auf, um den Besitz von Westphalen, Hannover und Hessen mit Uebermacht zu erzwingen. Diesen Ländern war ein hartes Schicksal bereitet, wenn die Absicht gelang; an Hannover wollte Frankreich Rache nehmen für die großen Verluste, die es auf dem Meere und jenseits der Meere durch England erlitt. Durch glorreiche Siege der brittischen Seehelden war Frankreichs Seemacht hart beschädigt, und in Ostindien wie in Nordamerika schon beträchtliche Landstriche verloren. Den Racheplanen Frankreichs in Teutschland sollte nun Herzog Ferdinand mit kleiner Macht einen Damm entgegenstellen.

Die Schlachten bei Bergen und bei Minden. 13. April und 1. August. —

Der Herzog war von zwei Seiten bedroht. Am Maine stand der Herzog von Broglio mit einem Heere, und hatte seinen Mittelpunkt in Frankfurt, welches er durch Ueberrumpelung in seine Gewalt gebracht hatte; — daß es freie Reichsstadt war, und bisher zu dem Reichskriege gegen Friedrich pflichtmäßig Geld und Mannschaft geliefert hatte, schützte die Stadt vor

dieser Gewaltsamkeit nicht. — Vom Niederrheine her sollte der Marschall von Contades mit dem Hauptheere auf das hannöversche Land vordringen Ferdinand gedachte, wie König Friedrich, durch Schnelligkeit beiden Heeren nach einander zu begegnen, und brach früh im Jahre gegen den Herzog von Broglio auf. Am 13. April traf er auf ihn bei dem Dorfe Bergeu, unweit Frankfurt. Er ließ ihn unverzüglich durch die tapfern hessischen Krieger angreifen; aber die Stellung de Franzosen war zu fest, und so, daß immer frische Schaaren die ermüdeten ablösen konnten. Nach dreimahligem, tapfern Angriffe mußten die Hessen zurückweichen, und der besonnene Feldherr, der sein ganzes Heer, womit er viele Landstriche beschützen sollte, nicht der Gefahr Einer unglücklichen Schlacht blosstellen wollte, gab den Kampf anf. In guter Ordnung zog er sich zurück und mußte bald alle seine Feldherrnkunst aufbieten, um nur Niedersachsen gegen die Angriffe des Marschalls von Contades zu vertheidigen. Dieser war bei Düsseldorf über den Rhein gegangen, zog sich durch den Westerwald nach Gießen, vereinigte sich mit Broglio, und nahm Cassel, Paderborn, Münster und Minden an der Weser. Es war ein rasches Gelingen in allen diesen Uuternehmungen und Ferdinand sah sich bis an die untere Weser nach Bremen verdrängt; der französische Feldherr aber glaubte Hannover nun schon als sichere Beute in seiner Hand zu halten. In Paris war großes Frohlocken über diesen glänzenden Anfang. Allein der teutsche Held verwandelte dasselbe bald in Trauer und Niedergeschlagenheit. Seinen Vortheil ersehend drang er zu rechter Zeit gegen das gesammte, bei Minden in ungünstiger Gegend gelagerte französische Heer vor, und stand am 1. August in seinem Angesichte. Contades mußte schlagen, weil ihm seine Vorräthe versperrt waren, und traute auf seine Uebermacht. Aber die rechte Einsicht mangelte ihm an diesem Tage, obwohl er sonst kein ungeschickter Feldherr war. Gegen allen Kriegsgebrauch hatte er die Mitte seiner Schlachtreihe mit Reuterei besetzt, und diesen Umstand, den er vielleicht zu glücklicher Stunde erdacht zu haben meinte,

wendete Ferdinand zu seinem Verderben. Er befahl dem englischen und hannöverschen Fußvolk, dessen Standhaftigkeit er erprobt hatte, gerade auf die feindlichen Reuterschaaren loszugehen. Es war ein kühner Gedanke, Ferdinands überlegener Geist wagte es, die gewöhnliche Ordnung des Herkommens umzukehren; und es gelang. Die Reuterei, die beste des französischen Heeres, verwundert über die Keckheit des Fußvolks, stürzte gegen dasselbe im ungestümen Angriffe hervor; allein es scheiterte, so oft er wiederholt wurde, an der eisernen Festigkeit der Reihen; und das Feuer des Geschützes wie der Gewehre trieb endlich die ganze Schlachtordnung der Reuter in die Flucht. Es entstand eine gefährliche Lücke in der Mitte der Franzosen; Herzog Ferdinand gab dem englischen General Sackville, der seine Reuterei anführte, den Befehl, sogleich mit ganzer Kraft die fliehenden Feinde zu verfolgen, und that er dieses, und trennte das ganze französische Heer von einander, so war es vernichtet. Allein Neid und Feigheit machten den englischen Anführer hier zum Verräther, er befolgte des Herzogs Befehl nicht und die Franzosen gewannen Zeit, sich wieder zu sammeln und einen geordneten Rückzug zu machen. Sie hatten 8000 Mann und 30 Kanonen verloren. Wichtiger indeß waren die Verluste nach der Schlacht. Contades zog sich, immer verfolgt, an der Weser nach Cassel zurück, dann noch weiter südlich nach Gießen. Ferdinands Krieger aber eroberten nach einander Marburg, Fulda und in Westphalen Münster, und so sah sich dieser ruhmwürdige Feldherr am Ende des Jahres wieder im Besitze der Länder, die er im Anfange in seiner Gewalt gehabt hatte.

Die Schlachten bei Kay und bei Kunersdorf 23 Juli und 12 August —

Der König Friedrich hatte den Feldzug in diesem Jahre nicht so früh eröffnet; sein Vortheil war jetzt nicht mehr, wie Anfangs, die rasche Folge der Entscheidungen; vielmehr war sein Plan darauf berechnet, die

Vereinigung der Oestreicher und Russen so lange wie möglich zu verhindern. Er legte sich daher in ein festes Lager bei Landshut und ließ den Oestreichern durch rasche Streifzüge in Böhmen, so wie den Russen in Polen, ansehnliche Magazine zerstören. Dies verzögerte den Anfang größerer Unternehmungen für Beide; denn nach der damaligen Kriegsweise, da die Heere oft lange in einer Gegend blieben und doch den Einwohnern nicht alle ihre Haabe aufzehren wollten, bedurften sie großer Vorräthe.

Endlich aber rückten die Russen mit 40,000 Mann gegen die Oder heran, und Laudon war mit 20,000 Oestreichern bereit, sich mit ihnen zu vereinigen. In dieser Gefahr glaubte Friedrich, durch eine außerordentliche Maaßregel der schwierigen Lage begegnen zu müssen. Er hatte unter seinen Feldherren einen jüngeren im Range welcher sich bei manchen Gelegenheiten durch große Kühnheit ausgezeichnet hatte; es war der General Wedel. Diesen hielt er für den tauchlichsten, ihn den Russen entgegenzustellen; aber es war zu fürchten, daß die älteren Generale ihm nicht willig gehorchen würden. Da beschloß der König, wie die Römer in dringenden Gefahren, einem einzigen Manne alle Gewalt in die Hände legend, ihn zum Dictator ernannt hatten, so den General Wedel als Dictactor zu dem Heere zu senden, welches gegen die Russen stand. Diese, so lautete der königliche Befehl, sollte er angreifen, wo er sie fände. Der Dictator that nach dem Worte, aber ohne die Umsicht, die ein solches Wort voraussetzt. Er griff die Russen am 23. Juli bei dem Dorfe Kay, unweit Züllichau, an, aber so daß sein Heer über eine Brücke und durch einen engen Weg, im langen Zuge, zum Angriff sich durchdrängen mußte. Die Haufen kamen einzeln nach einander auf dem Schlachtfelde an und wurden einzeln von dem Feinde mit mörderischem Feuer empfangen und zurückgeschlagen. Die Preußen verloren 5000 tapfere Krieger und die Russen vereinigten sich nun ungehindert mit Laudon.

Da mußte der König Friedrich selbst ihnen entgegen eilen. Er fühlte die Gefahr, der er entgegen

ging, berief seinen Bruder Heinrich in das Lager bei Schmottseifen, trug ihm die Beobachtung des Feldmarschalls Daun auf, und bestellte ihn überdies zum Verwalter des Staates, wenn er auf diesem Zuge sterben oder gefangen werden sollte. Doch forderte er von ihm das feierliche Versprechen, wenn ihm ein solches Unglück begegnen sollte, in keinen, dem preußischen Hause schimpflichen, Frieden zu willigen. Friedrich wußte, wie ein König leben und sterben müsse; das Unglück der Gefangenschaft hätte er wohl nicht überlebt, denn er wußte recht gut, welch große Opfer die Gegner für seine Freiheit fordern würden.

Er fand am 12. August die vereinigten Russen und Oestreicher, 60,000 Mann stark, auf den Anhöhen von Kunersdorf, bei Frankfurt an der Oder, verschanzt. Nach der Besichtigung ihrer Stellung beschloß er seinen Schlachtplan solchergestalt, daß der Feind nicht etwa aus dem Feld geschlagen, sondern daß er vernichtet würde. Es haben viele den König über einen so harten Vorsatz getadelt; aber gerade ein solcher Plan ist das Zeichen des großen Feldherrn, welcher lieber den Kampf durch Einen Schlag entscheiden, als durch viele unvollendete Gefechte, welche zusammen noch mehr Menschen hinwegraffen, in die Länge ziehen will. Und wer mag gerade den König Friedrich tadeln, daß er diesen Weg vorzog, er, der vielen Feinden zugleich widerstehen sollte, und wohl Ursache hatte, sich mit einem jeden, wenn es möglich war, ganz abzufinden. In dem Plane der Schlacht von Kunersdorf lag das Unglück dieses Tages nicht, aber darin, daß der König, ungeachtet er der Gegend kundige Männer zu Rathe gezogen hatte, doch keine genaue Kenntniß des Schlachtfeldes erhielt, und zweitens, daß er der menschlichen Kraft zu viel zumuthete. Denn als nun sein Angriff auf den linken Flügel der Russen, durch große Anstrengung der Seinigen, gelungen, 70 Kanonen erobert und der ganze Flügel in die Flucht getrieben war, als der König schon

einen Sieges-Boten nach Berlin abgefertigt hatte, und der Tag sich neigte, da riethen seine Feldherrn, der ermatteten Krieger zu schonen, weil die Oestreicher noch gar nicht zum Kampfe gekommen waren und der rechte russische Flügel unerschüttert stand. In der Nacht, urtheilten sie, würde sich der Feind gewiß von selbst zurückziehen. Allein der König, dem jedes halbe Werk unerträglich war, befahl den erneuten Angriff; und nun sollten die, durch schwere Anstrengung, an einem sehr heißen Tage, ermüdeten Schaaren Anhöhen erstürmen und feste Stellungen erobern, aus denen die Feuerschlünde Tod und Verderben in ihre Reihen schleuderten. Da half die größte Tapferkeit nicht mehr gegen die Uebermacht; so oft auch die Anführer und der König selbst die Reihen wieder ordneten und gegen die feindliche Stellung führten, sie wurden immer zurückgeworfen. Und endlich, weil die Spannnng so groß gewesen war, schlug sie plötzlich in die größte Erschlaffung um; Schrecken und Verwirrung kam über das Heer, Alles floh in Unordnung; die östreichische Reuterei richtete unter den Fliehenden ein schreckliches Blutbad an, und an eine Ordnung des Rückzuges war nicht mehr zu denken. Der König selbst, dem bei dem Anblicke solcher Niederlage, wie er sie nie gesehen, eine starre Verzweiflung ergriff, dachte nicht an die Rettung seines Lebens; gleichgültig hielt er zwischen Todten, Verwundeten und Fliehenden, zwei Pferde wurden ihm unter dem Leibe erschossen und eine Kugel drang durch sein Kleid bis in die Westentasche, wo sie durch ein goldnes Etui in ihrem gefährlichen Laufe aufgehalten wurde. Endlich, als er keine Erinnerungen achtete, und östreichsche Reuterhaufen heransprengten, ergriffen seine Begleiter die Zügel seines Pferdes und führten ihn halb mit Gewalt aus dem Schlachtgetümmel. Es war der Rittmeister von Prittwitz, der ihn mit seinen Husaren in Sicherheit brachte. In diesem Augenblick schrieb der König an seinen Minister Finkenstein mit Bleistift diesen Zettel:

„Alles ist verloren, retten sie die königliche Familie!“ — Und einige Stunden später: „Die Folgen der Schlacht werden schlimmer seyn, als die Schlacht selbst. Ich werde den Sturz des Vaterlandes nicht überleben. Gott befohlen auf immer!“

So finster und hoffnungslos war es in des Königs Seele; und als er am Abend in dem Dorfe Oetscher in einer halb zerstörten Bauernhütte schlaflos sich auf ein Strohlager hinwarf, und sein kleines Gefolge rings umher auf bloßer Erde schlief; als so Alles, was irdische Hoheit zu geben vermag, wie eine abgestreifte Hülle fern von ihm lag; da mag ihm wohl mehr als jemals fühlbar geworden seyn, wie wenig der Mensch durch eigene Kraft und Berechnung vermag. Und hätte ihn und sein Volk nicht eine höhere Hand gerettet, sie wären verloren gewesen. Dem siegreichen Feinde stand der Weg nach Berlin und in das Herz des Staates offen; von des Königs großem Heere fanden sich am Morgen nach der Schlacht nur ungefähr 5000 Mann bei ihm zusammen; erst nach einiger Zeit, da er die Flüchtlinge gesammelt und alles an sich gezogen hatte, konnte er bis 18000 zusammenbringen, und nur mit Mühe für die 165 Kanonen, die er bei Kunersdorf verloren hatte, einiges Geschütz aus Berlin herbeischaffen. Dennoch ward seine Hauptstadt gerettet. Der russische Feldherr verfolgte seinen Sieg nicht; vielleicht aus heimlicher Rücksicht für den russischen Thronerben, Peter, vielleicht auch nur aus Unzufriedenheit über die Unthätigkeit des östreichischen Hauptheeres. Denn dem Feldmarschall Daun schrieb Soltikow, als er ihn zum Vorrücken auffoderte: „Ich habe zwei Schlachten gewonnen, und warte, um weiter vorzurücken, nur auf die Nachricht zweier Siege von Ihnen. Es ist nicht billig, daß das Heer meiner Kaiserin allein alles thue.“ Solche Eifersucht und Unzufriedenheit zwischen den Anführern beider Völker hat immer fortgedauert, und den

König Friedrich mehrmals aus harten Bedrängnissen gerettet.

Der östreichsche Feldherr wurde indeß durch des Königs Bruder Heinrich, der jetzt alle Listen der Kriegskunst aufbot, in der Lausitz festgehalten, und durch treffliche Wendungen und Märsche, ohne eine Schlacht, sogar gezwungen, sich in die böhmischen Gebirge zurückzuziehen. So groß war dieser Heerführer in besonnener Leitung des Krieges, daß er ohne Blutvergießen das bewirkte, was der raschere Bruder durch eine Schlacht, ausgerichtet haben würde; und das Schicksal schien sie wohlwollend zusammengeordnet zu haben, damit Einer das Mangelnde des Andern ersetzte. Friedrich selbst hat von seinem Bruder das Urtheil gefällt, er sey der einzige Feldherr des Krieges gewesen, der keinen Fehler gemacht habe.

Doch zwei große Verluste, die der König noch am Ende dieses Feldzuges erlitt, konnte Heinrich nicht abwenden. Der erste war die Räumung von Dresden, des wichtigsten Platzes für Preußen für den ganzen Krieg. Friedrich hatte seinem dortigen Befehlshaber, dem Grafen Schmettau, in der ersten Niedergeschlagenheit nach der Kunersdorfer Schlacht, den Befehl zugeschickt, wenn er ernsthaft angegriffen werde, nur die Kriegskasse, von 7 Millionen Thaler, zu retten. Diesen Befehl zu wörtlich befolgend, übergab Schmettau der Reichsarmee an demselben Tage (den 4. September) die Stadt, als der später vom König zum Entsatz abgesandte General Wunsch schon in ihrer Nähe war. Die Kriegskasse war gerettet, aber alle Vorräthe und der Platz selbst, der dem Feldmarschall Daun die Möglichkeit darbot, zum erstenmal sein Winterlager in Sachsen zu nehmen, waren verloren. Der König versuchte Alles, ihn aus seiner Stellung zu vertreiben. Er sandte den General Fink mit 15,000 Mann in den Rücken des östreichschen Heeres, nach Maxen; aber der Eifer für die Ausführung des Einen Gedankens verdeckte dem Könige die Gefahr dieses Unternehmens. Der An-

führer, welcher sie sah und seiner Vorstellungen ungeachtet ausharren mußte, verlor, als er angegriffen wurde, die Zuversicht des Gemüthes und dadurch die Besonnenheit, und gab sich, nach blutigen Gefechten, mit 11,000 Mann, die ihm übrig waren, gefangen. Es war ein unerhörter Fall im preußischen Heere, und gleichsam ein Sühnopfer für die 14,000 Sachsen, die im Anfange des Krieges fast an gleicher Stelle gefangen genommen waren. Daun zog mit den Gefangenen wie im Triumpfe in Dresden ein, und nichts konnte ihn nun von seinem Entschlusse abbringen, in Sachsen sein Winterlager zu nehmen. Der König, dem dies unerträglich war, wollte ihn durch Standhaftigkeit ermüden, und blieb noch 6 Wochen lang in furchtbarer Kälte im offenen Feldlager bei Wilsdruf stehen, wodurch Daun dasselbe zu thun und zu leiden gezwungen war; endlich aber im Januar 1760 zwang die Strenge des Winters beide, ihren Heeren Ruh zu vergönnen; der König blieb in dem, ihm noch übrigen, Theile von Sachsen, und nahm seinen Standpunkt in Freiburg.

---

56. Das Jahr 1760.

Liegnitz und Torgau.

Mit dem Beginn eines jeden neuen Jahres ward König Friedrichs Lage schwieriger. Der Umfang des Raumes, welchen er noch sein nennen, und auf welchem er sich frei bewegen konnte, war wohl nicht viel verringert worden, allein die innern Hülfsquellen der Kraft und des Lebens versiegten immer mehr. Die Heere wurden kleiner und schlechter, die Zahl der Feinde dagegen schien selbst nach den Verlusten, die sie erlitten, zu wachsen. Der stets vordringende

Geist, welcher eigentlich nur im Angriffe seine volle Kraft hatte, mußte sich jetzt zum Vertheidigungskriege entschließen. Und auch dieser brachte ihm Anfangs nur bittere Früchte. Er selbst wollte in diesem Feldzuge Sachsen decken, sein Bruder Heinrich sollte die Mark gegen die Russen, der General Fouquet Schlesien gegen den östreichschen Heerführer Laudon beschützen. Aber dieser, der wohl der beste kaiserliche Feldherr war, hatte ein dreimahl überlegenes Heer gegen die Preußen, und konnte sie in Unthätigkeit erhalten, während eine seiner Abtheilungen die wichtige Festung Glaz belagerte. Darum verließ Fouquet seine Stellung in dem schlesischen Gebirge, um schneller Hülfe zu leisten, wo sie nöthig sey. Allein nun wurden die Städte und Dörfer im Gebirge die von einem fleißigen, gewerksamen Volke bewohnt sind, von den Streifschaaren der Oestreicher auf das Härteste mitgenommen, und ihr dringendes Flehen bewog den König, seinem Feldherrn den gemessenen Befehl zu geben, daß er seine Stellung in den Bergen, bei Landshut, wieder einnehmen solle. Fouquet, der ein sehr strenger Mann, und deshalb in Schlesien nicht beliebt, aber ein tapferer, entschlossener Krieger war, sah die Gefahr, in welche er ging; weil aber seine Vorstellungen vergeblich waren, so beschloß er wenigstens nicht wie Fink bei Maxen mit gesenkten, sondern mit erhobenen Waffen sein Schicksal zu bestehen. Und als er nun am 23. Juny früh um 2 Uhr mit seinen 8000 durch 30,000 Oestreicher von allen Seiten angegriffen wurde, da hielt er 8 Stunden lang den ungleichen Kampf aus, bildete gegen die Anfälle der feindlichen Reuter-Vierecke mit seinen tapfern Streitern, so lange noch einige Kraft in ihnen war, und vertheidigte jeden Fußbreit Landes. Endlich stürzte er selbst unter sein verwundetes Pferd, und wäre von den Reutern, die ihn schon mit Wunden bedeckt hatten, getödtet, hätte sich nicht sein Reitknecht auf ihn geworfen, und mit seinem Leibe die Hiebe aufgefangen. Ein feindlicher Obrist erkannte und rettete ihn. Die preußische Reuterei hatte

sich durchgeschlagen, aber das Fußvolk wurde bis auf 4000 Gefangene niedergehauen.

Es war ein harter Schlag für den König; Fouquet war sein Freund, und Schlesien lag nun dem Feinde offen da. Aber er faßte sich bald, und um durch eine kühne That den Eindruck des Unglücks schnell zu verwischen, täuschte er den Feldmarschall Daun durch künstliche Märsche, gewann ihm einen beträchtlichen Vorsprung ab, erschien plötzlich vor Dresden, und fing an, die Stadt zu beschießen. Es wäre ihm ein großer Gewinn gewesen, wenn er diese wichtige Stadt durch Ueberraschung wieder erobert hätte; allein sie hatte einen tapfern Befehlshaber in dem General Maquire, der, obwohl der dritte Theil der schönen Stadt, mit vielen großen Gebäuden, durch das heftige Feuer der Preußen in Asche gelegt ward, dennoch nicht wankte. Er wußte, daß das große östreichsche Heer dem Könige bald folgen und ihn befreien werde; und in der That erschien auch Daun, ehe die Stadt zur Uebergabe gezwungen war. Wäre der langsame Feldherr mehr geeilt, so würde er wahrscheinlich das Unglück der Stadt ganz abgewendet haben. Der König hob die Belagerung auf und eilte nach Schlesien; denn hier war ein neues Unglück geschehen; der General Laudon hatte die Festung Glaz, die wichtigste des preußischen Staates nach Magdeburg, durch einen schnellen Angriff, und die Feigheit oder Verrätherey des Befehlshabers Do, eines Italieners, in Einem Tage erobert. Sie war der Schlüssel zum schlesischen Lande. Glücklicherweise fand Laudon an dem Befehlshaber in der Hauptstadt Breslau, dem General Tauenzien, einen entschlossenern Gegner. Dieser ließ sich nicht schrecken; und schnell kam nun der Prinz Heinrich zur Rettung herbei.

Die Schlacht bei Liegnitz. 15. August. — Auch der König war schon in Schlesien angekommen, verfolgt, oder vielmehr begleitet von dem

östreichischen Heere; denn auf seiner einen Seite zog der Feldmarschall Daun; auf der andern der General Lascy. Unter steten Gefahren bei Tage und Nacht, und unaufhörlichen Gefechten der leichten Schaaren, ging der Zug bis in die Gegend von Liegnitz. Weiter konnte der König nicht, denn Daun, der nun auch das Laudonsche Heer an sich gezogen hatte, und ihm viel überlegen war, verschloß ihm die Wege nach Breslau und Schweidnitz, wo seine Vorräthe waren. Der Prinz Heinrich aber wurde durch die Russen an der Oder festgehalten. Der König hatte nur noch auf einige Tage Lebensmittel, und die Oestreicher standen ihm so nahe, wie bei Hochkirch, so daß er fast in jeder Nacht seine Stellung verändern mußte, um nicht überfallen zu werden. Endlich glaubten die östreichschen Feldherrn den rechten Augenblick zur Schlacht gefunden zu haben; der 15. August war dazu bestimmt, und in der Nacht vorher brach Laudon auf, um im Rücken des preußischen Heeres die Höhen von Pfaffendorf zu besetzen. Der König sollte von allen Seiten angegriffen und wo möglich vernichtet werden. Aber gerade in dieser Nacht war auch sein Heer aus der alten Stellung, weil die östreichschen Heerführer sie am vorigen Tage auf das sorgsamste ausgekundschaftet hatten, in aller Stille aufgebrochen, und hatte sich schon auf eben den Höhen von Pfaffendorf gelagert, nach denen Laudon strebte. Im alten preußischen Lager brannten die Wachtfeuer, von Landleuten unterhalten, und Husarenpatrouillen riefen alle Viertelstunde den Wachtruf, während der König schon auf dem neuen Platze ruhte. Die Krieger lagen mit ihren Waffen im Arme, der König legte sich, in seinen Mantel gehüllt, mit dem treuen Ziethen und einigen andern an ein kleines Feuer und schlief. Eine feierliche Stille ruhte auf dem Heere, jedes Geräusch war untersagt, und schlafend oder leise mit einander redend erwarteten die Krieger den Tag. Um zwei Uhr aber weckte plötzlich der Führer einer Husaren-Runde den König mit der unerwarteten Bothschaft, der Feind sey da, und nur 400

Schritte entfernt. Dieses Wort wirkte wie ein elektrischer Schlag; in wenigen Augenblicken waren die Anführer zu Pferde, die Schaaren in den Waffen und geordnet, und die Stimme des Geschützes erscholl. Der erstaunte Laudon merkte bald in der ersten Tagesdämmerung, daß er einen beträchtlichen Theil des preußischen Heeres vor sich habe. Als entschlossener Feldherr verzagte er nicht, sondern machte mehrere tapfere Angriffe; vielleicht mogte der Feldmarschall Daun den Schlachtdonner vernehmen und ihm Hülfe leisten. Allein ein entgegengesetzter Wind trieb den Schall abwärts, Daun hörte nichts; und nach dreistündigem Gefecht, 5 Uhr Morgens, war die Schlacht schon entschieden. Laudon verlor 4000 Todte, 6000 Verwundete und 82 Kanonen, und mußte eilig über die Katzbach zurückweichen. Daun aber, der am Morgen noch gegen des Königs Heer vorrücken wollte, traf auf den rechten preußischen Flügel unter dem General Ziethen; er wurde mit einem nachdrücklichen Geschützfeuer empfangen, und da er Laudons Niederlage erfuhr, zog er sich gleichfalls zurück.

Dieser Sieg, recht durch eine Gunst des Glückes geschenkt, verbesserte des Königs Lage außerordentlich, und er selbst benutzte ihn mit seiner gewöhnlichen Schnelligkeit. Drei Stunden nach Beendigung der Schlacht war sein Heer schon wieder auf dem Zuge, die Gefangenen in der Mitte, die Verwundeten, Freunde sowohl als Feinde, auf Wagen mitziehend, und die erbeuteten Kanonen im Zuge der übrigen. Die Spitze des Heeres legte an dem Tage noch drei Meilen zurück, und nun konnte der Weg nach Breslau und zu den Vorräthen nicht mehr versperrt werden.

Schlesien war größtentheils gerettet, aber in der Mark und in Sachsen ereigneten sich traurige Begebenheiten. Die Russen hatten sich von Breslau wieder an der Oder hinuntergezogen, und entschlossen sich jetzt, 20,000 Mann in Verbindung mit 15,000 Oestreichern unter Lascy gegen Berlin zu senden. Gegen ein solches Heer konnte sich die Stadt mit

einer schwachen Besatzung nicht vertheidigen; sie ergab sich den 4. October dem russischen General Totleben. Es war das Glück der Stadt, daß er menschlich dachte und eine Plünderung verhütete; doch wurden einige Königliche Lustschlösser umher von den Sachsen verwüstet und viele Denkmähler der Kunst zerstört. Acht Tage lang dauerte die Besetzung der Stadt, und beträchtliche Geldsummen mußten gezahlt werden; dann verscheuchte der Ruf von dem Anzuge des Königs schnell die Gegner nach Sachsen und über die Oder.

Die Schlacht bei Torgau. 3. November. — Friedrich kam nicht allein seiner Hauptstadt, sondern vorzüglich des sächsischen Landes wegen. Während er in Schlesien beschäftigt war, hatte die Reichsarmee sich in Sachsen eingefunden, und da sie wenig Widerstand fand, sich des ganzen Landes bemächtigt; nun kam Daun mit seinem Heere dazu, und legte sich in ein sehr festes Lager bei Torgau. Wollte der König das für ihn so wichtige Land nicht verloren geben, und zum erstenmahl das Winterlager auf seinem eigenen Boden nehmen, so mußte Sachsen noch vor dem Winter von Neuem erobert werden. Es blieb ihm keine Wahl; wie schon am Schlusse mehrerer Jahre, mußte er noch einmahl einen großen Verlust gegen großen Gewinn zu setzen wagen. Diesesmahl schien sein Verderben unvermeidlich, wenn das gefährliche Spiel mißlang; er selbst scheint sich in diesem Falle auf seinen Tod gefaßt gemacht zu haben; — und er war sehr nahe daran, die Schlacht zu verlieren. Der Angriff auf die stark verschanzten Weinberge von Torgau sollte am 3. November von zwei Seiten, durch zwei verschiedene Heeresabtheilungen, geschehen; der König wollte die eine, Ziethen sollte die andere im Rücken der Oestreicher gegen die Siptitzer Höhen führen. Ein Wald verbarg des Königs Anrücken; aber seine Züge verwickelten sich in demselben und hielten sich auf; und als er nun mit den ersten herauskam,

hörte er schon ein starkes Feuern von Ziethens Seite und glaubte diesen im vollen Kampfe. Es war aber nur ein Vorpostengefecht, und Daun konnte noch seine ganze Kraft gegen des Königs Angriff wenden. Und als dieser, in ungeduldiger Eile, ohne das andere Fußvolk und die Reuterei zu erwarten, seine Grenadiere gegen die Schanzen der Oestreicher führte, da empfing sie ein so mörderisches Feuer aus 200 Stücken Geschütz, daß die Reihen der Seinigen, wie vom Blitze niedergeschmettert, und wie im Tode noch zusammengeordnet, da lagen, daß seine Kanoniere nicht einmahl zum Laden ihres Geschützes gelangen konnten, sondern gleichfalls zerschmettert sammt den Pferden hinstürzten, und der König selbst betäubt seinen Begleitern gestand, solches Krachen der Schlacht nie gehört zu haben. In der That beraubte es auch mehrere Menschen auf der Stelle des Gehörs. Den König traf ein Streifschuß an der Brust, doch ohne ihn bedeutend zu verletzen. — Es rückten neue Haufen der Preußen heran und gewannen einigen Raum, dann wurden sie von der östreichschen Reuterei zurückgeschlagen. Diese wurde wieder von der preußischen geworfen, die endlich auch heran kam, nachdem sie auf dem Wege aufgehalten war; und so wurde bis in die Nacht mit abwechselndem Glücke gefochten. Aber des Königs Herz war von Kummer niedergedrückt; der Kern seines Fußvolks lag auf dem Schlachtfelde und die östreichschen Verschanzungen waren nicht erobert; der Feldmarschall Daun hatte sogar schon einen Eilboten mit der Siegesnachricht an seine Kaiserin abgesendet. Aber der Rath des Schicksals hatte es dennoch anders geordnet. Während auf des Königs Seite noch hin und wieder in der Dunkelheit von einzelnen Haufen gefochten wurde, die sich verirrt hatten, und Freunde oft auf Freunde schossen; während in kalter Herbstnacht unzählige Feuer in der Torgauer Haide brannten, und Gesunde und Verwundete von beiden Seiten sich um ihnen sammelten, mit dem Vertrage, am Morgen sich demjenigen zu ergeben, der den Sieg gewonnen haben würde; und

während der König in der Kirche des Dorfes Elsnig, auf der untersten Stufe des Altares sitzend, Befehle schrieb; focht der alte General Ziethen noch um den Besitz der Siptitzer Höhen bis 10 Uhr Abends, und gewann sie endlich in Verbindung mit dem General Saldern. Dadurch wurde die Stellung der Oestreicher gebrochen; sie konnten den Kampf am andern Morgen nicht wieder annehmen, und Daun, der in der Schlacht selbst verwundet war, zog sich in der Nacht, in großer Stille, durch Torgau über die Elbe nach Dresden zurück. Es geschah so unbemerkt, daß die Preußen sich schon auf einen neuen Kampf am nächsten Morgen bereiteten. Als der König aber mit der ersten Dämmerung aus dem Dorfe ritt, fand er das Schlachtfeld leer, und wurde von seinen eigenen Kriegern als Sieger begrüßt. So war ihm durch diesen blutigen Sieg der Besitz des größeren Theiles von Sachsen wieder erobert; er legte sein Heer ins Winterlager, und nahm seinen Aufenthalt in Leipzig.

---

57. Die Jahre 1761 und 62.

Friede mit Rußland und Schweden.

Die letzten Jahre des Krieges sind weniger mit großen und kraftvollen Unternehmungen angefüllt; die Ermattung der Völker wurde immer sichtbarer, und Friedrich, der sonst der Unternehmende gewesen, mußte wiederum nur auf die Vertheidigung dessen, was er noch besaß, bedacht seyn. Sie wurde ihm im Jahre 1761 nicht leicht. Er selbst befehligte in Schlesien, und wendete alle Kunst an, die Vereinigung des russischen Heeres unter Butturlin mit Laudon zu verhindern, der allein 72,000 Oestreicher anführte. Es gelang dem Könige eine Zeitlang, und es war schon ein Gewinn für ihn, daß darüber ein Theil des Sommers verstrichen war; endlich am 12. August, vereinigten sich die Heere dennoch in der Gegend von

Strigau; sie waren zusammen 130,000 Mann stark, und Friedrich mußte mit seinen 50,000 eine Festung um sich her ziehen, um von solcher Ueberzahl nicht erdrückt zu werden. Es war dieses das feste Lager bei Bunzelwitz, in welchem er 20 Tage lang von den Feinden eingeschlossen gehalten wurde, und solche Wachsamkeit nöthig hatte, daß seine Krieger des Nachts in vollen Waffen in Schlachtordnung stehen, und bei Tage die Ruhe der Nacht genießen mußten. Dennoch konnten die fast dreimahl überlegenen Feinde, mit voller Kraft auf die schwächsten Stellen der Verschanzung anstürmend, ihn überwältigen, wenn Ein Geist die große Masse leitete. Allein die beiden Heerführer waren nicht einig unter einander, der eine wollte nicht für den Ruhm des andern arbeiten und glaubte, ihm werde die schwerste Aufgabe der gemeinschaftlichen Arbeit aufgebürdet; und wie niemahls in diesem Kriege die russischen Heere mit den östreichschen in rechte Einstimmung zu bringen waren, so trennten sie sich auch diesesmahl, ohne etwas auszurichten. Hauptsächlich nöthigte sie der Mangel an Unterhalt dazu, und Friedrich mit den Seinigen war befreit. Um nun in diesem Jahre gar nichts mehr von den Russen befürchten zu müssen, ließ er durch einen kühnen Streifzug unter dem General Platen ihre großen Vorräthe in Polen zerstören; das Wagestück gelang, das russische Heer war für diesen Feldzug gelähmt.

Allein ohne Unglück für den König sollte auch dieses Jahr nicht vergehen. Indem er seine Stellung bei Bunzelwitz verließ, um die Oestreicher in die ebenen Gegenden Schlesiens zu locken, brach Laudon auf einmahl aus den Gebirgen hervor; aber statt dem Könige zu folgen, wendete er sich plötzlich gegen Schweidnitz, überfiel die schlecht besetzte Stadt in der Nacht des ersten Octobers, und nahm sie mit Sturm ein. Die schwache, aus unzuverläßigen geworbenen Leuten bestehende, Besatzung wurde mit dem General Zastrow gefangen genommen. — Du[illegible], Schweidnitz und Glaz besaßen die Oestreicher nun schon die Hälfte Schlesiens, und konnten den Winter

über in diesem Lande bleiben. Und damit auch die Russen zum erstenmahl in Pommern ihr Winterlager nehmen könnten, mußte ihnen die wichtige Festung Kolberg, nach einer fast viermonatlichen, tapferen Gegenwehr, am 13. Dezember in die Hände fallen.

So eingeengt war der König noch nie gewesen. Zwar hatte Prinz Heinrich die übrige Hälfte Sachsens in diesem Sommer mit vieler Klugheit gegen Daun vertheidigt, aber es war nur die Hälfte, und die Russen hatten dafür von der Oder her im nächsten Frühjahr nur wenige Schritte bis nach Berlin. In solcher Noth hätte der Muth des kleinen preußischen Volkes leicht völlig gebrochen werden können. Allein es bewährte sich seines starken Königs würdig, ja es richtete den Sinn desselben durch die Zuversicht, die in Bürger und Bauern war, und die aus dem Munde der Jünglinge, die zu dem Heere kamen, wiedertönte, oft kräftig wieder auf. Es wurde laut im Heere anerkannt, daß König und Krieger so lange muthig bleiben könnten, als das Volk selbst nicht verzage. Darin waren König und Volk und Heer einig, daß, wenn der Untergang unvermeidlich sey, sie wenigstens mit Ehre untergehen wollten.

Aber das neue Jahr brachte unerwartet einen hellen Strahl der Hoffnung mit sich; am 5. Januar 1762 starb die russische Kaiserin Elisabeth, und in ihr eine bittere Feindin Friedrichs. Ihr Neffe, Peter III., bestieg den Thron; er war ein begeisterter Verehrer des großen Königs, und, nur dem Zuge seines Gemüthes folgend, ließ er sogleich alle preußische Gefangene ohne Lösegeld frei, und schloß nicht nur am 5. May zu Petersburg einen so uneigennützigen Frieden, daß er ganz Preußen, ohne irgend eine Entschädigung, herausgab, sondern errichtete auch sogleich ein Bündniß mit Friedrich, und ließ seinen Heerführer Czernitschef mit 20,000 Russen zu dem preußischen Heere in Schlesien stoßen.

Diesem Beispiele folgte auch Schweden, des wenig rühmlichen Krieges müde, in so weit, daß es am 22. May zu Hamburg mit Preußen den Frieden abschloß.

So konnte Friedrich seine ganze Kraft gegen die Oestreicher wenden und die sichere Hoffnung schöpfen, ihnen zunächst Schlesien wieder abzugewinnen. Mit Schweidnitz sollte der Anfang gemacht werden; und da es der Feldmarschall Daun in einer festen Stellung bei Burkersdorf deckte, so faßte Friedrich den Entschluß, ihn hier in Vereiniguug mit den Russen anzugreifen. Schon war er im Anzuge, als plötzlich die niederschlagende Nachricht kam, der russische Kaiser Peter III sey ermordet, seine Gemahlin Katharina zur Kaiserin ausgerufen, und Czernitschef mit seinem Heere solle sogleich nach Polen zurückkehren. Der junge Kaiser hatte mit unverständigem Ungestüm viele Neuerungen in Rußland angefangen, die Geistlichkeit und den Adel gegen sich aufgebracht, seine Gemahlin hart behandelt, und seine Teutschen auf kränkende Weise den Eingebornen vorgezogen. Darüber verlor er schon nach 6 Monaten seinen Thron. Für Friedrich aber öffnete sich ein neuer Abgrund von Gefahren, wenn die neue Kaiserin, wie es den Anschein hatte, gleich der Kaiserin Elisabeth gegen ihn gesinnt war. Doch faßte er sich bald, und beschloß wenigstens von der Gegenwart der Russen, wo möglich, noch Vortheil zu ziehen. So groß war die geistige Gewalt, welche Friedrich über die Menschen übte, daß er jetzt den General Czernitschef dahin vermogte, noch drei Tage lang den Befehl zum Abzuge, vor seinem Heere geheim zu halten, am Tage des Angriffs auf Dauns Verschanzungen zum Schein mit auszurücken, und einen Theil des östreichschen Heeres blos durch seine Gegenwart in Unthätigkeit zu erhalten. Czernitschef brachte dem großen Könige dieses Opfer, welches ihn leicht seinen Kopf kosten konnte; das Treffen bei Reichenbach erfolgte am 21. Juli und wurde gewonnen. Am folgenden Tage trennte sich das russische Heer vom Könige und zog zurück; Czernitschef aber wurde nicht zur Rechenschaft gezogen, weil die Kaiserin ihre Gesinnung gegen den König geändert hatte. Anfänglich hatte sie geglaubt, Friedrich selbst habe ihren Gemahl zu den harten Maßregeln angefeuert, die er gegen sie ergriffen; als sie nun aber

nach des Kaisers Tode dessen Papiere durchsuchte, fanden sich Briefe des Königs mit den dringendsten Ermahnungen zur Vorsicht in seinem Betragen, und besonders zur Schonung seiner Gemahlin. Das änderte Katharinens Stimmung, und sie bestätigte den Frieden mit Preußen, doch ohne ihre Hülfe zum fernern Kriege gegen Oestreich zuzusagen.

Friedrich fing die Belagerung von Schweidnitz an; aber sie nahm den übrigen Theil des Sommers weg. So schlecht zweimahl in diesem Kriege die preußische Besatzung diese Festung vertheidigt hatte, so klug und tapfer hielten sich jetzt die östreichischen Anführer, der General Guasko, als Befehlshaber, und Gribauval, als Ingenieur der Festung. Neun Wochen lang hielten sie die Belagerung aus, die der König selbst am Ende mit großem Eifer leitete, und erst, als keine Hoffnung des Entsatzes übrig war, und alle Nothdurft fehlte, ergaben sie sich am 9. October mit 10,000 Mann zu Gefangenen.

In Sachsen führte der Prinz Heinrich in diesem Jahre, nach seiner besonnenen Weise den Krieg so, daß er das ganze Land, außer Dresden, besetzt hielt, und durch seine tapferen Unterfeldherrn, Seidlitz, Kleist und Belling, manchen glücklichen Streifzug in Böhmen und im Reiche machen ließ. Als ihn endlich aber die Oestreicher mit der Reichsarmee durch Uebermacht aus seiner guten Stellung bei Freiburg verdrängen wollten, griff er die letztere am 29. October an, und schlug sie gänzlich in die Flucht. Dieses war das letzte Treffen im siebenjährigen Kriege. Der König schloß am 24. November einen Waffenstillstand mit Oestreich, und vertheilte seine Heere von Thüringen bis nach Schlesien in's Winterlager. Sein Oberst Kleist aber blieb mit 10,000 Mann noch im Felde gegen die teutschen Fürsten, brach in Franken ein, und brachte einen der Reichsfürsten nach dem andern zum Frieden.

Der Herzog Ferdinand von Braunschweig hatte die drei letzten Jahre des Krieges hindurch seinen alten Ruhm in der Vertheidigung Niedersachsens und Westphalens trefflich behauptet. Frankreich bot

alle Kräfte auf, diese Länder doch noch zu erobern und die Ehre der Waffen zu retten: es wurden immer neue Feldherrn geschickt, die Heere im Jahr 1761 sogar bis auf 150,000 Mann verstärkt, denen Ferdinand nur 80,000 entgegenzusetzen hatte; und dennoch erreichten sie nichts, als den Besitz Hessens, dessen Vertheidigung außer Ferdinands Kräften lag, weil er von zwei Seiten zugleich, vom Niederrheine und von dem Maine her, bedroht wurde. Dagegen ließ er sich durch keine Künste noch Schrecken aus seinen Stellungen am linken Ufer der Weser und an der Dimel, wo er Niedersachsen und Westphalen zugleich deckte, verdrängen. In vielen einzelnen Gefechten zeichneten sich seine Unterfeldherrn, der Erbprinz von Braunschweig, Spörken, Kielmansegge und Luckner aus. Am Ende des letzten Feldzuges konnte der Herzog sogar wieder von der Vertheidigung zum Angriffe übergehen; er vertrieb die Franzosen durch ein glückliches Treffen bei Wilhelmsthal, und durch ein anderes bei Lutterberg, aus der Gegend von Kassel, und beschloß den Feldzug des Jahres 1762, so wie den ganzen Krieg, durch die Eroberung dieser Stadt am 1. November. Es wurde auch auf dieser Seite ein Waffenstillstand geschlossen.

Der Pariser und der Hubertsburger Friede; 10. und 15. Februar 1763.

Alle kriegführenden Völker waren erschöpft und sehnten sich nach Ruhe. England hatte große Eroberungen jenseits der Meere gemacht, aber zugleich seine Schuld um 800 Millionen schwerer Thaler vermehrt; und seit Georg II. gestorben, und der Lord Bute, des neuen Königs Erzieher, an Pitts Stelle erster Minister geworden war, herrschte die Neigung zum Frieden bedeutend vor, den auch Frankreich wünschen mußte. Auf solche Weise wären Friedrich und Maria Theresia allein auf dem Kampfplatze geblieben; aber Oestreich hatte, wenn auch noch Krieger, doch nicht mehr das Geld zur alleinigen Fortsetzung des Kampfes, und der König Friedrich wollte vom Anfang an

nur Schlesien behaupten. Da ihm dieses zugesichert wurde, bestätigte er gern den Frieden, der durch seinen, den östreichschen und den sächsischen Bevollmächtigten auf dem sächsischen Jagdschlosse Hubertsburg verabredet war. Von beiden Seiten wurden die Eroberungen zurückgegeben, die Kriegsgefangenen ausgewechselt, keine Kriegsschäden vergütet; König Friedrich blieb in dem Besitze von Schlesien, und gab dem Churfürsten von Sachsen sein Land wieder. Es war durch den schweren, blutigen Kampf in der äußern Gestaltung der Dinge nichts geändert, aber gewisse große Erfahrungen, die er gegeben hatte, erhielten für Europa beinahe 30 Jahre hindurch eine wohlthätige Ruhe. Das unstäte Wogen der Verhältnisse, das gespannte Beobachten der Staaten unter einander, die Erwartung plötzlicher Ausbrüche, — das Alles war niedergeschlagen, und es trat auf einige Zeit ein Glaube ein, daß die bestehende Ordnung der Dinge Dauer haben könne. Ueber Preußen war der Schicksalsspruch ergangen, seine Macht beruhe auf festen Pfeilern, so lange der Geist die verhältnißmäßig kleine Masse beherrsche und bewege. Ernster, emsiger und kriegerischer Sinn in Herrscher und Volk, Gerechtigkeit und Sparsamkeit in der Verwaltung, Vorstreben des Geistes in dem Besten, was das Zeitalter mit sich bringt, — dadurch hielt der König Friedrich und sein Volk den Kampf mit halb Europa aus; sie werden Preußen halten, so lange sich Preußen sie zu erhalten weiß. — Oestreich bewies in dieser Zeit, wie bei allem früheren Wechsel seiner Schicksale, daß seine Macht nicht weniger unzerstörbar sey; daß seine schönen, reichen Länder, die Treue und Tüchtigkeit der Einwohner, ihre Liebe zu der väterlich milden Regierung, einen trefflichen Kern gesundes Lebens in sich bewahren. Auch die Hessen, Hannoveraner und übrigen Niedersachsen hatten in dem Kampfe gegen die französischen Heere Ausdauer und Tapferkeit in solchem Maaße bewährt, daß der teutsche Name in ihnen hoch geehrt erschien. Ueberhaupt fiel die Ehre des Krieges auf die Teutschen zurück. Wenn von der Ueberlegenheit geredet wurde, welche Geistesgröße im

Gedränge des Kampfes, in rascher Ergreifung des Augenblicks, gewährt, so ertönte König Friedrichs oder Herzog Ferdinands Name in Aller Munde. Ja, seit diesem Kriege erzählten die Völkerschaften fern in Asien und Afrika, solche, die noch nicht einmal Schrift kannten, von dem König Friedrich in Preußen. Prinz Heinrich war das Muster des besonnenen Feldherrn, der mit geringen Kräften einen viel mächtigern Gegner zu beschäftigen weiß, und keine Blößen giebt; Ziethen und Seidlitz galten als die besten Reuterführer, und so viele andere Feldherren als Helden, in trefflicher Schule gebildet. Dagegen wurde, wer die Kunst lernen wollte, musterhafte Stellungen zu wählen, oder das Geschütz entscheidend zu gebrauchen, zu den östreichschen Heeren gewiesen; und die Namen des erfahrenen Brown, des schnellen und unternehmenden Laudon, der geschickten Führer Nadasti, Lascy und anderer, durften dreist nebst den älteren, berühmten Heerführern Oestreichs genannt werden.

Es ist tröstend, daß solcher Ruhm die Trauer über den erbitterten Kampf teutscher Brüder gegen einander mildern durfte, und daß er zugleich die Blöße der Friedensverfassung des Reiches einigermaßen bedeckte. In der That war der Zustand des denkenden und berathenden Theiles unserer Verfassung so unvollkommen, die Formen der Geschäftsführung so veraltet, der Gang der Dinge so langsam und kraftlos, daß, wenn nicht Herz und Arm ihre Pflicht gethan und dem Auslande gezeigt hätten, daß der alte Kriegsmuth noch nicht aus Teutschland gewichen sey, — es den Fremden noch mehr zum Gespött und noch früher zur Beute geworden wäre.

Frankreich hatte wenig Ehre in diesem Kriege gewonnen; eine schwache, planlose, von Weibern und Günstlingen geführte, Regierung hatte eine unheilbare Erschlaffung erzeugt. Es verlor zwar in dem Pariser Frieden, der 5 Tage vor dem Hubertsburger geschlossen wurde, nicht so viel, als man nach dem Kriegsglück der Engländer zur See erwartet hatte; allein dieser Friede war durch den wenig scharfsichtigen

Bute geschlossen, und Pitt dagegen hatte während des Krieges auf glänzende Weise gezeigt, welch außerordentliche Kraft in dem englischen Volke liege, und der vollen Entwicklung warte.

---

58. Das Zeitalter Friedrichs des Großen.

In der fast dreißigjährigen Ruhe nach dem Hubertsburger Frieden entwickelten sich viele Keime, die früher in Teutschland gepflanzt waren, zur vollen Reife. Um diese Zeit mit einem Namen zu bezeichnen, hat man sie das Zeitalter Friedrichs des Großen genannt, weil sein Geist und sein Vorbild allen voranleuchtete, und das Gute wie das Fehlerhafte des mit ihm lebenden Geschlechts in ihm nach großem Maaßstabe ausgebildet erscheint. Ihre Eigenthümlichkeit wird klarer ins Auge treten, wenn wir zuvor, wie wir den König im Kriege sahen, ihn auch im Frieden betrachten.

Friedrichs nächste Sorge war die Wiederherstellung seines Heeres, damit kein Feind hoffen dürfe, vom plötzlichen Wiederanfange des Krieges Gewinn zu ziehen. Um die neuangeworbenen Haufen bald den alten, geübten, deren noch wenige waren, gleich zu bringen, wurden die Uebungen mit Ernst und großer Strenge betrieben; aber es geschah hier, wie mit den meisten menschlichen Angelegenheiten, wenn das, was sich in dem Augenblicke seines kräftigsten Lebens als vortrefflich gezeigt hat, festgehalten werden soll. Die Form gilt bald als die Hauptsache: der Geist, welcher in Einer bestimmten Gestalt nur Einmahl seine Wohnung nehmen kann, verläßt dieselbe und bildet sich unbemerkt eine neue; die Menschen aber verehren die Hülle noch lange, als besäßen sie das Wesen. Der große König selbst, der

seine Kriegsübungen in ganz Europa nachgeahmt sah, täuschte sich in der Ueber-schätzung ihres Werthes. Das System der stehenden Heere wurde auf seinen Gipfel getrieben, es wurde die Hauptsorge aller Staatsverwaltung; der Ernst wurde wieder zum Spiele, bis eine große Welterschütterung des Spieles Nichtigkeit offenbar machte.

Um vieles wohlthätiger und dauernder wirkend war Friedrichs Sorge für das Wiederaufleben seines zertretenen Landes, diese Sorge ist das unverwelklichste Blatt seines Lorbeerkranzes. Das Korn, welches schon zum nächsten Feldzuge aufgekauft war, wurde den am meisten verarmten Landleuten als Saatkorn geschenkt, und die überflüssigen Pferde unter sie vertheilt In Schlesien wurden die Abgaben auf 6 Monate, in Pommern und der Neumark, wo die Russen zerstört hatten, auf 2 Jahre erlassen. Ja der König schenkte, zur Aufhelfung des Ackerbaues und der Gewerbe, noch baare Geldsummen, nach der Größe des Bedürfnisses, und diese Geschenke betragen in den 24 Jahren seiner Regierung nach dem Hubertsburger Frieden über 24 Millionen Thaler. Solche Großmuth durfte sich König Friedrich deshalb zum eigenen Ruhme anrechnen, weil sie nur durch seine große Sparsamkeit möglich war; und mit dieser fing er, mit großartiger Gesinnung, zunächst bei sich selbst an. Sein Grundsatz war, daß sein Schatz nicht ihm, sondern dem Staate gehöre, durch den er zusammengebracht sey; und während andere Fürsten, die Schweißtropfen, die an jedem Geldstücke hingen, nicht achtend, in unmäßiger Verschwendung prunkten, lebte er so einfach, daß er von der zu seiner Hofhaltung ausgesetzten Summe fast eine Million Thaler jährlich ersparte.

Durch des Königs vorzügliche Sorge für den Ackerbau lebte dieser schnell wieder auf. Große Strecken Landes wurden urbar gemacht, neue Anbauer aus andern Ländern herübergezogen, und wo vorher Sumpf oder Moor war, blühten bald fruchtbare Kornfelder. Der Anblick solches Fortschreitens that dem Könige bei seinen jährlichen Musterungsreisen

außerordentlich wohl, und sein lebhafter Geist bekümmerte sich selbst um das Kleinste, so daß wohl wenige Fürsten ihre Staaten so kennen mögen, als Friedrich die seinigen kannte. Wie sehr aber diese Sorgfalt des Wiederherstellens noth that, geht schon aus dem Einen hervor, daß die Zahl der im Kriege abgebrannten Häuser in seinen Staaten 14,500 betrug, von denen die meisten, nach des Königs Zeugniß, von den Russen in Brand gesteckt waren. — In Oberschlesien allein wurden von 1763 — 79, 213 neue Dörfer angelegt. Dieses Land, welches so viel gelitten hatte, lag dem Könige besonders am Herzen, und als er es nun wieder aufleben sah, als im Jahre 1777, bei einer allgemeinen Zählung 180,000 Menschen mehr in Schlesien gefunden wurden, wie im Jahre 1756, als der Krieg anfing; da auf solche Weise der Verlust des Krieges mit Gewinn ersetzt war, und Ackerbau, Gewerbe und Leinwandhandel blühten, schreibt er selbst in einem Briefe, mit inniger Zufriedenheit, welche Freude er darüber fühle, eine so tief heruntergekommene Provinz wieder emporgehoben zu haben.

Der Fleiß ist besonders demjenigen Volke das erste Bedürfniß, welches nur durch ihn der Natur seinen Bestand abgewinnen kann, aber dieser Gewinn ist nicht der einzige; der viel größere ist die frische, gesunde Lebenskraft, die er dem Volke giebt. In dieser Tugend war König Friedrich dem seinigen ein Muster. Schon in seinen früheren Jahren schrieb er einst an seinen Freund Jordan: „Du hast Recht, wenn du glaubst, daß ich viel arbeite. Ich thue es, um zu leben. Denn nichts hat mehr Aehnlichkeit mit dem Tode, als der Müßiggang.“ Und später, in seinem hohen Alter, klingt dieser Gedanke gleichsam als der Grundton seines ganzen Lebens, in einem andern Briefe wieder: „Die Weise, mich nicht zu schonen, habe ich noch, wie sonst, schreibt er. Mein Stand verlangt Arbeit und Thätigkeit; mein Geist und mein Leib beugen sich unter ihre Pflicht. Daß ich lebe, ist nicht nothwendig, wohl aber, daß ich thätig bin.“

Die früh entworfene Ordnung seines Lebens blieb

bis in sein Alter unverändert, und noch am Tage vor seinem Tode beschäftigte er sich mit den Geschäften der Regierung. Jede Stunde hatte ihre Bestimmung und der große Grundsatz, welcher die Seele alles Fleißes ist, nichts aufzuschieben, galt ihm als unverletzliches Gesetz. Die Zeit von 4 Uhr Morgens bis gegen Mitternacht, also fast fünf Sechstheile des Tages, waren irgend einer Thätigkeit des Geistes oder Gemüthes gewidmet. Denn damit selbst die Zeit der Tafel nicht ohne einige Nahrung für den Geist vorübergehe, versammelte der König Mittags und Abends eine Auswahl geistreicher Männer um sich, und die Unterhaltung war, meistentheils durch ihn selbst, so belebt, daß man sie mit sokratischen Gastmählern verglichen hat. Freilich traten, nach der Weise der Zeit, vorzüglich nur Witz und Laune glänzend hervor. Die Schnelligkeit, das Treffende und Ueberraschende der Gedanken, galt vor Allem; Gründlichkeit und die treue, menschliche Nachsicht fanden in jenem Zeitalter weniger ihren Platz; und schon die französische Sprache, welche in Friedrichs Gesellschaft geredet wurde, mußte diese Richtung mit sich bringen. — Die übrige Zeit des Tages war zwischen dem Lesen der eingelaufenen Berichte, den Vorträgen der Kabinetsräthe, dem, oft eigenhändigen, Entwerfen der Antworten; ferner der Anordnung seiner Anlagen bei den Lustschlössern; den schriftstellerischen Arbeiten, deren Friedrich eine reiche Sammlung hinterlassen hat, und endlich der Unterhaltung mit seiner Flöte getheilt. Diese wiegte, wie eine vertraute Freundin, die heftigern Regungen seines Innern sanft ein; und während er mit ihr oft Stundenlang durch seine Zimmer wanderte, wurde das Reich der Gedanken immer freier, und sein Geist war alsdann, wie er selbst bezeugt, am ungestörtesten thätig. Doch litt nie ein Geschäft des Staates unter den selbstgewählten, gemüthlichern Genüssen, welche die Musik und Dichtkunst ihm gewährten. Das ist der größte Ruhm des Königs, daß ihm Pflicht und Beruf über Alles heilig waren, und daher hat man mit Recht von Friedrich gesagt, daß

die Pflicht eines Königs, in ihrem ganzen Umfange und ihrer ganzen Würde, die Idee gewesen sey, welche sein Leben beherrschte, und seiner Seele Mittelpunkt war. Wie hätte doch dieser König sein ganzes Zeitalter emporheben und mit sich fortreißen, und an tausend gefährlichen Klippen vorüberführen können, wenn von seiner Jugend an, durch Innigkeit und Liebe, die treue, feste, teutsche Natur, die in ihm lag, gepflegt worden wäre

Aber eben diese Jugend und die Erziehung Friedrichs hat manchen edleren Keim in ihm unentwickelt gelassen. Sein Vater Friedrich Wilhelm I. war ein rauher, strenger Mann, dem die Anmuth der Musen fremd war; zu dem Sohne, welcher von früh auf der feineren Bildung nachstrebte, und an den roheren Neigungen des Vaters keinen Geschmack fand, hatte er nie ein rechtes Herz gewinnen können. Er behandelte ihn hart, ja despotisch; er hegte von ihm gar keine Hoffnung für den Staat, und so mußte auch des Sohnes Herz ihm immer mehr entfremdet werden. Es kam dahin, daß Friedrich einen Versuch machte, der drückenden väterlichen Gewalt zu entfliehen; aber entdeckt, war er selbst in Gefahr, durch den Zorn seines Vaters auf das Blutgerüst geführt zu werden. Die Mutter, welche den Sohn desto zärtlicher liebte, suchte ihm durch Listen zu helfen; aber die rechte, reine, selbstentsagende Liebe konnte sie nicht in ihm erwecken, weil sie selbst mehr partheiischen Eifer, als selbstentsagende Liebe im Herzen trug. So wuchs Friedrich ohne die rechte Wärme der Liebe auf, welche einzig das zarte, jugendliche Gefühl zu entfalten vermag. Dieser Mangel ist schmerzlich an ihm fühlbar gewesen bis in sein Grab. In dem jugendlichen Feuer war er enthusiastischer Freundschaft, aus Bewunderung, fähig; aber was an lauterer, offener Liebe noch in ihm war, nahm das Leben mit seiner Herbigkeit immer mehr aus seiner Seele, und endlich stand der große König fast als ein Einsiedler, mit in sich verschlossenem, einsamen Gemüthe, da.

Die unglückliche Sitte der Zeit wollte, daß französische Lehrer und Bücher den Gedankenkreis des Knaben und Jünglings gänzlich bestimmten. Und früh schon wurde der Mann, welcher einen unübersehbar verderblichen Einfluß auf sein Zeitalter geübt hat, dessen scharfer Verstand und schneidender Witz nichts Heiliges unangetastet ließ, Voltaire, das große Vorbild für Friedrichs empfängliche Seele. Dieses Mannes Schriften waren des Jünglings tägliche Beschäftigung, und sie nahmen sein Gemüth so ganz gefangen, daß er ihn in seiner Bewunderung über alle Sterblichen erhob, und nach seiner Freundschaft, wie nach dem kostbarsten Kleinode, trachtete. Der eitle, eigensüchtige Fremde wußte diese Stimmung, die er in des Prinzen Briefen sah, trefflich zu benutzen. Er schmeichelte dem königlichen Freunde wieder, und in diesem gegenseitigen Spiele der Selbstliebe wähnte der Jüngling die glücklichste Freundschaft gestiftet zu haben. Wie aber Freundschaft nur durch strenge Wahrheit bestehen kann, wenn die Seelen, klar und offen vor einander da liegend, in treuen Kämpfen zusammen der Tugend nachstreben, so konnte jene Verbindung der beiden, auf so lockerem Grunde ruhend, die schärfere Prüfung nicht bestehen. Im späteren Zusammenleben, als Voltaire 1750 an des Königs Hof berufen war, zeigte sich täglich mehr und mehr das Kalte, Neidische und Gehäßige in des Günstlings Seele; der frühere Zauber wich von des Königs Augen, die Gemüther entfernten sich wieder von einander, und endlich trennten sie sich in heftiger Erbitterung. Voltaire aber rächte sich, bei seiner Rückkunft nach Frankreich, durch die bittersten Schmähschriften.

So kränkende Erfahrungen verschlossen Friedrichs Herz immer mehr, und gaben ihm die Bitterkeit gegen die Menschen, die früher nicht in ihm war, und die, wenn sie ein Gemüth beherrscht, das Leben verfinstern muß.

Diese Einsamkeit und Verschlossenheit der Seele hat auch des Königs Regierung ihren Stempel aufgedrückt. Sie war eine Selbstregierung im strengen Sinne des Worts; von dem Könige ging Alles allein aus, auf ihn ging Alles zurück, und weder eine ständische Verfassung, welche vom Anfange unserer Geschichte an in dem Streben aller germanischen Völker gelegen hat, noch selbst ein Staatsrath, der, aus den erleuchtetsten Männern gewählt, dem Könige die vielseitig geprüfte Ansicht einer Sache darlegen konnte, fanden in Friedrichs Regierung Raum. Aber, so scharf sein Auge war, — das Auge des Einzelnen vermag dennoch nicht Alles zu durchdringen; es mußten ihm wesentliche Mängel verborgen bleiben; in der Verwaltung aber mußte sowohl Willkühr auf einer, als eine todte Förmlichkeit auf der andern Seite, sich immer mehr einschleichen, weil das Auge der öffentlichen Meinung nicht zugleich mit wachte. Darum ist eine volksvertretende Verfassung so unzerstörbar, und hebt die Kraft eines Staates zu so hoher Stufe, weil in ihren Formen die Stimme der Aufgeklärtesten im Volke auf gesetzmäßigem Wege laut werden, und jeder, den Einsicht und tüchtiger Wille treiben, ohne Staatsbeamter zu seyn, sein Vaterland mit leiten helfen kann.

Solche Ansichten und Grundsätze waren dem damaligen Zeitalter, welches sich von dem einfachen Gange der Natur entfernt hatte, und den klügelnden Verstand über alles setzte, verborgen. Die Festigkeit eines Staates, welche in dem freudigen Zusammenwirken freier Männer für ein, über Alles geliebtes, Vaterland liegt, suchte diese Zeit in den Formen; diese setzte sie an die Stelle des Wesens, und machte ihr Staatsgebäude zu einem seelenlosen Räderwerke. In Friedrichs klarer, fester Seele, würden die großartigern Ansichten des Staates, wenn die Zeit sie gehegt hätte, sicher Raum gefunden haben; aber von selbst erfand sie sie nicht, weil er die Kraft in sich fühlte, allein zu herrschen, und den starken Willen, sein

Volk durch sich allein glücklich und groß zu machen. Dadurch mußte ihm auch die Stärke des Staates in den Mitteln zu liegen scheinen, welche in der Hand eines Einzigen die schnellsten und wirksamsten sind, in dem Heere und in dem Schatze. Sein hauptsächliches Streben ging auf eine solche Verwaltung seiner Länder, daß ihr Wohlstand die größtmögliche Vermehrung dieser beiden Stützen des Staates, wie er sie dafür hielt, gestattete. Ja er wählte oft die Mittel dazu nur nach ihrer Wirksamkeit, ohne Rücksicht auf ihren Einfluß auf die Stimmung und die Sittlichkeit des Volkes. Ein französischer Generalpächter, Helvetius, wurde im Jahre 1764 nach Berlin gerufen, um über die Vermehrung der Staatseinkünfte seinen Rath zu ertheilen; und auf dessen Wort wurden Einrichtungen getroffen, welche dem Volke bei ihrer Einführung sehr gehässig waren, und viele zum Betruge gegen den Staat verleiteten, mit dem sie sich doch ganz Eins hätten fühlen müssen. Aber die Einkünfte des Schatzes vermehrten sich durch diese und andere Mittel außerordentlich.

Friedrichs Rechtfertigung ist dabei, daß er solche Sorge nicht für sich übte; sondern für das Ganze; und zweitens, — wir müssen es noch einmahl wiederholen, — daß die großen Irrthümer seiner Zeit seinen Blick gefangen hielten. Wie hätte sein heller Geist ein besseres Licht in sich aufnehmen können, wenn er in einer Zeit wahrer geistiger Freiheit gelebt hätte! Die Freiheit des Geistes war ihm lieb, und die öffentliche Stimme vernahm er gern; sein Volk genoß unter ihm einer vollen Preßfreiheit, und sogar über sich selbst ließ er ruhig Tadel und Spott ergehen: das Bewußtseyn seines ernsten Strebens und Wirkens, und der Treue gegen seine Pflicht, mußten ihn über die kleinliche Empfindlichkeit gegen solche Kränkung hinwegheben. Aufklärung, wie man sie damahls verstand, war eine Hauptsorge des Königs. Aber die Aufklärung der Zeit war die des Verstandes, des Zergliederns, des Trennens und

des Einreißens. Was man nicht erklären konnte, wurde verworfen; Glaube, Liebe, Hoffnung, Ehrfurcht vor dem Alten und Hergebrachten, — Alles, was in der Tiefe der Seele seine unerforschliche Stätte hat, sollte mit der Wurzel ausgerottet werden. Aufzubauen und zu begründen verstand jene Zeit nicht; und vielmehr hat diese Sucht des Zerstörens, welche als ihren Gipfel die französische Revolution herbeigeführt hat, so vieles überall niedergerissen, daß das Wiedererbauen noch die Lebenskraft vieler Geschlechter wegnehmen wird.

Es war nicht allein in der Ansicht des Staates und des Menschenlebens solche vernichtende Kraft; sie zeigte sich in der Wissenschaft, in der Kunst und selbst in der Religion. Die Führer des Zuges waren die Franzosen; aber ihre Nachahmung fand sich in aller Welt, und am meisten in uns Teutschen. Zierlichkeit galt statt der Tiefe, Witz und Hohnlachen statt des Ernstes, und an die Stelle der Milde und Innigkeit war das kecke, schneidende Wort getreten. Am meisten aber verrieth sich der Dünkel der Zeit darin, daß sie sich von ihren eigenen Lebenswurzeln trennte, und die Werke ihrer Väter verachtete.

Aber schon in jener Zeit erkannten Einzelne das Rechte und Wahre und erhoben ihre Stimme. Es dürfen in der Welt der Kunst nur die Namen von Lessing, Klopstock und Göthe genannt werden; sie waren die Begründer einer innigern Zeit, und haben Vieles trefflich vorbereitet. Viele schlossen sich an sie an, und es erhob sich ein Widerstand des Geistes gegen das Fortschreiten der sinnlichen Betrachtungsweise der Welt. Von Seiten der Wissenschaft traten bald auch Kant und Fichte auf den Kampfplatz; und aus solchen Anfängen erwuchs nach und nach das gewaltige Treiben der Geister, welches große Dinge vollbracht, und größere vorbereitet hat.

König Friedrich dem Zweiten blieb dieses Erwachen des teutschen Geistes verborgen; wie auf einer Insel, einsam abgeschlossen, lebte er in der Welt der französischen Bildung, und die Wellen des neuen, lebendigen Stromes brachen sich, ihm unbemerkt, an den Schranken, die ihn umschlossen hielten. Sein Beispiel aber, in der Ueberschätzung des Fremden, riß die höheren Stände noch tiefer in dieses Uebel der Zeit hinein, so wie seine Regierungsweise den andern Herrschern zum Vorbilde geworden war. Mehrere derselben wollten, gleich ihm, durchaus selbst regieren; ohne seines Geistes Ueberlegenheit zu besitzen, und scheiterten, bei übrigens gutem Willen, in ihrer Bahn. Zu diesen gehören vorzüglich: Peter III. von Rußland, Gustav III. von Schweden, und Kaiser Joseph II.

59. Kaiser Joseph II.

1765 — 1790.

Er folgte seinem Vater Franz I., von welchem als Kaiser wenig zu erwähnen gewesen ist. Der Sohn brannte von desto heißerer Begierde, große Veränderungen hervorzubringen, Altes in Neues umzugestalten, und die ausgezeichnete Kraft, die er von der Natur empfangen hatte, zur Umwandlung seiner Länder anzuwenden. Und dabei gedachte er eben so, wie Friedrich II., selbstständig und freithätig zu Werke zu gehen. Allein so lange seine Mutter, Maria Theresia, lebte, bis zu dem Jahre 1780, war er durch ihren Willen vielfach gebunden; die kluge, immer thätige Fürstin konnte ohne Theilnahme an der Regierung nicht leben, und die kindliche Pflicht gebot dem Sohne, ihren Willen vor dem Seinigen gelten zu lassen. — In die Zeit bis zu dem genannten Jahre fallen noch einige Begebenheiten, welche auf die Entwickelung der letzten Jahrzehende von großer Wichtigkeit gewesen sind.

Die erste Theilung Polens 1773. — Im Jahr 1765 war August III. gestorben, und hatte nur einen minderjährigen Enkel hinterlassen; der polnische Thron, den das sächsische Haus 66 Jahre besessen hatte, ging ihm jetzt verloren. Rußland und Preußen mischten sich in die Angelegenheiten der Polen, weil dieses, ehemals starke und gefürchtete, Volk durch eigene Zwietracht schwach geworden war, und sich selbst nicht zu helfen wußte. Beide Mächte forderten, daß ein geborner Pole zum Könige gewählt werde; und zehntausend Russen, die plötzlich gegen Warschau heranrückten und eben so viele Preussen, die sich an der Gränze sammelten, bewirkten, daß Stanislaus Poniatowsky auf den Thron gesetzt wurde. Von da an war kein Reichstag, auf welchem nicht die Fremden ihren Einfluß übten.

Bald nach dieser Zeit entstand ein Krieg der Russen gegen die Türken, worin jene die Moldau und Wallachei eroberten, und diese Länder behalten zu wollen schienen. Das wollte Oestreich wieder auf keine Weise zugeben, damit Rußland nicht zu mächtig würde, und Friedrich der Große fand sich in Verlegenheit zwischen den beiden, wie er das Gleichgewicht am besten erhalten sollte. Aus dieser Spannung schien am Ende der beste Ausweg der zu seyn, daß dem Volke, welches sich am wenigsten gegen solche Gewaltsamkeit vertheidigen konnte, den Polen, ein Theil ihres Landes abgefordert würde, um damit allen dreien einen Zuwachs zu verschaffen. Wo dieser Gedanke zuerst entstanden, ist nicht genau kund geworden; er zeugt indeß auf die sprechendste Weise von dem Geiste, der jene Zeit trieb. Weil die damalige Weisheit nur den sinnlichen Maaßstab ihren Berechnungen zum Grunde legte, und die Kraft der Staaten, nur nach Quadratmeilen, Einwohnern, Soldaten und Gelde zu schätzen verstand, so war das Streben nach Vergrößerung die Seele der Staatskunst; nichts schien wünschenswerther als eine neue Erwerbung, die den Staat vielleicht vortheilhaft abrundete, und vor diesem gebietenden Grunde mußte der Einspruch des Rechtes und der Billigkeit verstummen. Wenn Einer der größeren Staaten eine solche Erwerbung allein machte, so hielten die andern das Gleichgewicht Europa's aus seinen Angeln gehoben; da aber die dreie, welche an Polen gränzten, jetzt ziemlich verhältnißmäßig vergrößert wurden, schien es nicht gefährdet. So äußerlich, so arm und geistlos war nun dieses System geworden, daß man nicht erkannte, wie ein rechtes Gleichgewicht und eine dauernde Sicherheit Aller nur durch die Heilighaltung der Völkerrechte begründet werden könne. — Die Theilung Polens ist die förmliche Aufhebung jenes Gleichgewichtssystems und das Vorspiel der größeren Umwälzungen, Zerreißungen, Verschmelzungen, ja des Versuches zu einem Weltreiche, die Europa zwanzig Jahre hindurch in seinen tiefsten Grundlagen erschüttert haben.

Im Herbst 1773 mußte das, von drei Seiten bedrohte, polnische Volk seine Einstimmung dazu geben, daß von seinem Grundeigenthum 3000 □ Meilen abgerissen und unter Oestreich, Preußen und Rußland vertheilt wurden.

Der baiersche Erbfolgestreit. 1778.

— Der Churfürst Maximilian Joseph von Baiern starb 1777 ohne Kinder; der Erbe des Landes und der Churwürde war der Churfürst von der Pfalz. Allein der rasche Kaiser Joseph, der diesen Erbfall zu Gunsten Oestreichs benutzen wollte, suchte alte Ansprüche hervor, rückte plötzlich mit einem Heere in Baiern ein und besetzte es; und der friedliebende Karl Theodor von der Pfalz, überrascht und in Furcht gesetzt, unterschrieb einen Vergleich, worin er zwei Drittheile von Baiern dem Hause Oestreich abtrat, um nur einen Theil zu behalten. Dieses Verfahren Oestreichs, so wie seine Theilnahme an der Zerstückelung Polens, war um so unerwarteter, als dieser Staat von allen größeren am meisten sich von Gewaltsamkeiten solcher Art frei gehalten hatte. Aber der Schwindel dieser Zeit hatte auch Oestreichs ruhige Haltung überwältigt.

Im Reiche entstanden Bewegungen darüber, besonders glaubte Friedrich II. nicht unthätig bleiben zu dürfen. Er trat daher als Beschützer des Herzogs von Zweibrücken, des Nachfolgers von Karl Theodor, der gegen den Vertrag des letzteren mit Oestreich protestirte und Friedrichs Beistand anrief, auf, und rüstete sein Heer. Der junge feurige Kaiser Joseph that dasselbe, stellte sich in Böhmen auf, und erwartete hier den König in so fester Stellung, daß die Preußen bei einem Angriffe zu viel aufs Spiel gesetzt haben würden. Sie verließen Böhmen wieder, und nach einigen, wenig bedeutenden, Gefechten der leichten Haufen, nachdem der Krieg kein volles Jahr erklärt gewesen war, wurde zu Teschen, unter Frankreichs und Rußlands Vermittlung, den 13. May 1779, Friede geschlossen. Die Kaiserin Maria Theresia theilte die Kriegslust ihres

Sohnes nicht, sondern verlangte dringend Aussöhnung und Ruhe, und Friedrich, der bei diesem Kriege für sich nichts gewinnen konnte noch wollte, war eben so gestimmt. Ueberdies war er selbst schon vom Alter gebeugt, und in seinem Heere zeigte sich dem schärfer sehenden Auge, wie unter der Zuchtruthe einer ängstlichen Ordnung, und da ein übertriebener Werth auf das Kleine und Förmliche gelegt wurde, der Geist, der im siebenjährigen Kriege Wunder gethan, schon zum großen Theile entflohen war. Ja, nicht einmal die rechte äußere Ordnung wollte sich im Kriegslager einfinden; besonders war das Verpflegungswesen des Heeres in schlechter Verfassung, und schon die ersten Monate des Krieges offenbarten einen drückenden Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen. Des Königs scharfer Sinn fühlte die Mängel, ohne sich der rechten Quelle klar bewußt zu seyn, und er war sehr verdrießlich. Der Friede kam ihm um vieles erwünschter, als der Krieg. Oestreich gab im Frieden alle baierschen Länder außer dem Burgauer Kreise an das Haus Pfalz zurück, und die Erbfolge blieb dem Herzog von Zweibrücken versichert.

Kaiser Josephs II. Selbstregierung 1780 — 90.

Nach Maria Theresia's Tode strebte der Kaiser Joseph, mit der ganzen Schnellkraft seines Geistes, große Entwürfe in kurzer Zeit in Vollzug zu setzen, und seinen weiten, von ganz verschiedenen Volksstämmen bewohnten, Ländern, die Eine, gleiche Gestalt zu geben, die er als ein Muster in seiner Seele trug. In seinem Wesen und Thun war schon die folgende Zeit der unerhörtesten Umwälzungen Europa's vorgebildet; und er sowohl, als sein und das nächste Zeitalter, sahen ihre Schöpfungen durch den großen Irrthum so schnell wieder in Nichts zerfallen, daß sie wähnten, was das Menschengeschlecht in langsamen Bildungen der Jahrhunderte vollbringe, lasse sich in den kurzen Raum eines Menschenlebens, oder gar einiger Jahre, zusammendrängen. Dieser Uebermuth des Verstan-

des, der das, was er als möglich sich ausgedacht, gegen allen Einspruch des Gemüthes, gegen alle Liebe und Anhänglichkeit des Alten und Gewohnten, in Wirklichkeit verwandeln will, er war auch in dem Kaiser Joseph, und hat sein bestes Wollen vereitelt. In sich trug er den Ernst für das Rechte und Gute, für das Glück seiner Länder, für Licht und Freiheit des Geistes; aber er versäumte, die menschliche Natur in ihren Tiefen ruhig zu erforschen, und sich mit der Eigenthümlichkeit seiner Völker bekannt zu machen. Sein feuriger Geist irrte in dem Meisten, weil die stille Empfänglichkeit fehlte, das zu erkennen, was wirklich war. Auch kannte er die Gewalt der öffentlichen Meinung nicht; weder wußte er sie auf die rechte Weise zu erforschen, noch für sich zu wenden und zu gebrauchen. Das meiste, was er unternahm, war dem dermahligen Standpunkte seiner Völker nicht angemessen, oder was dem einen genehm war, widersprach dem andern. Im Gefühl seines treuen Willens nahm sich Joseph die selbstherrschende Weise Friedrichs II. zum Muster; aber Friedrich beschäftigte sich mehr mit äußeren Veranstaltungen, in Verwaltung des Staates, Beförderung des Gewerbfleißes, Vermehrung der Einkünfte, und griff in den Gang der geistigen Bildung nicht ein, die ihren eigenen, von ihm nicht einmahl erkannten, Weg nahm. Joseph berührte mit vielen seiner Umwandlungen die theuersten Kleinode des Volkes. In Allem wollte er freilich Gewissens und Denkfreiheit befördern; denn er fühlte, wenn er dem großen Körper seines Staates auch einen schnellen und durchdringenden Geist gebe, so werde er die Kraft um ein Großes erhöhen. Aber er bedachte nicht, daß die Erkenntniß sich nicht von Außen plötzlich einpflanzen lasse, sondern nur durch lan same Aufhellung von Innen zum wahren Eigenthum werden könne.

Am meisten Widerspruch fand Joseph bei seinen Umwandlungen der kirchlichen Angelegenheiten, dem Einziehen vieler Klöster und geistlichen Stifter, seinen zu raschen Veränderungen in den Unterrichtsanstalten der Geistlichen u. s. w. Was sich in einem

halben Jahrhundert von selbst umgestalten konnte, sollte in dem ersten Jahre seiner Alleinregierung geschehen. Der größte Schritt in diesen Veränderungen war freilich vor ihm gethan, und was später geschah, konnte nur als eine Folge aus jenem betrachtet werden; das war nemlich die Aufhebung des Jesuiterordens durch Papst Clemens XIV. im Jahre 1773. Auch sie war ein großes Zeichen der beginnenden Zeit, die zur Zerstörung des Alten sich berufen hielt. Mit diesem Orden fiel eine große Stütze alter Einrichtungen und Meinungen, und des ganzen kirchlichen Gebäudes, was konnte sich von nun an fest genug begründet halten, daß es nicht auch gestürzt werden könne?

Bei dem Einziehen geistlicher Güter waren auch benachbarte Reichsfürsten, z. B. der Bischof von Passau und der Erzbischof von Salzburg, in ihren Rechten gekränkt, die sie im Oestreichischen besaßen; sie erhoben Klagen darüber. Auch in andern Dingen glaubten viele Fürsten in dem Kaiser eine Nichtachtung der Reichsverfassung zu erkennen. Am höchsten stiegen die Besorgnisse, als er im Jahre 1785 einen Tauschvertrag mit dem Churfürsten von Pfalzbaiern unterhandelte, nach welchem dieser sein Land an Oestreich abtreten, und dafür die östreichschen Niederlande unter dem Titel eines Königreichs von Burgund erhalten sollte. Dadurch wäre Oestreich über ganz Südteutschland mächtig geworden. Der Churfürst war nicht abgeneigt, und Frankreich sowohl als Rußland begünstigten Anfangs die Sache. Da trat aber Friedrich II von Neuem dazwischen und verhinderte den Plan, indem er Rußland gänzlich umstimmte.

Diese Bewegungen, durch Kaiser Josephs rasches, um sich greifendes Streben veranlaßt, brachten den alten preußischen König auf den Gedanken, einen Fürstenbund in Teutschland zur Erhaltung der Reichsverfassung zu errichten, wie die früheren Zeiten schon oft solche Verbindungen einzelner Reichs-

glieder zu gegenseitigem Schutze gesehen hatten. Es sollte eben dieses, nach des Königs eigenem Worte, der einzige Zweck des Bundes seyn, und er kam in der That zwischen Preußen, Sachsen, Hannover, den Herzögen von Sachsen, Braunschweig, Meklenburg, Zweibrücken, dem Landgrafen von Hessen, und einigen andern Fürsten im J. 1785 zu Stande, und bald trat auch der Churfürst von Maynz dazu. So wenig feindlich oder auch nur scharf dieser Bund gegen das Haus Oestreich auftrat, so war er doch ein empfindlicher Vorwurf für dasselbe, den ihm der weitstrebende Kaiser zugezogen hatte; zugleich ein neuer Fingerzeug, wie Oestreichs Bestimmung unter den Völkern Europa's einzig die sey, das Bestehende zu erhalten, das Recht zu schützen, jeder Eroberungssucht in den Weg zu treten, und so die Schutzwehr der allgemeinen Freiheit zu seyn. So wie es von diesem Wege nur in etwas abwich, wankte das öffentliche Zutrauen. Uebrigens trat der Fürstenbund selbst in keine Bedeutung für Teutschland ein, theils weil Friedrich II. im nächsten Jahre starb; theils weil die Nachfolger Josephs II. die alten Grundsätze ihres Hauses in Mäßigung und Besonnenheit glücklich befolgten; endlich weil in dem letzten Jahrzehend dieses Jahrhunderts so unerhörte Dinge in Europa vorgingen, daß des früheren, Kleinen nicht mehr gedacht wurde.

Friedrich II. Tod. 17. August 1786.

— Der teutsche Fürstenbund war Friedrichs des Großen letzte öffentliche Handlung von einiger Bedeutung. Im nächsten Jahre starb er. Sein Alter war noch immer regsam und thätig, aber es wurde immer einsamer; alle Gefährten seiner früheren Jahre sanken vor ihm in's Grab; im Januar seines Sterbejahrs starb auch der 87jährige Ziethen; und dem großen Könige war nicht beschieden, wodurch das Alter zum zweiten und drittenmahle das Gefühl der Jugend sich erneuen und das Leben wiederholen kann, daß er sich in einer blühenden Nachkommenschaft verjüngt

sah. Auch fehlte ihm für diese Seite des menschlichen Lebens der tiefere Sinn; es war hier die Schranke seiner Natur.

Vier und siebenzig Jahre blieb sein Geist in fast ungeschwächter Kraft, obgleich der Körper schon mehrere Jahre ziemlich hinfällig war. Durch zu häufigen Genuß starker Gewürze und nach französischer Weise zusammengesetzter Speisen, waren die Säfte verdorben; eine fauligte Wassersucht machte ihn immer unbeholfener. Im Sommer des Jahres 1786 wurde der König zusehends schwächer, und am 17. August schlief er sanft ein. Er wurde unter der Kanzel der Garnisonkirche zu Potsdam begraben.

So wenig unerwartet die Nachricht seines Todes, in solchem Alter, den Menschen kommen konnte, so erregte sie doch eine allgemeine Bewegung der Gemüther in ganz Europa. — Friedrich hinterließ seinem Nachfolger ein wohlgeordnetes Reich von fast 6 Millionen Einwohner, ein starkes Heer und einen wohlversehenen Schatz; der größere Schatz aber war das Andenken herrlicher und tapferer Thaten; welches seinem Volke aus mancher Erschlaffung der Ruf des Erwachens und Ermannens werden konnte.

Joseph II. stirbt den 20. Februar 1790. Leopold II., 1790—92.

— Der Kaiser Joseph hatte sich im Jahre 1788 noch in einen Krieg mit den Türken eingelassen, der ihm die Vortheile nicht brachte, welche er sich davon versprach. Sein Heer litt bedeutende Verluste, besonders durch Krankheiten, und ungeachtet der Kaiser sich selbst in's Lager begab, hatten auch die Waffen kein Glück; es fehlte ihm die Ruhe des großen Feldherrn. Zu gleicher Zeit fing in Ungarn Unzufriedenheit an laut zu werden, weil Joseph das Volk, welches einst seine Mutter und ihn gerettet, in seiner Eigenthümlichkeit, seinen Sitten, seiner Sprache, nicht achtend behandelte; in den Niederlanden aber kam es zur

offnen Empörung. Die Geistlichkeit, das Volk, der Adel, die Städte, alle sahen in des Kaisers raschen Veränderungen Eingriffe in alte Gerechtsame; sie griffen zu den Waffen, und am 24. October 1789 erklärten sie sogar in einer Versammlung zu Breda die brabantischen Provinzen für unabhängig. Fast alle Städte schlossen sich an die Unabhängigen, an deren Spitze der Advocat van der Noot stand, und die östreichsche Regierung sah sich genöthigt, die Flucht zu ergreifen. Es war das Vorspiel der größeren Dinge, die sich eben in Frankreich entzündeten. Mitten in diesen Stürmen, von den körperlichen Anstrengungen des türkischen Feldzuges erschüttert, noch tiefer aber gebeugt von dem herben Gefühle so vieler verfehlter Absichten und von dem Anblicke zornig erregten Völker, starb der Kaiser, in seinem 49ten Jahre, den 20. Februar 1790.

In den östreichschen Erbländern folgte ihm, da er keine Kinder hinterließ, sein Bruder Peter Leopold, bisheriger Großherzog von Toscana. Die Aufgabe, die seiner wartete, war sehr schwierig; fast allenthalben Unzufriedenheit oder gar Aufruhr, Waffen und Krieg, nur die besonnenste Mäßigung vermochte in solchem Sturme das Steuer des Schiffes mit Glück zu lenken. Leopold besaß diese Ruhe und Klugheit. Die gefährlichsten Neuerungen des Vorgängers wurden aufgehoben, die Ungarn befriedigt, die Niederländer mit den Waffen und durch Bestätigung ihrer Rechte und Verfassung zur Ruhe gebracht; im folgenden Jahre auch der Friede mit den Türken hergestellt.

Am 30. September 1790 wurde der Stammfürst des östreichschen Hauses auch als Leopold II. zum teutschen Kaiser gewählt. Er hat nur in's zweite Jahr bis zum 1. März 1792 regiert, und diese kurze Regierung fiel in den Anfang einer schweren, verhängnißvollen Zeit für Europa.

60. Die französische Revolution.

Durch die auflösende Schärfe des Verstandes, welcher Alles untersuchte und zergliederte; durch das Zusammentreffen eines solchen scharfen und schneidenden Geistes in den Wissenschaften, in den Künsten, den Lebensverhältnissen, so wie in den Begriffen über den Staat, über Regenten- Volks- und Menschenrechte; durch das Beispiel König Friedrichs und Kaiser Josephs sogar von den Thronen herab angeregt, hatten sich die Menschen allmählig gewöhnt, auch das Festeste für wandelbar, das durch Alter und Gewohnheit Ehrwürdigste für vergänglich zu halten. Und wie so oft in der Geschichte das Außerordentlichste, weil es einmahl gedacht und ausgesprochen war, wirklich werden mußte, so fand auch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts der Gedanke keine Ruhe, bis er das Bestehende niedergeworfen, das Alte zerstört und einen großen Trümmerhaufen um sich erschaffen hatte, aus welchem neue Gebäude empor steigen sollten. Aber das Bauen war schwerer als das Einreißen.

Von Außen kam der bedeutendste Anstoß der Umwälzungen aus dem neuen Welttheile herüber, der vor kaum 300 Jahren entdeckt war. Die englischen Kolonien in Nordamerika empörten sich gegen die Herrschaft des Mutterlandes, und machten sich durch einen kurzen und glücklichen Krieg 1783 frei. Als der vorzüglichste Schöpfer neuer Ideen trat in jenem Welttheile Benjamin Franklin auf, von dem seine Grabschrift sagte, daß er dem Himmel seine Blitze und den Tyrannen ihre Scepter entrissen habe; als Muster eines freigesinnten, ernsten und tugendhaften Hauptes eines Freistaates aber wurde der General Washington gepriesen. Beider Namen tönten mit großem Lobe über das Meer herüber und wurden durch ganz Europa bewundert. Frankreich hatte, um Englands Macht zu brechen, dem amerikanischen Freistaate Hülfe geleistet, und Truppen hinüber gesendet; die Männer nun, die aus dem andern Welttheile wiederkehr-

ten, brachten einen tief angeregten Sinn der Freiheit, viel neue Grundsätze und kühne Gedanken mit sich zurück. Solche Gesinnung stand mit dem damahligen Zustande Frankreichs im scharfen Widerspruche.

Es herrschte in Frankreich Ludwig XVI., ein guter, milder und frommer König, welcher das Glück seiner Unterthanen mit treuem Gemüthe zu fördern wünschte. Aber sein Wille war zu schwach gegen die tausend Mißbräuche, die sich in die Verwaltung des Staates eingeschlichen hatten. Viele Glieder seiner eigenen Familie, der hohe Adel, der um seinen Thron versammelt war, die hohen Beamten, die von den drückenden Einrichtungen Gewinn zogen; sie alle wollten keine Verbesserung und bildeten eine Scheidewand zwischen dem guten Könige und seinem Volke. Ja, Ludwig konnte nicht einmahl seinen eigenen lasterhaften Hof im Zaume halten, weil es seit Ludwig dem XIV. und XV. ein Recht zu seyn schien, daß der Hof eines Königs von Frankreich die Gesetze der Zucht und Sitte verspotten dürfe.

Das Volk haßte diesen Hof und alle Großen; es sahe sie als seine Blutsauger an, denn sie lebten in der ungemessesten Verschwendung, während ganz Frankreich von Jammer und Nothgeschrei ertönte, und unter der Last der Abgaben fast erlag. Solche Klagen gewannen eine furchtbare Kraft, weil sie sich mit scharfer Erkenntniß über die Quellen des Uebels und die nothwendigen Verbesserungen, über die Rechte der Menschen, die Freiheit des Geistes und die Gleichheit Hoher und Niederer vor dem Naturgesetze, verbanden. Dadurch wurde die Unzufriedenheit eine brennende Sehnsucht, und eine verzehrende Flamme; denn wenn Verstand und Leidenschaft nach dem gleichen Ziele streben, so mag ihnen nichts widerstehen; der Geist, der einmahl den Anstoß empfangen hat, steht in seinen Bahnen nicht wieder still. Ueber jene unverlierbaren Menschenrechte, die kein König ihnen nehmen dürfe, hatten die beredtesten Männer in Frankreich dem Volke viel Wahres und Falsches gesagt; Montesquieu, Raynal, Diderot, Helvetius, Rousseau und Voltaire hatten eine Menge neuer Gedan-

ken aufgeregt. Es war vor Allem der dritte Stand, die Bürgerklasse, welche der neuen, treibenden Gedanken voll war; der Stand, welcher noch vor 400 Jahren kniebeugend und fast stumm auf den Reichstagen erscheinen mußte. Als seine Zeit gekommen war, warf er den Adel und die Geistlichkeit sammt dem Throne des Königs vor sich nieder, weil sie ihm die Laufbahn versperrten, welche er sich auf einmahl, mit unwiderstehlicher Gewalt, eröffnete.

Wegen großer Geldverlegenheit, da alle Steuern zu den Bedürfnissen des Staates nicht ausreichen wollten, und wegen mancher anderen Verlegenheit, berief der König auf den 1. May 1789 die Stände des Reichs zu einer großen Versammlung; sein Minister Necker hatte das Verhältniß der Abgeordneten, die dazu erscheinen sollten, so bestimmt, daß von den 1200 die Hälfte aus Vertretern des Bürgerstandes bestehen sollten. Ein gefährliches Verhältniß, welchem die Stimme des großen Haufens ein noch bedeutenderes Gewicht geben konnte, denn die Versammlung sollte zu Versailles, in der Nähe der Hauptstadt, mit ihren Tausenden müssiger, verwegener Menschen, gehalten werden. Das war ein Hauptfehler, den die Hofparthei beging; Paris hat immer für Frankreich das Beispiel angegeben. — Zur Berathung über die Steuern waren die Abgeordneten berufen, aber der dritte Stand wollte mehr; er verlangte eine neue, bessere Verfassung. Besonders sollten die begünstigten Stände, der hohe Adel und die hohe Geistlichkeit, verhältnißmäßig zu den Lasten des Staates beitragen, damit der Bürger und Landmann erleichtert werde. Jene Stände weigerten sich; hätten sie mehr Selbstentsagung und wahre Vaterlandsliebe in diesem Augenblicke bewiesen, sie hätten Frankreich von den Schrecken einer Revolution erretten können. Der Landadel und die niedere Geistlichkeit schlossen sich zum Theil an den Bürgerstand an; er that den wichtigen Schritt, daß er sich als die Nationalversammlung erklärte, und es den beiden andern Ständen überließ, ob sie sich mit ihm vereinigen wollten oder nicht. Wäre nach Stän-

den gestimmt worden, so würden die Stimmen der beiden andern Stände sich gegen die Bürger vereinigt haben; wenn es in Einer gemeinsamen Versammlung nach den Köpfen ging, so hatte der dritte Stand bei weitem das Uebergewicht. Dennoch mußten die andern Stände nachgeben, und sich mit den Bürgern zu Einer Versammlung vereinigen, und von diesem Augenblicke an war die Revolution entschieden. Sie war in ihrem Grundgedanken eine Auflehnung des Bürgerstandes gegen die Feudalrechte des Adels und der hohen Geistlichkeit, und als solche ist sie eine große europäische Umwälzung geworden. Gegen die Thronen der Fürsten war sie ursprünglich nicht gerichtet; und nur, weil Ludwig XVI. zu schwach und gutmüthig schwankte, bald gutem, bald schlechtem Rathe folgte; weil sein Hof und seine Großen so gar verdorben waren, und weil bald der Pöbel einer entarteten Hauptstadt, in dem leichtsinnigsten und leidenschaftlichsten Volke Europa's, an der Lenkung der Dinge Theil nahm, ist Ludwigs XVI. Thron umgeworfen.

Es kann hier nicht erzählt werden, durch welche Stufen, vom ersten, besonnenern Anfange an bis zu der rasendsten Wuth verruchter Menschen hindurch, diese Revolution ihren Weg genommen hat; wie viel unschuldiges Blut vergossen, wie König und Königin gemordet sind; wie die heillosen Menschen, alle Scheu vor dem, was heilig ist, abwerfend, die Altäre der Religion umgestürzt, ihrer eignen bodenlosen Vernunft Tempel geweiht, ja, wie sie sich erfrecht haben, das Daseyn Gottes zu dekretiren; — wie sie ferner in ihrem Taumel übermüthigen Verstandes eine Staatsverfassung nach der andern auf das Papier gebracht, mit großem Jubelgeschrei als ein Meisterstück von ewiger Dauer, ausgerufen, und nach einigen Monaten wieder verworfen haben. Wehe dem Volke, welches unter den Schrecken gewaltsamer Umkehrungen, unter Blut und Mord und dem Rufe der Sturmglocke, seine Verfassung gründen soll! Die Grundlage der wahren Freiheit ist nur unter dem Schilde des Rechtes, der Sitte und der Mäßigung

zu finden, wenn das Neue aus dem Alten, wie ein junger Sprößling, hervorwächst. Das ist die Verbesserung des Zustandes der Völker auf geschichtlichem Wege. Wenn aber alle Stämme des alten Waldes mit einem Mahle gefällt werden, so fehlt dem jungen Anwuchse jegliche Schutzwehr gegen die Stürme. In Frankreich sollte das Andenken der Vorzeit vertilgt, die Geschichte vernichtet werden; der Begriff wollte Alles neu schaffen, darum verwehten die neuen Schöpfungen wie ein Hauch. — Doch soll auch nicht verkannt werden, daß in der großen Fluth der Gedanken Goldkörner mit ausgeworfen sind, welche für die Geschichte Europa's nicht verloren gehen werden.

In den übrigen Ländern, und besonders in Teutschland, war die Aufregung der Gemüther durch die außerordentlichen Schritte der Franzosen sehr groß. Der Saame dergleichen Bewegungen war allenthalben ausgesäet; allenthalben trennten sich die Partheien für die Erhaltung des Alten oder für die schnelle Begründung eines Neuen. Aber die Vorsehung bewahrte uns vor den Greueln des Bürgerkrieges, trotz hundert Mißbräuchen, die sich auch unter uns fanden und eine Abstellung forderten. Die Fürsten waren zu besonnen, die Völker zu treu und gut, als daß die Leidenschaft jede andere Stimme überschreien konnte. Dennoch haben wir und die übrigen Völker aller Theilnahme an den Leiden der stürmischen Zeit nicht entgehen können; durch unermeßliches Blut und unzählige Thränen, durch plötzliche und langsam zehrende Angst und tausende der theuersten Leichen, hat ganz Europa die Irrthümer des vergangenen Jahrhunderts mit gebüßt. Dafür hatte Europa sich insgesammt von Frankreichs Beispiele leiten lassen; und Frankreich, weil es den Zug mit Selbstgefälligkeit und Uebermuth geführt, mußte auch zuerst und am bittersten die Züchtigung erfahren.

61. Oestreich und Preußen, das Reich Holland, Spanien und mehrere im Kriege gegen Frankreich. 1792.

Wenn gleich mit großer Sorge, doch seinem friedlichen Systeme getreu, sah Kaiser Leopold die Vorgänge in Frankreich. Manche Reichsfürsten waren mehr geneigt, Gewalt gegen das empörte Volk, für die vielen Ausgewanderten, Prinzen und Adliche, zu gebrauchen. Diese Ausgewanderten sammelten sich am Rheine und in Italien in Haufen und reizten die Fürsten zum Kriege an. In der That hatten die Franzosen auch die Rechte mancher Reichsfürsten, die diese seit alter Zeit in Frankreich geübt, verletzt, und als von ihrer Entschädigung die Rede war, antworteten sie mit dem Trotze, der seitdem 25 Jahre lang ihre Sprache in Europa gewesen ist. Dennoch hätte das teutsche Reich bedenken sollen, daß einem empörten Volke der Krieg mit Auswärtigen die größte Wohlthat ist; er hemmt die innere Entzweiung, und giebt dem Volke in der Einigkeit gegen die Fremden eine große Kraft. Diese aber bestehen meistens in solchem Kampfe schlecht; sie wollen in hergebrachter Weise, mit Anführern, die durch lange Dienstjahre an die Spitze gekommen sind, gegen ein begeistertes Volk kämpfen, in welchem alle Kräfte geweckt, alles Alte und Morsche über den Haufen geworfen, und durch die Zerbrechung aller Schranken des Herkommens einer jeden ausgezeichneten Kraft der Weg zu den höchsten Stellen bereitet ist. Es ist der Kampf des hinfälligen Alters gegen die rüstige Jugend. Und darum ist Glück und Gewinn auch so lange bei den Franzosen gewesen, bis die andern Völker in der Begeisterung für ihre Sache gleichfalls eine kräftige Jugend wiedergewonnen.

Der neue teutsche Kaiser Franz II. (1792 — 1806) schloß mit dem Könige Friedrich Wilhelm II. von Preußen eine Verbindung gegen Frankreich. Um ihnen zuvorzukommen erklärte dieses den Krieg zuerst 1792 an Oestreich. Der Angriff Preußens überraschte die junge Republik, an deren Spitze damahls noch der König, aber ohne Macht, stand; Frankreich war noch nicht gerüstet, und der erste Einfall hatte das glücklichste Gelingen. Ueberall schritt man vor und gewann die Städte, die auf dem Wege lagen; Valenciennes, Longwy und Verdün wurden erobert, die Päße des Ardenner-Waldes durchbrochen, die Ebenen der Champagne gewonnen: da zitterte man schon in Paris. Aber bald erwachte das betäubte Volk; die Feinde selbst weckten es. Verleitet vielleicht durch den Uebermuth und die stolzen Hoffnungen der Emigranten, erließ der Herzog von Braunschweig, der das preußische Heer anführte, ein Manifest an die Franzosen, welches ihr Gefühl aufs Aeußerste reizen mußte. Es ward darin allen, die nicht sogleich die alten Rechte des Königthums anerkennen würden, besonders der Stadt Paris, mit Feuer und Schwerdt gedroht. Kein Stein solle auf dem andern bleiben, so lauteten die harten Worte. Sie wirkten wie ein Zauberschlag durch ganz Frankreich; Männer und Jünglinge, zum Kampfe für die Freiheit entflammt, strömten von allen Seiten freiwillig zu dem Heere, welches sich unter Dümouriez sammelte. Bald war es im Stande, sich dem andringenden Feinde in einer sehr festen Stellung bei St. Menehould in den Weg zu stellen; und da nun in dem öden Lande bald der Unterhalt fehlte und die Herbstkrankheiten, bei dem beständigen Regen, die schlechtgekleideten preußischen Krieger wegrafften, da mußten sie auf den Rückweg denken und froh seyn, daß er ihnen noch offen stand. Sie gingen bis über den Rhein zurück.

Dümouriez aber stieß bei Jemappe auf die Oestreicher, und hielt mit ihnen die erste Freiheitsschlacht am 5. und 6. November 1792. Er gewann sie. Er war den Oestreichern vierfach überlegen und hatte

einen ungeheuern Geschützeszug, so daß von dem Feuer der großen Stücke die Erde erbebte. Dennoch vertheidigten sich die Oestreicher mit wahrem Heldenmuthe zwei Tage lang gegen die Uebermacht; endlich wichen sie vom Schlachtfelde. — Durch dieses Eine Treffen gingen die Niederlande für das Haus Oestreich verloren; wie ein Strom überschwemmte sie das siegende Heer, und die Einwohner, noch seit Joseph II. mit der östreichschen Herrschaft unzufrieden, zum Theil auch von Gedanken der Freiheit ergriffen, nahmen die Franzosen willig auf. Diese pflanzten allenthalben Freiheitsbäume auf, errichteten Nationalconvente, und benutzten übrigens die besetzten Länder nach der Weise der Eroberer.

Zu gleicher Zeit war der französische Anführer Custine gegen den Mittelrhein vorgedrungen, und hatte durch Verrätherei die wichtige Reichsfestung Maynz in seine Hände bekommen. In dieser Stadt war auch ein Freiheitsschwindel erwacht, und es gingen dort Dinge vor, die denen in Paris glichen. Das benachbarte Frankfurt hielt sich dagegen von solcher Nachahmung frei; als ihm die neufränkische Freiheit angetragen wurde, antwortete es, seine Bürger seyen mit der Freiheit zufrieden, die sie bereits genössen.

Das Jahr 1793 — fing mit der Hinrichtung Ludwigs XVI. am 21. Januar an; die blutdürstige Parthei der Jacobiner hatte den Sieg davon getragen, und glaubte die Ordnung der Dinge noch immer nicht genug umgekehrt zu haben, so lange der König lebe. Sie hatten ihn schon abgesetzt, aber, um allen menschlichen und göttlichen Gesetzen Hohn zu sprechen, brachten sie den unschuldigen und frommen König auf das Blutgerüst. Zur unmittelbaren Strafe dafür erhob sich gleich darauf ein blutiger Aufstand in der Vendée, in den Gegenden der Loire und Charente, und wuade zum mehrjährigen Bürgerkriege; und bei den übrigen Völkern Europa's erlosch der Eifer und die Theilnahme für die, nun mit dem unschuldigsten Blute befleckte, Freiheit Frankreichs. Auch artete die Rede und die Handlungsweise der neuen Republik mehr und mehr aus; Ausgelassenheit und Frech-

heit hießen nun Freiheit, die Gemäßigten schalt man Feige, der Pöbel galt als das Volk. Den andern Völkern aber wurde Aufruhr gepredigt und ihnen Hülfe versprochen, wenn sie ihre Fürsten und Könige vertrieben. Es ward kein Hehl mehr daraus gemacht, daß alle Thronen gestürzt werden sollten. — Aus England und Spanien wurden darauf die französischen Gesandten zurückgewiesen, und zur Vergeltung kündigte die Republik beiden Ländern, so wie dem Stathalter der Niederlande, der mit England in genauer Verbindung stand, den Krieg an, und das teutsche Reich erklärte ihn um dieselbe Zeit, nach langer Berathung, an Frankreich. So war halb Europa gegen Frankreich in den Waffen, denn auch Neapel, der Papst, Toskana und Portugal folgten der allgemeinen Bewegung.

Eine Reihe glänzender Siege der Verbündeten bezeichneten den Anfang des Feldzuges von 1793. In den Niederlanden wurde Dümouriez bei Aldenhoven und in einer Hauptschlacht bei Neerwinden am 18. März geschlagen; aus Furcht vor den jakobinischen Machthabern in Paris, denen er feind war, und die alles eher verziehen, als das Unglück, ging er zu den Verbündeten über. Diese drangen immer weiter vor; es waren Oestreicher, Preußen, Engländer, Hannoveraner und Holländer, und Hauptanführer der Herzog von Koburg und der englische Herzog von York. Auf den Feldern von Famars wurde Dümouriez Nachfolger, der General Dampierre, am 8. May noch einmahl geschlagen und selbst getödtet, und dann fielen die Festungen Valenciennes und Condé in die Hände der Verbündeten; der Weg nach Paris war ihnen geöffnet.

Am Oberrhein hatten indeß die Preußen und Oestreicher Maynz wieder erobert, die Weissenburger Linien gesprengt, und fingen unter dem Kronprinzen von Preußen die Belagerung von Landau an.

Ueber die Pyrenäen waren spanische Heere in Südfrankreich eingefallen und machten glückliche Fortschritte; in Verbindung mit den Engländern hatten sie gar die wichtige Seestadt Toulon besetzt, welche sich

gegen den Convent in Paris erklärt hatte, und beschützten die Stadt gegen denselben.

Gefährlicher noch als die Angriffe dieser äußeren Feinde, war der Bürgerkrieg in Frankreich selbst. Die königlichgesinnten Vendeer schlugen alle republikanischen Haufen, die sich in ihr Land wagten, und breiteten die Furcht ihrer Waffen weit umher aus. Vom Norden her, aus Bretagne, drang gleichfalls ein Haufen von Königsfreunden unter dem General Wimpfen vor, und stand nur noch 20 Stunden von Paris. Im Süden erklärten sich die wichtigsten und reichsten Städte gleichfalls gegen den Convent, außer Toulon noch Marseille und Bordeaux, in der Mitte Frankreichs Lyon; ihre Verbindung breitete sich über das ganze umliegende Land aus. So schwebte im August dieses Jahres die, von allen Seiten hart bedrängte, Republik am Rande des Abgrunds; ihr Fall schien unabwendbar. Dennoch wurde sie durch eine Schreckensregierung ohne Beispiel gerettet. — In der großen Noth gewannen die Kühnsten und Verwegensten unter den Machthabern in Paris, denen jedes Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke gleich war, über die Gemäßigten die Oberhand; sie faßten den Entschluß, wie Rom in schwierigen Zeiten alle Gewalt in eines Einzigen Hand gelegt, so dieselbe jetzt zweien Ausschüssen zu übergeben, dem Ausschuß der öffentlichen Sicherheit, der das Innere und dem des allgemeinen Wohles, der die äußeren Geschäfte, besonders den Krieg, leiden sollte. Es war eine Allgewalt, welche diese wenigen Menschen erhielten, kein Gesetz erkannten sie, als ihren Willen, keinen Richter, als ihr Gewissen. Leben, Freiheit und Eigenthum der Bürger lag in ihrer Hand, sie konnten verdammen, wen sie wollten, und lossprechen, wen sie wollten; und an der Spitze dieser Mächtigen stand Robespierre, ein furchtbarer, kalter, blutdürstiger Mann; der Abgott der Menge, weil er, wie sie, einen jeden, der sich irgend aus dem Haufen erhob, mit Neid und Haß verfolgte.

Nach einem Plane sollte Schrecken die innern und äußern Feinde der Republik vertilgen; und das

Meisterstück gelang. Die Hauptstadt, so wie ganz Frankreich wurde mit Blut überschwemmt; wer durch Reichthum oder Wissenschaft, durch Tugend und guten Ruf, durch Grundsätze der Billigkeit und Mäßigung sich auszeichnete, war dieser entsetzlichen Rotte verhaßt; irgend ein Vorwand mußte dazu dienen, ihn aus dem Wege zu schaffen. Sie hielten die Gebildeten für eben so gefährlich der Freiheit, als Adel und Geistlichkeit; eine Einfachheit wie in Sparta und den ältesten Zeiten Roms müsse herrschen, wenn die Freiheit Bestand haben solle, so meinten sie; einer sogar äußerte, es müßten noch zwei Millionen Menschen unter der Guillotine fallen, damit Frankreich glücklich sey. Die wenigen Ehrlichen unter ihnen fühlten vielleicht richtig, wohin die Aufklärung im Sinne der Zeit und die Verfeinerung der Lüste, unter dem Namen der feineren Bildung, das Menschengeschlecht geführt hatten, als Gegensatz, weil das Maaß in so heftigen Bewegungen niemahls gefunden wird, wollten sie nun eine Gleichheit der Rohheit; die Schlimmern und die sich ihres Wollens am klarsten bewußt waren, wollten eine Gleichheit des Lasters; Gleichheit aber war das Geschrei, welches ganz Frankreich erfüllte, und mit seinem furchtbaren Klange viele Tausende der Besten zu Boden warf. Ihr Verbrechen war ihre Tugend; es sollte keiner hervorragen, sey es auch in dem besten Sinne: und ihre Richter waren die Wüthendsten aus der Hefe des Volkes, die allenthalben die Revolutions-Tribunale bildeten, und durch kein Gesetz und keine Prozeßform gebunden waren; ja, die Angeklagten erhielten nicht einmahl einen Vertheidiger. Hunderte der Unglücklichen wurden an einem Tage, auf demselben Richtplatze gemordet; die Guillotine neben dem Freiheitsbaume, war der öffentliche Schmuck jeder französischen Stadt. In den Tagen wurde auch die Königin und die Schwester des Königs hingerichtet, und der Herzog von Orleans, der Urheber vieles Unglücks, fiel gleichfalls unter dem Beile der Guillotine.

Solche besonnene und wohlberechnete Gewalt des

Schreckens, wobei sogar den Verwandten der Hingerichteten das Weinen bei Todesstrafe verboten war, erreichte ihren Zweck. Im Blute wurden die Partheyungen erstickt; einer Regierung, die mit solch entsetzlicher Kraft ihren Willen durchführte, gehorchte Alles; die Niedrigen, weil es ein Regiment nach ihrem Sinne war, die Andern aus Furcht. Dazu wurde ein Meister in den Berechnungen der Kriegskunst, Carnot, in den Wohlfahrtsausschuß aufgenommen, um die Bewegungen der Heere im Großen anzuordnen.

Nun wurde die gesammte Kraft des Volkes gegen die Feinde der Republik aufgeboten: „Ganz Frankreich, so hieß es, wird ein Lager, jeder Franzose Soldat. Sobald die Sturmglocke angezogen wird, greift Alles zu den Waffen, gegen die fremden Tyrannenknechte so gut, als gegen die Verräther der Freiheit unter uns. Unverheirathete und kinderlose Wittwer ziehen an die Gränzen; Verheirathete schmieden Waffen und führen Lebensmittel herbei; die Weiber verfertigen Kleider und Zelte; Kinder zupfen Scharpie; Greise beleben durch Reden auf öffentlichen Plätzen den Muth der Krieger, die dem Feinde entgegenziehen!" — Und so geschah es; ein außerordentliches Beispiel wurde gegeben, welches selbst an einem Feinde nicht verschwiegen werden muß. Begeisterung, Vaterlandsliebe, Zorn, Blutdurst, Furcht, Gehorsam, Beutelust und Ehrsucht; alle Triebfedern des Gemüths wirkten auf den Einen Punkt, zu dem gleichen Zwecke, — „Rettung der Freiheit gegen die äußern und innern Feinde." Und wenn dieses Bild der Freiheit auch in den meisten Seelen ein verzerrtes, in vielen ein mit Blut und Flammen gezeichnetes, war, so brachte es doch die beabsichtigte Wirkung hervor. Ganz Frankreich glich von nun an einer großen Kriegswerkstatt; in Paris allein waren 100,000 Menschen Tag und Nacht beschäftigt, Piken, Flinten, Säbel, Kanonen und Mörser zu verfertigen; viele Tausende füllten sogleich die Läger oder bildeten sich als Hülfshaufen hinter ihnen; im Felde war jeder ausgezeichneten Geisteskraft die Bahn zu großem Ansehn und Einfluß geöffnet; kein Vorrecht der Geburt, sondern nur die

Tüchtigkeit; die Uebermacht war bald ganz auf Frankreichs Seite, und diese mit der Kühnheit verbunden, ersetzten die Uebung. Das Kriegsglück war von nun an für die Republikaner; denn die Leichen wurden nicht gezählt, und immer neue, kühnere Schaaren drangen unter begeisternden Schlachtgesängen, über die Leichen der Ihrigen vor, bis sie die ermüdeten Reihen der Gegner durchbrochen hatten.

Zuerst wurde das Heer der Unzufriedenen aus Nordfrankreich, unter Felix Wimpfen, geschlagen; er selbst entkam flüchtig nach England; dann wurde Marseille unterworfen; hierauf Lyon, nach tapferm Widerstande, endlich Toulon, durch ein, vier Tage und Nächte fortgesetztes, Stürmen und ungeheure Ströme Blutes; die Stadt war ein Trümmerhaufen. Endlich wurden auch die Vendeer wiederholt geschlagen. Dieses Alles geschah noch im Jahr 1793, und die entsetzlichsten Gräuel folgten den Siegen der Republikaner. In Lyon, Toulon, Marseille und andern Orten wurde ohne Aufhören hingerichtet; die Guillotine schien endlich noch zu langsam zu morden, daher wurden hunderte von Unglücklichen vor die Mündungen der Kanonen geschleppt und mit Kartätschen niedergeschossen, oder haufenweise in die Flüsse gestürzt. Nach einem Dekrete des Convents sollten Lyon und Toulon dem Erdboden gleich gemacht und ihr Name unter den Menschen vertilgt, die Vendée aber „in Einen großen Haufen von Leichen, Trümmern und Asche verwandelt werden, zum Denkmahl der Nationalrache." So war die Sprache dieser Freiheitsmänner.

An den Gränzen, gegen die äußeren Feinde, war das Kriegsglück zuerst noch abwechselnd, dann, gegen Ende des Jahres, gleichfalls sehr günstig. Durch unaufhörliche, mörderische Gefechte wurde am Oberrhein Landau und ganz Elsaß befreit, und die republikanischen Kriegszeichen an den Ufern des Rheines aufgepflanzt; in den Niederlanden war Dünkirchen gerettet und mehrere heftige Treffen gewonnen. Houchard

und Jourdan befehligten hier, am Oberrhein aber Pichegrü und Hoche, Namen, die der Strom der Revolution aus der Dunkelheit hervorzuheben anfing. — Am 30. Dezember wurde in Paris ein großes Siegesfest gehalten, bei welchem vierzehn verschiedene Armeen, ihrer größern und kleinern Siege wegen, im Triumphzuge dargestellt wurden.

Das Jahr 1794. Waffenglück der Franzosen. — Im Anfang des folgenden Jahres hatten die Verbündeten alle Kräfte in den Niederlanden unter dem Herzog von Koburg gesammelt, und der teutsche Kaiser war selbst in das Feldlager gekommen, seine Krieger anzufeiern; unter seinen Augen erfochten sie den 17. April einen Sieg bei Chateau Cambresis, und eroberten am 30sten die Festung Landrecy. Dann aber wendete sich das Glück wiederum. Carnot, welcher die Weise des Kampfes wohl verstand, wodurch ein in die Waffen gerufenes Volk siegen muß, ließ durch die beiden großen Heere unter Pichegrü und Jourdan unaufhörliche, wilde Stürme auf die Stellungen der Verbündeten machen, daß kein Tag ohne blutige Gefechte war. Auf die Menge der Fallenden wurde nicht geachtet, frische Haufen ersetzten die vernichteten; und in solchem Gedränge wußten die verbündeten Feldherrn nicht, auf welchen Punkt die Hauptkraft der Vertheidigung gewendet werden müsse. Die Kunst des Krieges hatte ihre Bedeutung verloren. Wenn die geworfenen und auseinander gesprengten Haufen dennoch nicht fliehen, sondern sich immer wieder sammeln und immer von Neuem anstürmen, so lange noch Lebende übrig sind; wenn keine Schrecken des Todes sie von dem Kampfplatze verscheuchen können; so muß wohl am Ende die Mehrzahl siegen. Die ermüdeten Oestreicher mit ihren Verbündeten, den Engländern, Holländern und Hannoveranern, wurden endlich am 22. May bei Tournay von Pichegrü und am 26. Juny bei Fleurus von Jourdan in blutigen Schlachten geschlagen. In der letzteren raffte der französische Feldherr den

Sieg, den er schon verloren, dadurch wieder an sich, daß er einen seiner Adjutanten in einem Luftball in die Höhe steigen ließ, um die Stellung des Feindes genau zu erforschen, und dann, auf dessen Bericht, den Kämpf wieder erneuerte.

Seit diesen Siegen nahm das Glück der französischen Waffen seinen unaufhaltsamen Lauf gegen Holland und gegen den Rhein. Die eroberten Plätze in Frankreich, Landrecy, Quesnoy, Valenciennes und Condée, gingen nach einander wieder verloren; dazu nahmen die Franzosen schon am 9. Juli Brüssel in Besitz, und standen im Herbst an den Ufern der Maas und Waal. Diese schienen ihren Fortschritten endlich ein Ziel zu setzen; außerdem hatte man die Schleusen der Dämme geöffnet, um Holland durch eine große Ueberschwemmung zu schützen. Da trat aber die Natur selbst zu Gunsten des siegreichen Volkes in's Mittel, und bahnte ihm den Weg über Flüsse und Seen und Moräste. Der Winter von 1794 auf 95 war sehr streng; schon im Dezember waren alle Gewässer mit dickem Eise belegt, und über diese breiten, festen Brücken zog das französische Heer mit dem neuen Jahre in Holland ein; am 17. Januar erschien es in Utrecht, am 19. in Amsterdam. Dem Erbstatthalter blieb nichts übrig, als mit den Seinigen nach England zu entfliehen, und Holland wurde in eine batavische Republik verwandelt.

Unterdeß hatte auch Jourdan im Herbst 1794 die Oestreicher aus Brabant gegen den Niederrhein zu gedrängt und in mehreren Treffen geschlagen; erzwang sie, am 5. October bei Köln über den Rhein zurückzugehen. Lüttich, Aachen, Jülich, Köln, Bonn, Koblenz fielen in die Hände der Franzosen, nur Luxenburg hielt sich durch tapfere Vertheidigung bis in den Juny 1795.

Am Oberrhein nahm der Feldzug von 94 fast dieselbe Wendung, als in den nördlichen Gegenden; Anfangs, am 22. May, ein vollständiger Sieg der Preußen und Oestreicher bei Kaiserslautern; dann Verstärkung der republikanischen Armee durch die Volksaufgebote, und wüthende, unaufhörliche Angriffe

auf die Verbündeten; endlich, den 15. July, eine zweite Schlacht bei Kaiserslautern, in welcher sie achtmahl mit großem Verlust zurückgeschlagen werden, und dennoch zum neunten den Sturm wagen und glücklich gewinnen. Dann wieder einige Waffenruhe, bis die Verbündeten gegen Ende des Jahres auch hier auf das rechte Rheinufer zurückgehen.

Der Friede zu Basel. 1795.

So groß und überraschend war das Glück Frankreichs gewesen, daß, wer die Lage Europa's und besonders Teutschlands, aufmerksam betrachtete, leicht erkennen mogte, es müsse nun der Krieg mit vereinten Kräften für die eigene Sicherheit geführt werden. Die Franzosen machten keine Hehl aus ihrer Absicht, alles von Teutschland, was jenseits des Rheines liege, bis an diesen Strom zu behalten. Sollte dem gefährlichen Nachbar, nach Einem verlorenen Feldzuge, das gelassen werden, wornach er Jahrhunderte gestrebt hatte? Das einige Teutschland hätte sich solchen Schimpf nimmer gefallen lassen; aber der alte, hohe Sinn für des gemeinsamen Vaterlandes Ehre, wo war er in diesen Zeiten zu finden? Eifersucht und Neid der Heerführer und ersten Diener der Fürsten hatten schon die Kraft der Heere gelähmt und manche große That verhindert; nun ließ sich der ganze Bund durch die schlauen Feinde trennen. Am 5. April schloß Preußen zu Basel einen besondern Frieden mit der französischen Republik, und Hannover, so wie Hessen-Cassel traten demselben bey. Es wurde eine Demarkationslinie für das nördliche Teutschland gezogen, welche die preußischen Länder in Westphalen, nebst Hessen und Niedersachsen absonderte.

Bald darauf trennte sich auch Spanien, wegen Geldnoth, Unordnung im Heere und Mangel an festem, entschiedenen Willen, von dem Bunde gegen Frankreich. Oestreich und England blieben von den größeren Mächten allein auf dem Kampfplatze; so war es Oestreich seit Maximilian I. fast immer gegangen.

wenn es sich in einem Bündnisse mit mehreren in einen Krieg eingelassen.

---

62. Fortsetzung des Krieges bis zum Frieden von Campo Formio.

1795 — 1799.

Während der preußischen Friedensverhandlungen und nachher, weil Oestreich und das teutsche Reich sich gleichfalls bereit zum Frieden zeigten, nemlich den Sommer des Jahres 1795 hindurch, ruhten die Waffen von beiden Seiten; die Heere standen einander an den Ufern des Rheines gegenüber, getrennt durch die Fluthen des Stroms. Für Frankreich war diese Ruhe ein Gewinn, weil der allgemeine Mangel der Lebensmittel in diesem Jahre, der beinahe einer Hungersnoth glich, keine außerordentliche Anstrengung erlaubte. Als nun eben die Erndte glücklich eingebracht war, ging Jourdan in der Nacht vom 6. auf den 7. September zwischen Duisburg und Düsseldorf über den Rhein, nahm die letztere Stadt sogleich ein und verdrängte die Östreicher im raschen Siegeslaufe von den Ufern der Wupper, — an diesem Flusse fing die preußische Demarcationslinie an, — der Sieg, der Lahn, bis über den Mayn. Hinter demselben sammelte der Feldmarschall Clairfait sein Heer wieder, griff die Franzosen bei Höchst an, schlug sie, und warf sie eben so schnell wieder über den Rhein zurück, als sie vorgedrungen waren. Maynz wurde von der Belagerung befreit, Manheim wieder erobert. — Die Sommerruhe hatte die Kraft und den Ungestüm des republikanischen Heeres geschwächt, der Eifer war in Vielen erkaltet, ein Krieg diesseits des Rheines war nun kein Kampf mehr für die Freiheit des Vaterlandes

und viele Freiwillige aus den höheren Ständen waren nach ihrer Heimath zurückgekehrt. Unterdeß war in Frankreich eine gemäßigtere Parthei an die Spitze der Regierung getreten. Schon im vorigen Sommer hatte der Convent den, immer argwöhnischer und grausamer mordenden Robespierre mit seinen Schreckensmännern gestürzt und selbst auf das Blutgerüst gebracht, auf welchem er so viel unschuldiges Blut vergossen hatte. Darauf, nachdem mit vieler Mühe die ganze Rotte der Jakobiner einigermaßen zur Ruhe gebracht war, setzte man eine neue Regierung ein. Fünf Directoren wurde die ausübende Gewalt in die Hände gegeben, einem Rathe der Jüngeren und der Alten die gesetzgebende. Frankreich neigte sich schon wieder zu der Herrschaft Weniger oder eines Einzigen hin, in dem Gefühle, daß ein so großer Staat durch eine Volksherrschaft verderben mußte.

Das Jahr 1796. Buonaparte. — Nachdem die neue Ordnung befestigt war, beschloß das Directorium, durch einen allgemeinen, stürmischen Angriff den Frieden mit Oestreich und dem Reiche zu erzwingen. Im Frühjahre sollten die Heere über den Rhein und die Alpen gehen und in das Herz Teutschlands von allen Seiten eindringen, Moreau durch Schwaben, Jourdan durch Franken, ein drittes Heer von Italien aus.

Hier befehligte das östreichische Heer der alte General Beaulieu, am Oberrhein Wurmser, am Niederrhein der Erzherzog Karl; die Reichstruppen waren mit diesen beiden vereinigt. In Italien begann der Krieg zuerst. Aber hier stand der alte, wenn gleich sehr erfahrene, Heerführer einem jugendlich kühnen, mit den riesenhaftesten Entwürfen erfüllten, Manne gegenüber, welcher nun zuerst seine furchtbare Kraft zum Erstaunen der Welt entfaltete. Buonaparte, zu Ajaccio in Korsika geboren, (sein Vater war Advokat, nachher französischer Procurator daselbst), in Frankreich in den Kriegsschulen erzogen, durch den Anblick und die eigene Theilnahme an den Revolutions-Gräueln für ungeheure Unternehmungen abgehär-

tet, trat in seinem 26sten Jahre an die Spitze der italienischen Armee. Einer der fünf Directoren, Barras, hatte ihn zu seinem besondern Günstlinge gemacht, ihn mit der verwittweten Fürstin Josephine von Beauharnois vermählt, und erhob ihn jetzt zum Obergeneral in Italien. Es war eine gefährliche Stelle; das dortige Heer war in großer Unordnung, ohne Unterhalt und Kleidung, sogar ohne Geschütz; nur in der Hand eines kühnen Feldherrn konnte eine solche Lage vielleicht zu desto glänzenderm Siege benutzt werden, weil die Krieger nur die Wahl zwischen Sieg oder Untergang vor sich sahen. Buonaparte wußte bald eine unerhörte Gewalt über die Gemüther seiner Schaaren zu gewinnen; sein kühner Sinn theilte sich ihnen mit. Das war die Seele seiner Kriegskunst, durch welche er bald den Gedanken fassen konnte, ein Welteroberer zu werden. Er verstand es, durch Proclamationen in altrömischer Kürze und Kraft, dem französischen Wesen ganz angepaßt, durch Ertheilung von Ehrenzeichen, von Fahnen und Adlern, an die Haufen, welche er nun sogleich in der Schlacht an den gefährlichsten Platz stellen wollte, und durch andere ähnliche Mittel des Ehrgeizes, im Augenblicke der Entscheidung die höchste Begeisterung zu erzeugen. Er wagte es, den Ausgang der Schlachten vorherzuverkündigen, und das Glück machte seine Worte wahr; bald glaubte man, was er vorhergesagt, und weil es geglaubt wurde, so geschah es. Seine Gegner brachte vorzüglich dieses aus der Fassung, daß er niemahls that, was vorauszusehen und zu berechnen war, sondern nur das Unerwartetste und Verwegenste. Daher waren die Erfahrungen der Kriegskunst gegen ihn verloren, ein Vertheidigunskrieg mußte gegen ihn mißlingen, weil der Schlag immer schon geschehen war, ehe er nur bemerkt werden konnte; und zum Angriffe ließ er den Gegner nicht kommen, weil keiner so schnell in seinen Entschlüssen war, als er.

Der Anfang seines Feldzuges war gleich ein glänzendes Gelingen. Durch rasche Züge und Angriffe trennte er das Heer der Sardinier von den Oestreichern und zwang den König von Sardinien zum

besondern Frieden. Dann drängte er die Oestreicher an die Nordseite des Po zurück, so daß ihm ganz Mittel-Italien offen stand und alle dortige Fürsten vor seiner Rache zitterten. Sie boten nach einander den Frieden an und erhielten ihn für viele Millionen Geldes, für Gemälde und andere Kunstschätze und kostbare Handschriften. Mit diesen Sachen sollte Paris, die künftige Hauptstadt der Welt, geschmückt werden. Der Herzog von Parma war der erste, der eine Anzahl seltener Gemälde durch den Vertrag vom 9. May als Kaufpreis des Friedens ausliefern mußte; von diesem Tage an wurde das alte Beispiel Roms gegen Griechenland allenthalben wiederholt, wohin französische Heere kamen; Eitelkeit und die Begierde, das, was die Welt für das Kostbarste hielt, auf einen Fleck in Paris zusammenzuhäufen, und dadurch diese Stadt dem alten Rom gleich und zum Mittelpunkte der Völker zu machen, leerten die Kunstschätze der übrigen Länder aus. Sie blieben lange an ungeweihter Stätte gewaltsam zusammengeschichtet und für das stille, innere Leben der Kunst wenig benutzt. — Der Papst erkaufte durch 21 Millionen Livres, 100 Gemälde und 2000 seltene Handschriften die Neutralität; Neapel erhielt den Frieden ohne Opfer, weil es zu entfernt lag, und weil seine Zeit dem französischen Feldherrn noch nicht gekommen zu seyn schien.

Unterdeß waren **in Teutschland** gleichfalls große Ereignisse vorgegangen. Es fingen hier die kriegerischen Bewegungen erst an, als bereits in Italien die Hauptsache entschieden war, und der tapfere Wurmser mit 30,000 Mann aus Teutschland abgerufen wurde, um Mantua zu entsetzen. Daher gelang es den französischen Heeren, dem Kriegsplane des Directoriums gemäß, rasch in das Herz des teutschen Reiches einzudringen. Um die Mitte Augusts stand Jourdan nur noch einige Tagemärsche von Regensburg, Moreau mit der Rhein- und Mosel-Armee bei München, er sagte es laut, daß er die rechte Hand der italienischen Armee unter Buonaparte, die linke Jourdans Heere zu reichen gedenke. Diese Ver-

einigung so ungeheurer Heeresmassen war nahe und der Augenblick einer der gefährlichsten für den östreichschen Staat. Er wurde noch einmal glücklich durch den jungen Helden aus dem Kaiserhause abgewendet. Je näher der Krieg den östreichschen Gränzen rückte, desto mehr feuerte die Gefahr des heimischen Bodens die kaiserlichen Krieger an; ihre Zahl wuchs zugleich durch die Verstärkungen aus dem Innern des Landes. Da erhob sich der Erzherzog Karl mit ihnen, schlug das Jourdansche Heer am 22. August bei Neumark, und den 24. bei Amberg so entscheidend aufs Haupt, daß die Sambre- und Maas-Armee in wilder Flucht bis an den Niederrhein zurückströmte. Jourdan sammelte sie bei Mülheim am Rhein, führte sie von da nach Düsseldorf und legte bald darnach den Oberbefehl nieder. Moreau wurde durch dieses Unglück des andern Heeres gleichfalls zum Rückzuge an den Oberrhein gezwungen. Er vollbrachte ihn durch die gefährlichen Wege Schwabens, durch die Päße des Schwarzwaldes, beständig umgeben und verfolgt von Feinden selbst durch die Haufen der zornigen Bergbewohner beunruhigt, denen der Haß gegen die Fremden die Waffen in die Hände gegeben hatte, auf einem Wege von 100 Stunden Weges mit solcher Geschicklichkeit, daß er noch mit vieler Beute und mit Gefangenen am Rheine anlangte. Sein Feldherrnruhm war durch diesen Rückzug begründet. — Es wurde nun durch die Heerführer von beiden Seiten für den Winter eine Waffenruhe am Rheine verabredet.

Der Erzherzog Karl, auf den jetzt Aller Augen mit Bewunderung gerichtet waren, wurde schnell nach Italien gerufen, um das zerrüttete östreichsche Heer herzustellen; Wurmser hatte nach einigen gelungenen Zügen nur so viel bewirken können, daß er sich mit 10,000 Mann Verstärkung in die Festung Mantua warf. Sie wurde dann von Buonaparte's Heere von Neuem belagert, und fiel am 2. Februar 1797 durch Hunger.

Das Jahr 1797. — Friede zu Campo Formio den 17. October. —

Der Erzherzog konnte mit einem geschlagenen, muthlosen Heere den Fortschritten Buonaparte's nicht Einhalt thun. Dieser drang nach Mantuas Fall unaufhörlich weiter nach Norden vor, überschritt die Alpen, die Italien von Kärnthen trennen, rückte in Steiermark, besetzte Klagenfurth, und kam bis Judenburg an der Mur, von wo aus er Wien bedrohte. Aber sein Lauf war zu rasch gewesen, die Lage, in welche er sich begeben, war gefährlich. Vor sich hatte er das kaiserliche Heer, welches mit jedem Schritte rückwärts mächtiger wurde, weil Wien waffnete und Ungarn sich in Masse erhob; von der linken Seite her der kaiserliche General Laudon aus Tyrol vordringend; im Rücken bei Triest ein anderer feindlicher Haufe und das ganze venetianische Land im Aufstande; der Rückweg bis zu der nächsten besetzten Festung, Mantua, eine Strecke von 40 Meilen durch rauhe Gebirge; dazu bei dem eigenen Heere nur noch auf 10 Tage Brodt! Es scheint, wenn Oestreich damahls ein großes Spiel gewagt, es hätte den gefährlichsten Gegner vielleicht auf einmal vernichten, und den Begebenheiten der letzten Jahrzehende eine durchaus andere Richtung geben können. Aber es nahm den Frieden, den der feindliche Feldherr mit der Miene des Siegers darbot, an, schloß zuerst die vorläufigen Friedensbedingungen zu Leoben, den 18 April, und den förmlichen Frieden zu Campo Formio, einem adlichen Hofe in der Gegend von Udine, am 17. October 1797. — So hatte Buonaparte in zwei Feldzügen Italien erobert, 14 Schlachten gewonnen, allen dortigen Staaten die Waffen aus den Händen gewunden, und zuletzt auch Oestreich zum Frieden gebracht.

Durch diesen Frieden trat der Kaiser die östreichschen Niederlande an Frankreich ab, und entsagte seinen italienischen Besitzungen mit der Hauptstadt Mayland, um daraus mit andern italienischen Provinzen eine cisalpinische Republik, (unter Frankreichs Vormundschaft), zu bilden. Dafür erhielt

Oestreich Venedig, die venetianischen Inseln, Istrien und Dalmatien, und sollte nur den Herzog von Modena im Breisgau entschädigen. Um den Frieden mit dem teutschen Reiche vollends abzuschließen, sollte sofort ein Friedenscongreß zu Rastadt veranstaltet werden.

Aber, wie konnte solcher Friede anders als sehr schmachvoll ausfallen? Wie früher von Preußen, so war das Reich nun auch von seinem Kaiser verlassen; Oestreich hatte in einem geheimen Artikel schon in die Abtretung des linken Rheinufers gewilligt, und wer sollte das Reich vertreten, wenn die Mächtigsten sich ihm entzogen? Es war eine Zeit allgemeiner Verblendung, in welcher das Alte entwurzelt und neue Bildungen vorbereitet werden sollten. Kein Einzelner ist anzuklagen, weil Alle gefehlt haben; viele einzelne Reichsglieder hatten sich auch von der Theilnahme des Ganzen getrennt, so wie die Gefahr ihnen nahe kam; von Oestreich durfte nicht gefordert werden, daß es sich allein aufopferte. — Der Blick eilt gern über das Ende des 18ten und den Anfang des 19ten Jahrhunderts hinweg, wo das Vaterland in seiner tiefsten Erniedrigung da lag; doch dürfen diese Zeiten nicht mit Stillschweigen übergangen werden, damit die Gemüther mit Entsetzen gewahr werden, wohin Uneinigkeit, Trennung, Selbstsucht der Einzelnen, Mangel des vaterländischen Gemeingefühles, die teutschen Völker führen konnten.

---

63. Kurze Ruhe. Dann neuer Krieg bis zum Lüneviller Frieden.

1799 — 1801.

Der Friedenscongreß zu Rastadt wurde wirklich eröffnet; Buonaparte erschien selbst als Unterhändler. Aber, o Himmel, wie wurde dem teutschen Reiche

Hohn gesprochen bei diesen Unterhandlungen, wie übermüthig, in der Weise der Herren, redeten die französischen Gesandten mit den teutschen Fürsten! Und diese mußten sich Alles gefallen lassen, mußten in eine Abtretung nach der andern willigen, das linke Rheinufer hingeben, die Säcularisation auf dem rechten Ufer, zur Entschädigung derer, die auf dem linken verloren hatten, zugestehen, die Schleifung der Feste Ehrenbreitstein versprechen, und so vieles andere. Mit diesen Verhandlungen war das Ende des Jahres 1798 herbeigekommen, da erst waren sie ihrem Abschlusse nahe gebracht; aber unterdeß hatte sich die Lage Europa's wesentlich geändert.

Die Directoren in Frankreich hatten in ihrem Uebermuthe Umwandlungen anderer Länder vorgenommen, welche dem schärfer Sehenden bewiesen, die neue Republik sey im Frieden fast gefährlicher, als im Kriege. Im Anfange des Jahres 1798 schufen sie, mit höhnendem Trotze gegen den Papst, den Kirchenstaat in eine römische Republik, und bald darauf, nach blutigen Gewaltthätigkeiten, die Schweiz in eine helvetische um. Und unter dem Vorwande, die neuen Schöpfungen zu sichern, ließen sie ihre Heere in den Ländern, und sogen sie durch unerhörte Erpressungen aus. Solches Verfahren konnte Oestreich, in welchem die alte Sorge für Europa's Sicherheit erwachte, nicht dulden; es fand einen Gleichgesinnten in dem Kaiser von Rußland, Paul I., der seit 1796 seiner Mutter Katharina gefolgt war. Er war ein Feind der französischen Grundsätze, schon seine Mutter hatte den „Königsmördern" und den „Gotteslängnern" gedroht. Jetzt war Paul noch insbesondere dadurch gegen Frankreich gereizt, daß ihn der Johanniter-Orden zu seinem Großmeister wählte, nachdem die Franzosen sich der Insel Malta bemächtigt hatten. Dieser Sporn für seinen Ehrgeiz war wohl berechnet. So bildete sich eine seltsame Verbindung von Mächten gegen Frankreich, welche so noch nicht vereinigt gewesen waren: zwischen Rußland, England, Oestreich und zu diesen hinzu die Türkei, die bisher mit zweien dieser Mäch-

te in einer Todtfeindschaft gelebt hatte. Frankreich selbst hatte die Türken, seine alten Bundesgenossen, durch die wunderbare Expedition nach Aegypten, im May 1798, zum Kriege gereizt.

Ein größerer, überraschender Plan, als diese Unternehmung, war bis dahin von der französischen Republik noch nicht gefaßt worden. In einem Augenblicke, da die Unterhandlungen mit dem teutschen Reiche noch nicht weit gediehen, also der Friede auf dem festen Lande noch nicht gesichert war, da England noch einen siegreichen Kampf zur See führte, segelte plötzlich der Kern des französischen Heeres, mit den besten und glücklichsten Heerführern über die Meere nach einem fernen Lande, von welchem bald alle Rückkehr versperrt war, um, wie es in der französischen Erklärung hieß, „Aegypten von der Tyranney der Mamelucken zu befreien, und die Pforte an diesen übermächtigen Vasallen zu rächen." Seltsameres, schien es, konnte wohl nicht erdacht werden; aber es lag hinter diesen Worten, die der blödeste Verstand nicht als Wahrheit annehmen konnte, eine weitere Absicht. Aegypten ist eines der fruchtbarsten Länder des Erdbodens und konnte, bei guter Benutzung, den Verlust reichlich ersetzen, den Frankreich in Westindien erlitten hatte; denn Aegypten kann alle Erzeugnisse der heißesten Länder hervorbringen. Ueber Aegypten ferner ging einst der Handelsweg nach Ostindien, kürzer und schneller, als um das Vorgebirge der guten Hoffnung; von Aegypten aus konnte die Herrschaft der Engländer in Ostindien gefährlich bedroht werden; ja, es ist wahrscheinlich, daß Buonaparte's abentheuerlichem, Alles überfliegendem Sinne die Möglichkeit eines indischen Zuges sogleich, auf frischer That, vorschwebte. Hatte doch einst Alexander der Große, mit 40000 alten Macedonischen Kriegern, Asien durchzogen und die Ufer des Ganges erreicht! In Ostindien waren zu diesem Zwecke schon Verbindungen angeknüpft. Im Anfang des Jahres 1799 fing Tippo Saheb seinen heftigen Krieg gegen die Britten an, wie man

glaubte, auf Antrieb und in Verabredung mit den Franzosen, deren Hülfe er erwartete. Er verlor indeß Leben und Reich, und die englische Macht in Ostindien dehnte sich noch viel weiter aus. — Buonaparte war, nach glücklicher Fahrt, und nachdem sein Glücksstern ihm unterwegs die wichtige Insel Malta in die Hände geliefert hatte; am 2. July 1798 in der Bai von Abukir gelandet, hatte Alexandrien mit Sturm genommen; und stand am 21. schon bei Cairo, der Hauptstadt des Landes. Hier, am Fuße der großen Pyramiden, fand er 23 Beys gegen sich in Schlachtordnung. „Bedenkt, sagte er zu seinen Kriegern, daß von diesen Denkmählern 4000 Jahre auf euch herabblicken!" — Nach diesem Worte schlugen sie das feindliche Heer, rückten in die Hauptstadt ein, und konnten Aegypten als ein erobertes Land betrachten. Frankreich mogte geglaubt haben, die Türken, die mehr dem Namen als der That nach Herren von Aegypten wären, würden die Eroberung desselben gleichgültig ansehen; allein diese nahmen die Sache ernsthafter, entsagten ihrer dreihundertjährigen Freundschaft mit Frankreich, und vereinigten sich mit dessen Feinden. England aber, die Wichtigkeit des ganzen Unternehmens wohl erkennend, bot Alles auf, es scheitern zu machen. Nelson, der erste Seeheld, suchte die französische Flotte lange vergebens, endlich fand er sie, am 1. August in der Bay von Abukir. Die Sonne ging schon unter, dennoch griff er mit seinem Ungestüm an, und durchbrach die Schlachtreihe der feindlichen Schiffe. Die Dunkelheit der Nacht hielt den mörderischen Kampf nicht auf; um 10 Uhr flog das französische Admiralschiff mit 1000 Menschen in die Luft; drei Minuten war eine Todtenstille; dann wurde wieder gestritten bis an den Morgen, bis die französische Flotte vernichtet war. — Durch diesen Sieg war Buonaparte von Europa getrennt und von aller Hülfe abgeschnitten, während für Frankreich ein sehr schwerer Kampf bereitet wurde.

Der Feldzug von 1799. Suwarow. — Die Verbindung der großen Mächte gegen Frankreich war geschlossen, der teutsche Kaiser rief im Anfange des Jahres 1799 seinen Gesandten vom Friedenscongresse zu Rastadt ab, und dieser löste sich auf. Am 6 März erklärte schon die französische Republik, nach ihrer Weise zuvorkommend, dem Kaiser von Neuem den Krieg, weil er den russischen Heeren den Eintritt in seine Länder gestattet habe.

In Italien war der neue Krieg schon einige Monate früher ausgebrochen. Die Königin von Neapel, die eifrige Feindin der Franzosen, konnte den Augenblick des gemeinschaftlichen Angriffs nicht erwarten, und ließ die neapolitanischen Truppen im November 1798 in das römische Gebiet vorrücken. Aber diese Voreiligkeit nahm einen übeln Ausgang; die Franzosen kehrten sich mit gewohnter Schnelligkeit gegen diese Seite, vertrieben den König von Neapel mit seiner ganzen Familie nach Sicilien, und nahmen Unter-Italien, bis an die Spitzen von Kalabrien, ein. Neapel wurde in eine parthenopeische Republik verwandelt; und um ganz Italien republikanisch zu machen, waren auch Toskana und Genua in Freistaaten umgestaltet.

Diesesmahl wurde jedoch den neuen Schöpfungen nur ein kurzes Leben zu Theil. Von allen Seiten eilten schon die Heere der Verbündeten, unter versuchten Anführern, zum Kampfe herbei. Das Directorium hatte kein festes Ansehen mehr in Frankreich selbst, die Vendé war wieder im Aufstehen, die französischen Heere wurden zum Theil schlecht geführt, und in der Verwaltung des Staates wie in der Versorgung der Heere war Schlaffheit und Unordnung. Dazu schlug der Erzherzog Karl den General Jourdan, den Gegner, der ihm schon einmahl hatte weichen müssen, und der im März bis nach Schwaben vorgedrungen war, bei Stockach und in mehreren andern Treffen, und verjagte ihn aus Teutschland; dem General Massena aber ent-

riß er den westlichen Theil der Schweiz, bis über Zürich hinaus, und wartete nun an den Ufern des Rheines die Wendung des Kampfes in Italien ab.

Hier befehligte zuerst die Franzosen der General Scherer, ein wüster, dem Trunke ergebener Mann, welcher von dem östreichischen Heerführer Kray bei Verona und Magnano geschlagen wurde, und als er den Oberbefehl niederlegte, seinem Nachfolger Moreau ein zerrüttetes, fast aufgelöstes Heer übergab. In diesem Augenblicke stieß der Feldmarschall Suwarow, ein grauer, aber jugendlich kühner, rascher, nichts scheuender Krieger mit seinen Russen zu den Oestreichern, und setzte hier in Italien die Heldenbahn fort, die er in früherer Zeit gegen die Türken begonnen hatte. Solchem Gegner konnten die geschwächten Franzosen, konnte der tapfere Moreau, nicht widerstehen. Suwarow schlug sie am 27. April bei Cassano, und zog am folgenden Tage als Sieger in Mayland ein. Durch diese Schlacht war die Lombardei erobert, die cisalpinische Republik zersprengt, Norditalien dem östreichschen Hause wieder gegeben. Darauf zog der russische Feldherr gegen den General Macdonald, der mit der französischen Armee von Neapel heraufkam, und schlug ihn in der Mitte des Junius in mehrtägigen blutigen Treffen an der Trebia, in den Gegenden, wo einst Hannibal die Römer besiegt hatte. Ganz Italien, bis an das Genuesische Land, war nun den Franzosen wieder abgenommen, die Festungen fielen durch Belagerungen, die Republiken verschwanden eine nach der andern, und die alten Herrschaften wurden hergestellt. Unterdeß hatte der General Jaubert ein neues Heer versammelt, aber er wurde, gleich den früheren Anführern, geschlagen. Am 15. August war die blutige zwanzigstündige Schlacht bei Novi, in welcher Jaubert selbst viel. Nur Genua war jetzt noch in den Händen der Franzosen. Die Belagerung dieser Stadt den Oestreichern überlassend, rückte der russische Feldherr gegen die Alpen heran, um durch ihre Päße in die Schweiz vorzudringen und diese Festung der Natur, das Bollwerk Frankreichs, auch zu ge-

winnen. Als er am Fuße der riesigen Berge anlangte, die ihre Häupter in den Wolken verbargen, zauderten seine Krieger einen Augenblick, diese Felsenpfade hinan zu klimmen, erschrocken vor solcher selbstständigen Größe der Natur, die sie in den weiten Gefilden Rußlands nicht kannten. Da warf sich der graue, von Allen verehrte, Feldherr auf die Erde, rufend: „Nun so sollt ihr den alten Suwarow vor diesen Bergen begraben, daß die Welt weiß, ihr habt euren Heerführer an dieser Stelle verlassen.“ Und auf das Wort brachen sie freudig auf, stiegen wetteifernd die Felsen des Gotthard hinan, und drangen unter steten Gefechten durch seine Päße, über die Teufelsbrücke, nach dem vierwaldsteter See hinab. Da, wo der Fuß des Wanderers ausgleitet, und das Auge am Rande des Abgrundes schwindelt, wurde der blutige Kampf gekämpft, und stürzten sich die erbitterten Krieger in die tief unten schäumenden Bergströme hinab.

Aber eben jetzt schlug Massena, durch geschickte Ueberraschung, den russischen General Korsakow, und der General Soult die Oestreicher unter Hotze, in den Gegenden von Zürich. Mit ihnen wollte sich Suwarow vereinigen; nach ihrer Niederlage aber war die Schweiz nicht mehr zu retten, und in dem unterhaltsarmen Lande konnte kein langer Krieg geführt werden. Daher zog sich Suwarow durch Graubündten, auf Pfaden, wo nur Einzelne hinter einander ziehen konnten, mit meisterhafter Kunst, ohne Verlust, nach Feldkirch in Schwaben. Bald darauf wurde er mit seinem Heere zurückgerufen; die Russen hatten nur den Einen Feldzug mit den Oestreichern getheilt. Aber es war ein Feldzug, der an Thaten und an Gewinn wenige seines Gleichen in der Geschichte hat. Außer den gewaltigen Schlachten, waren 8 Festungen und 5000 Stücke Geschütz in demselben gewonnen.

Die Unzufriedenheit des launenvollen Kaisers Paul, welcher von seinen Bundesgenossen vernachlässigt und beleidigt zu seyn wähnte, gab der Ver-

bindung ein so schnelles Ende. Es war auch in diesem Sommer eine Landung englischer und russischer Truppen in Holland versucht, aber durch Fehler in der Anführung mißlungen; dies gab dem Kaiser den stärksten Grund des Unwillens. Frankreich aber war durch dieses Mißlingen des Angriffs auf Holland und durch die Wiedereroberung der Schweiz aus großer und naher Gefahr gerettet. Noch war sie nicht ganz abgewendet, denn die siegreichen Heere Oestreichs hatten Italien inne, sie standen an den Ufern des Rheines, und bereiteten sich, mit den Truppen des teutschen Reiches, welches endlich den Krieg auch wieder beschlossen hatte, hinüber zu gehen. Dazu war die Regierung Frankreichs in sich uneins, und des öffentlichen Zutrauens beraubt. Aus dieser schwierigen Lage wurde Frankreich durch Buonaparté gerettet.

Buonaparte, erster Consul. 9. November 1799. — Als dieser Feldherr, der den Ruhm seiner Thaten mit nach Aegypten und Syrien genommen hatte, dort die Gefahr Frankreichs, die unglücklichen Schlachten, den Verlust Italiens, erfuhr, segelte er mit wenigen Freunden, ohne zurückberufen zu seyn, aus Aegypten weg, kam wie durch ein Wunder glücklich durch die englischen Flotten, und landete am 9. October zu Frejus. Er erschien plötzlich in Paris, zum Schrecken vieler, die seinen Ehrgeiz kannten, andern zum Trost, weil sie von ihm, der schon einmal den Frieden erkämpft hatte, eine glückliche Wendung der Dinge erwarteten. Viele wünschten auch eine einfachere, kräftigere Regierung als bisher, oder sie hofften gerade von ihm ihren eigenen Vortheil. So gelang es ihm, eine Umwandlung der Verfassung Frankreichs hervorzubringen, die in seine Hand eine große Gewalt legte. Von der Volksregierung war man früher schon zu Ausschüssen, von diesen zu einem Direktorium von fünfen gekommen; jetzt wurde die Zahl auf dreie zusammengezogen, und um einen neuen Na-

men, aber mit altgeschichtlichem Klange, zu wählen, wurden die dreie Consuln genannt. Der erste indeß hatte die Regierungsgewalt fast einzig in seinen Händen, und Buonaparte selbst ließ sich dazu ernennen.

Sein erstes Wort war Friede. Er wünschte ihn in diesem Augenblicke, um seine neue Gewalt zu befestigen; aber die übrigen Mächte trauten seinen Anerbietungen nicht. „So müssen wir den Frieden erobern," sprach er, und dieses Wort, weil es treffend geredet war, tönte in ganz Frankreich wieder, und führte dem Feldherrn, auf den Aller Blicke gerichtet waren, schnell ein neues, schönes Heer zu, welches sich im Frühjahr 1800 bei Dijon sammelte.

Die Schlacht bei Marengo 14. Juny 1800.

— Das östreichische Heer hatte die Stadt Genua von allen Seiten eingeschlossen; sie wurde hart belagert und schwebte schon in großer Gefahr, denn so tapfer sie auch der General Massena vertheidigte, so waren doch Hunger, Seuchen und Elend aller Art in der volkreichen Stadt bald so entsetzlich geworden, daß ganze Schaaren von Menschen dadurch fortgerafft wurden. Daß von Frankreich aus eine Hülfe über die Alpen herbeikommen könne, glaubte der Hofkriegsrath in Wien nicht, und der General Melas bereitete sich schon, über Nizza einen Einfall in das südliche Frankreich zu machen. Da bricht der erste Consul plötzlich mit der Reservearmee von Dijon auf, übersteigt mit Geschütz und Reuterei, unter unglaublichen Anstrengungen und Beschwerden, den großen und kleinen Bernhardsberg, den Simplon und den St. Gotthard, und erscheint in den Ebenen der Lombardei, ehe Melas von dem ganzen Zuge eine Kunde erhält. Sonst wäre es ihm leicht gewesen, die einzelnen Haufen, wie sie von den Bergen herabstiegen, zu vernichten. Am 2. Juny hielt Buonaparte seinen Einzug in Mayland. An demselben Tage bot Massena den Kaiserlichen die Uebergabe von Genua an, weil der Hungertod Be-

satzung und Einwohner mit einander zu verschlingen drohte. Die Kaiserlichen gestatteten ihm mit dem Kern seiner Mannschaft einen freien Abzug, sehr zufrieden, auf solche Weise das Belagerungsheer zum Kampfe gegen Buonaparte zu gewinnen, denn daß ein solcher, und zwar ein schwerer, mit diesem bevorstehe, hatte Melas nun wohl erkannt.

Dieser Kampf erfolgte am 14. Juny bei dem Dorfe Marengo, auf den großen Feldern zwischen Alessandria und Tortona; eine Schlacht, blutiger als irgend eine des Revolutionskrieges, in welcher die zerstörenden Kräfte, die in des Menschen Gewalt sind, 13 Stunden lang freigelassen ihr mörderisches Spiel trieben. Beide Heere kämpften mit der höchsten Anstrengung; endlich neigte sich der Sieg auf die Seite der tapfern östreichischen Schaaren; viermahl waren die Franzosen zurückgeschlagen, zum vierten war ihr Rückzug allgemein. Da traf Desaix, einer der besten Anführer, den Frankreich besaß, und der auch als Mensch von Allen geehrt wurde, mit der Reserve auf dem Schlachtfelde ein. Sogleich erneuerte er den Angriff, und das wieder gesammelte Heer folgte ihm. Er selbst fiel, von einer Kugel tödtlich getroffen, aber die noch mehr entflammten Krieger errangen den Sieg, der nun, nach so großer Anspannung, entscheidend war. Er vernichtete alle Siege des vorigen, blutigen Feldzuges, und eroberte an Einem Tage für Frankreich ganz Italien. Melas, der nach diesem Unglück alle Fassung verloren, weil er von dem Rückzuge nach Oestreich abgeschnitten war, gab für einen freien Abzug alle italienischen Festungen bis auf Mantua und Ferrara hin.

Moreaus Siege, April bis December 1800.

— Den Krieg in Teutschland führte zu gleicher Zeit der General Moreau mit großer Kühnheit und beispiellosem Glücke. Am 25. April ging er über den Rhein, und in 14 Tagen stand er schon an der Iller, als Meister des Landes zwischen diesem Fluß, dem Rhein, der Donau und dem Bodensee, und als

Sieger in zwei großen Schlachten bei Stockach und Moskirch. Dann drang er weiter in Baiern vor, und machte sich zum Herrn des Landes bis München. Auf den Antrag des gegen ihn befehligenden Generals Kray wurde ein Waffenstillstand geschlossen und Friedensversuche gemacht; da aber Oestreich nicht ohne England unterhandeln, und Frankreich den englischen Gesandten nicht zulassen wollte, so begann der Kampf mit dem December von Neuem; Anfangs mit einigem Glück für die Oestreicher, dann aber am 3. December mit der blutigen Niederlage bei Hohenlinden. Im raschen Laufe drang Moreau nach dieser Schlacht über den Inn nach Salzburg und über Linz weiter gegen Wien, und stand nur noch 20 Stunden von der Hauptstadt. Da wurde ein neuer Waffenstillstand geschlossen, und die Friedensverhandlungen zu Lüneville ernstlich erneuert. Der General Moreau konnte den nun erfolgenden Frieden als durch sich selbst erkämpft betrachten; er war in 8 Monaten, von denen mehr als 4 in der Waffenruhe vergangen waren, über den Rhein, die Donau, den Lech, die Iller, den Inn, die Salza und die Ens gegangen, hatte in 6 großen Schlachten gesiegt, und die Schatzkammer der Republik mit 40 Millionen bereichert.

Der Friede zu Lüneville. 9. Februar 1801. — Nach solchen Verlusten des unglücklichen Jahres 1800 entließ England den teutschen Kaiser seiner Verbindlichkeit, keinen besonderen Frieden schließen zu wollen; und nun wurden die Unterhandlungen von dem östreichschen Gesandten, dem Grafen von Cobenzl und Joseph Buonaparte, des ersten Consuls Bruder, so eifrig betrieben, daß am 9. Februar 1801 der Friedensvertrag schon unterzeichnet war. Er bestätigte im Ganzen den Frieden von Campo Formio, und Oestreich erkannte jetzt die batavische, helvetische, ligurische und cisalpinische Republik an. Eine neue Bedingung, die zu Campo Formio nicht ausgemacht war, war die Erhebung des Herzogs von Parma, eines nahen Verwandten des Königs

von Spanien, zum König von Etrurien; so ward das Großherzogthum Toskana umgetauft; der Großherzog sollte dagegen in Teutschland das Erzbisthum Salzburg, als weltliches Fürstenthum, nebst einigen angränzenden Landstrichen, und die Churwürde erhalten. Eben so erhielt der Herzog von Modena, wie schon zu Campo Formio bestimmt worden war, die Markgrafschaft Breisgau, als Entschädigung seines Verlustes in Italien.

Außer diesen Abtretungen in Teutschland, welche Fürsten Italiens zu uns herüber versetzten, mußten nun große Umwandlungen im Reiche selbst vorgehen; denn Teutschland trat an Frankreich das linke Rheinufer, nemlich 1200 Quadratmeilen und 4 Millionen Menschen ab, und die Fürsten, die jenseits verloren hatten, sollten durch Einziehung der geistlichen Herrschaften und der freien Reichsstädte diesseits entschädigt werden. Zur Ausgleichung aller Ansprüche wurde eine Reichsdeputation niedergesetzt, unter Frankreichs und Rußlands Vermittlung; sie fing am 24. August 1802 ihre Sitzungen an, und beschloß sie am 10. May 1803. Der Reichsdeputationsschluß enthielt folgende wesentliche Anordnungen:

1. Von allen geistlichen Fürsten blieb nur der von Maynz als Churfürst Erzkanzler übrig, und verlegte seinen erzbischöflichen Stuhl von Maynz nach Regensburg. Als Gebiet erhielt er die Fürstenthümer Aschaffenburg und Regensburg, und die Grafschaft Wetzlar.

2. Der Churfürst von Baiern, der 220 Quadratmeilen mit 780,000 Einwohner verlor, erhielt dafür 300 Quadratmeilen mit 861,000 Einwohnern wieder, nemlich die Hochstifter Bamberg, Würzburg und Passau, eine Anzahl Aemter von andern, schicklich liegenden Landstrichen, und 17 freie Reichsstädte in Schwaben und Franken; Ulm war die größte unter ihnen.

3. Das Haus Brandenburg, verlierend 46

Quadratmeilen mit 122,000 Einwohnern, erhielt dafür die Hochstifter Hildesheim und Paderborn, nebst einem Theile von Münster, einige Reichsabteien und Reichsstädte in Ober-Sachsen und Westphalen, zusammen 240 Quadratmeilen mit einer halben Million Einwohner.

4. Churbraunschweig oder Hannover, welches seine Ansprüche auf Hildesheim und einige andere Länder aufgab, erhielt den völligen Besitz von Osnabrück, welches seit dem westphältschen Frieden nur abwechselnd von einem seiner Prinzen beherrscht war.

5. Würtemberg, erhielt für einen geringen Verlust jenseits Rheines Stifter und Reichsstädte in Schwaben mit 100,000 Einwohner, nebst der Churwürde.

6. Hessen-Cassel, welches in ähnlichem Falle war, bekam mit der Churwürde auch eine Vergrößerung von 10,000 Einwohner.

7. Hessen-Darmstadt, verlor etwa 24 Quadratmeilen mit 66,000 Einw., wofür es Maynzische Aemter am rechten Rheinufer, einige Abteyen, und das Herzogthum Westphalen, welches zum Hochstift Köln gehört hatte, 96 Quadratmeilen mit 130,000 Einw. bekam.

8. Baden, welches auch die Churwürde annahm, ersetzte einen Verlust von 38,000 Einw. mit 60 Quadratm. und 240,000 Einw., nemlich dem Hochstift Kostanz, den Ueberbleibseln der Hochstifte Speier, Straßburg und Basel am rechten Rheinufer, den pfälzischen Städten und Aemtern Heidelberg und Mannheim, und mehreren Abteien und Reichsstädten.

9. Auch Oranien Nassau, welches in Teutschland nichts besessen hatte, sollte für seinen Verlust in Holland bei uns Ersatz bekommen, ihm

wurden die Stifter Fulda und Corvey und mehrere Abteien mit 45 Quadratmeilen und 120,000 Einw. eingeräumt.

10. Eben so erhielten die andern nassauischen Häuser, der Herzog von Oldenburg und der Fürst von Turn und Taxis einige, ihren Verlusten angemessene, Entschädigungen.

Bei diesen Unterhandlungen gab Frankreich, herrischer und viel anmaßender, als bei dem westphälischen Frieden, das Gesetz, und durch Ertheilung oder Verweigerung seiner Gunst befestigte es seinen Einfluß auf unser unglückliches Vaterland, wie noch nie. Denn an seinem Worte hing damals, in einer Zeit, die einen Gewinn an äußerer Ausdehnung noch immer für das Höchste hielt, Wohl und Wehe.

"Der Friede von Lüneville hatte alle geistlichen Herrschaften in Teutschland, bis auf eine, vernichtet, von 48 Reichsstädten nur 6, Lübeck, Hamburg, Bremen, Frankfurt, Augsburg und Nürnberg, übrig gelassen, die Reichsgrafen und Ritter mittelbar gemacht, und vieren aus der Mitte der weltlichen Fürsten den Churhut gegeben, der in wenigen Jahren seine alte, ehrwürdige Bedeutung verlieren sollte; denn diese neuen Wahlfürsten haben zu der Ausübung ihres vornehmsten Rechtes nicht Zeit gefunden. Wie der Hauch einer leichtsinnigen Gegenwart sie geschaffen hatte, die mit Gütern verschwenderisch sich zeigte, deren Werth sie nicht mehr erkannte, so verwischte sie der Hauch des nächsten Augenblicks so schnell, als sie entstanden waren. Jener Leichtsinn war der Vorbote des nahen Umsturzes; denn gegen solche Willkühr waren die Eingriffe des westphälischen Friedens in die Ordnung des Reiches nur ein Kleines gewesen. Was jener schüchtern und nur als Versuch gewagt, vollführte der Lüneviller Friede im Großen, ohne Scheu gegen tausendjährige Stiftungen. — Eine tiefe Trauer mußte jedes vaterländische Gemüth erfüllen; denn kein Auge vermag ohne Wehmuth auf den Trümmerhaufen zu blicken, in welchen ein Sturm die geliebte Heimath ver-

wandelt hat. Und wenn auch die Pfeiler des alten Gebäudes morsch und die Grundfesten erschüttert waren; an den Pfeilern und Wänden erschienen doch noch die Bilder einer großen, würdigen Vorzeit, und die Zeugnisse einer Herrlichkeit und Freudigkeit des Volkslebens, wie wenige Geschichten sie nennen können.

Der Lüneviller Friede ist die eigentliche Aufhebung der alten Reichsverfassung, nicht die nachherige Errichtung des Rheinischen Bundes und die Niederlegung der teutschen Kaiserkrone. Denn jener Bund war nur der Anfang eines neuen, Gottlob nur kurzen, Baues aus den schon da liegenden Trümmern, und die letztere nur das Wort, welches der That nachfolgte.

Der Friede zu Amiens. 27. März 1802. — Auf dem festen Lande war nach langen Kriegsjahren ein Augenblick der Ruhe eingetreten; nur der Seekrieg dauerte noch, denn der große Staatsmann, der England leitete, und des ersten Consuls Streben und Wollen am tiefsten durchschaute, erkannte genugsam, daß zwischen ihm und England kein Friede bestehen könne. Man hat Frankreichs und Englands Verhältniß in jener Zeit mit dem zwischen Rom und Karthago verglichen, und der Vergleich trift die Sache; es war eine Todfeindschaft, und darum wollte Pitt, gleich Hannibal, einen Kampf auf Leben und Tod. Aber viele Stimmen in England forderten den Frieden, weil der Handel litt, weil Frankreichs Getraidesperre eine Theurung in England erzeugte, und weil die Nationalschuld bis auf die ungeheure Summe von 558 Mill. Pfund Sterling gestiegen war. Daher legte Pitt sein Ministerium nieder, um den Frieden zu erleichtern, den er nach seiner Ueberzeugung nicht schließen konnte. Da erfolgte alsbald der Friede von Amiens, den 27. März 1802; England gab alles zurück, was es von Frankreich, Spanien und Holland erobert hatte, außer Trinidad und dem holländischen Antheil von Ceilon. Auch Malta, welches die Engländer durch

Hunger erobert hatten und Aegypten, das ihr General Abercromby den Franzosen wieder abgewann, sollten, jenes den Maltheserrittern, dieses den Türken wieder eingeräumt werden. Nach so großen Seesiegen ein wenig günstiger Friede, den man für übereilt geschlossen und wenig dauerhaft ansehen mußte. Er hat auch kaum die Dauer eines Jahres erreicht. England erkannte bald, daß Buonaparte den Frieden nur gewollt habe, um Frankreichs Seemacht zu heben, und der englischen, wenn es möglich sey, gleich zu machen, besonders aber das mittelländische Meer für sich zu gewinnen. Verbindungen mit der Pforte, mit den Raubstaaten, mit den Bey's in Aegypten wurden angeknüpft; ferner die Einfuhr aller englischen Erzeugnisse in Frankreich und Holland untersagt. England hatte den Frieden jetzt so sehr zu fürchten, als den Krieg; denn freilich wollte es auf den Meeren eben so wenig einen Nebenbuhler dulden, als Frankreich auf dem festen Lande. Andere Ursachen der Unzufriedenheit kamen hinzu. Es zeigte sich, daß Buonaparte zu seinen neuen Einrichtungen in Europa nur eben den Anfang gemacht habe; viel Größeres wurde vorbereitet. Die cisalpinische Republik mußte den ersten Consul Frankreichs als ihren Präsidenten erkennen; Holland blieb von französischen Kriegern besetzt, und mußte des Nachbars Willen in allem thun; die Schweiz aber, die über ihre neue Verfassung nicht mit sich selbst einig werden konnte, wurde entwaffnet, zu einem Föderativstaate gemacht, und ihr angedeutet: „in ihren innern Angelegenheiten sey sie zwar von nun an frei, in auswärtigen aber von Frankreich abhängig."

England, nach allen diesen Vorgängen entschiedenen Krieg dem unsichern Frieden vorziehend, faßte seinen Entschluß, forderte von Buonaparte die Räumung Hollands und der Schweiz; als diese verweigert wurde, erklärte es den Krieg, im May 1803. Hierauf hatte Buonaparte gewartet, um den Engländern den Fleck auf dem festen Lande wegzunehmen, den sie noch ihr eigen nannten. Im Juny schon rückten französische Heereshaufen in Hannover ein und

besetzten das Land, unbekümmert, daß Hannover ein teutsches Reichsland war, und als solches an einem Kriege Englands keinen Theil hatte. Es war eine neue Quelle der Erpressungen und sehr gelegen, die benachbarten nordteutschen Handelsstädte im Auge zu behalten, und ihren Handel mit England zu hemmen. — Die Hannöverschen Truppen wurden entwaffnet. Aber Tausende von ihnen schifften nach einander nach England hinüber, und bildeten den Kern einer teutschen Kriegerschaar, die mit tüchtigem Gemüthe und vielem Ruhme in Portugal, Spanien, Italien, in Teutschland und Frankreich gegen den Erbfeind gekämpft hat. Die Standhaftigkeit mit der diese teutschen Männer ihr Ziel verfolgt haben, während in Teutschland selbst ein unglücklicher Krieg nach dem andern, noch 10 Jahre hindurch allen Muth und alle Hoffnung niederbeugte, und also keine Belohnung im Vaterlande ihnen winkte, — diese Standhaftigkeit muß den Männern zu hoher Ehre angerechnet werden. Viele von ihnen sind in dem heißen Kampfe gefallen, und ruhen, fern von ihrer Heimath, in fremder Erde.

---

64. Napoleon Buonaparte, Kaiser der Franzosen,

den 18. May 1804.

Die ersten Jahre des Consulats waren für Frankreich eine Zeit der Beruhigung, der rückkehrenden Ordnung, des Fleißes und Wohlstandes; die geängsteten Gemüther athmeten wieder freier auf, und des ersten Consuls Name wurde von tausend Lippen mit Segen genannt. Auch außer Frankreich blickte manches Auge mit großer Hoffnung auf ihn hin, denn in seiner Heldenkraft erschien er ihnen als derjenige, welcher

nach einer sehr wilden Zeit eine neue Ordnung stiften, und was aus der blutigen Umwälzung als reiner Gewinn der Gedanken hervorgegangen, für das Menschengeschlecht festhalten könne. Das Vermögen dazu fehlte ihm nicht; denn wunderbar war die Gewalt, womit er sich alsobald alle Kräfte dienstbar machte; die Klugheit, mit welcher er die brausenden Fluthen der Revolution zum Stillstande und zum Gehorsam zwang; die Schnelligkeit der Verwaltung, die er in kurzer Zeit über das ganze, große Reich wie ein Gewebe ausbreitete, dessen Endfäden in seinen Händen blieben; der Fleiß endlich, womit sogleich angefangen wurde, das Wesentliche aus den großen Erfahrungen des öffentlichen Lebens in neuen Gesetzbüchern niederzulegen. Was das Zeitalter Vorzügliches gefordert hatte, — Anerkennung der wesentlichen Menschenrechte in Allen; Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz, Aufhebung der Feudalrechte; Freiheit des Glaubens im Gebiete der unsichtbaren Dinge; eine Regierungsform, welche die Kraft der Einheit in Ausführung der Staatszwecke, und die Vielseitigkeit der Berathung in Entwerfung der Gesetze, vereinigte; — das Alles und so vieles andere schien auf dem nun beruhigten Boden Frankreichs, unter dem Schutze des außerordentlichen Mannes, allen andern Völkern zum Muster aufzublühen.

Was konnte dieser Mann dem gesammten Europa, was der Weltgeschichte werden, wenn er dieses hohe Bild der Edelsten, welches ihr eigener reiner Eifer für Licht und Recht von ihm entwarf, wahr machte! Wie hätte er für Jahrhunderte bilden, voranleuchten, Alles mit sich fortreißen, den Segen der Menschheit verdienen können! — Und er hat ihren Fluch auf sich geladen!

Das ist das Entsetzlichste, wenn eine so große, eine bewunderungswürdige Kraft sich dem niederen Theile der menschlichen Natur zum Raube dahin giebt, wenn sie, die für das Reich der Tugend und der Wahrheit kämpfen sollte, für das der Sünde die mäch-

tigen Waffen führt! Die wilde Zeit, welche vorangegangen, hatte jede böse Lust geweckt und stark gemacht: da trat der Gewaltige auf den Kampfplatz, welcher, statt sie in ihre Schranken zurückzuweisen, und der Liebe, dem Glauben, der Wahrheit und dem Rechte die verlorene Herrschaft zurückzustellen, jene stark ließ, aber sie in seinen Dienst zwang. Das ist das Geheimniß seiner unerhörten Macht, daß er das, was in der sinnlichen Natur des Menschen am heftigsten treibt, was allgewaltig ist, wenn es einmahl Schaam und Scheu überwunden hat; daß er die Selbstsucht in jeglicher Gestalt, als Begierde nach Reichthum und nach Glanz, nach Sinnenlust und nach Ehre, daß er den Zorn, den Haß, den Neid und jede heftige Leidenschaft, als dienende Geister um sich versammelte. Und weil die Welt lange sein Geheimniß nicht wußte, und das Eine Zauberwort nicht errieth, wodurch sein Reich zerstört werden mogte; weil sie vielmehr unbeholfen ihm nachzuahmen suchte, was er allein als Meister verstand, so hatte er lange Gewalt über die Welt. Nicht sein Schwerdt hat ihm den Sieg errungen, sondern seine unerhörte Kunst, die kraftvollste Sinnlichkeit allenthalben in seinen Dienst zu verflechten, indem er ihr jede Befriedigung als Lohn vorhielt. Diese Kunst bereitete ihm das nie gesehene Gelingen, welches von nun an zehn Jahre lang seinen Riesenschritt durch die Geschichte Europa's bezeichnet.

Und wenn nun nach der Quelle in seiner eigenen Brust gefragt wird, aus welchem die dargethane Weise und Richtung des Handelns entsprang; so ist es dasselbe innerlich, was er als treibende Kraft in die Welt außer sich pflanzte; es ist die Selbstsucht in der furchtbarsten, man kann fast sagen, in der großartigsten Gestalt, wie sie die Weltgeschichte jemals gesehen. Alle die außerordentlichen Kräfte seiner Natur dienten nur ihm selbst, hatten nur ihn zum Gegenstande der Verehrung, nur ihn zum letzten Ziele aller Anstrengung. In dem Strome seines Lebens spiegelt sich nicht, wie es bei Karl dem Großen lau-

tefe, mit welchem er sich frech genug vergleichen ließ, „der unendliche Himmel mit seinen Welten," sondern nur sein eignes, stolzes Bild. Er hatte sich nicht selbst überwunden. Was das Schönste und Heiligste in des Menschen Seele ist, und den Sieg ihres besseren Theiles verkündet; die innere Demuth vor Gott; die Demuth vor dem hohen Bilde der Menschheit; die selbstentsagende Liebe, welche für die Brüder leben und streiten und opfern will; die heilige Ehrfurcht vor der Wahrheit endlich, welche die Lüge als die geistige Pest des Menschengeschlechts gescheuet, weil sie mit giftigem Hauche jedes sittliche Verhältniß zerstört; — das Alles war ihm sehr fern. — Ihm war keine Menschheit außer ihm! — Das ist ein entsetzliches Wort! Sein Leben und Thun muß es rechtfertigen. —

Die große Gewalt seines Geistes und seiner bildenden Kraft, so wie die Meisterschaft seiner täuschenden Kunst, bewies er zunächst in Frankreich; durch sie gelang ihm das Schwerste, was der Einzelne über sein Zeitalter zu gewinnen vermag, nemlich den Kreis der herrschenden Gedanken zu seinem Vortheile umzuwandeln; und, wie man es durch ein glückliches Bild ausgedrückt hat, „die Ideen der Freiheit und Unabhängigkeit, die im allgemeinen Umlauf waren, umzuprägen, und ihnen sein eigenes Bildniß aufzudrücken."

Zuerst mußten ihm Verschwörungen, die wahrscheinlich durch seine eigenen Helfer zum Scheine angezettelt waren, dazu dienen, mehrere hundert französische Bürger, die der Freiheit zu eifrig anhingen, in die Gefängnisse oder über Frankreichs Gränzen, und viele zum Tode zu führen. — Bald darnach wurde ihm durch den Senat die Würde des ersten Consuls auf zehn Jahre, und sogleich durch das Volk auf Lebenslang angetragen. Er beherrschte die Gemüther noch durch das öffentliche Vertrauen, und so glänzende Beweise desselben hätten ihm hohe Befriedigung gewähren können, wenn

ein Maaß in ihm gelebt hätte. Aber den Unersättlichen gelüstete nun zunächst nach einer Krone, und als er diese besaß, streckte er die Hand nach mehreren und bald nach allen aus. Als der neue Krieg mit England ausbrach, und England in dem Gefühle, daß von dem Einen Manne alles Unglück ausgehe, einige der erbittertsten Feinde desselben an Frankreichs Küste aussetzte, die ihm den Untergang geschworen hatten, Pichegrü, den Eroberer Hollands, und Georges einen ehemaligen Anführer der Vendée, da mußte ihm dieser Umstand zur Erreichung seines nächsten Zieles verhelfen. Seine Polizei, die gar wohl von den Anschlägen dieser Männer unterrichtet war, ließ sie nach Paris kommen, ob sie nicht mehrere in ihre Schuld zögen, die, schuldig werden zu lassen, ein Gewinn schien. Und die Absicht gelang so trefflich, daß Moreau, ein eifriger Republikaner, beim Volke und Heere hoch geachtet, sich mit ihnen in Unterredungen einließ. Nun wurden alle verhaftet, verurtheilt, Georges hingerichtet, Pichegrü im Gefängniß erdrosselt gefunden, Moreau nach Amerika verwiesen. Und um dem alten Königsgeschlechte der Bourbons zu zeigen, wie der neue Machthaber sich schon fest genug fühle, auch ihr Blut fließen zu lassen, wurde der Herzog von Enghien, der Enkel des großen Condée, ein junger, hoffnungsvoller Prinz, plötzlich durch 1200 Mann aus Ettenheim im Badischen, vom Gebiete des teutschen Reiches, welches solchen Hohn geduldig ertragen mußte, entführt, nach Paris und von da nach Vincennes gebracht, vor ein Kriegsgericht aus Buonapartes Creaturen gestellt, und noch in der Stunde seiner Ankunft, ohne daß ihm ein Anwald zur Vertheidigung, oder ein Priester zum Troste im Tode gewährt worden wäre, im Schlosse zu Vincennes erschossen.

Darnach mußte, auf den Antrag der Tribunen, ein Senatsbeschluß gefaßt werden, durch welchen die Regierung Frankreichs Napoleon Buonaparte, als erblichem Kaiser, übertragen wurde. Im elften Jahre der Republik wurde auf den Trümmern des

Königthums sein Kaiserthron errichtet. Die Stufen, welche das römische Volk seit Vertreibung seiner Könige bis zum Kaiserthum Augusts in 500 Jahren durchgemacht, hatte der schnelle Puls Frankreichs in elfen vollendet. Wie in Rom blieben auch neben dem Kaiserthum noch republikanische Formen, und das Gerüste einer gemäßigten Verfassung. Aber, wie in Allem, in Wort und That, von nun an die Lüge das Gesetz der Welt werden sollte, so war sie es sogleich in dem großen Vorbilde des Staates, nach welchem sich das Kleinere gestalten mogte. Unter dem Scheine der eingeschränkten Verfassung folgte der Kaiser einzig seinem Gelüste und Willen, und herrschte als unumschränkter Despot, die Menschen nur als Zahlen, ihr Leben als eine Münze zum Verbrauche betrachtend. Die verführerische Liebe solcher Regierungsweise verbreitete sich bald auch über die Gränzen Frankreichs hinaus. Das eitle französische Volk bethörte Napoleon dabei durch Glanz, durch Kriegsruhm, und den Namen der großen Nation; das Heer, seine Stütze, fesselte er an sich, indem er ihm Alles erlaubte, was die Begierde fordert; die großen Talente, die ihm dienen sollten, erhob und bereicherte er übermäßig, damit sie bei seinem Falle so viel zu verlieren hätten, als der Mensch selten den Muth hat, wieder aus seiner Hand zu geben. Das war eine seiner furchtbarsten Herrscherregeln, daß, wer unumschränkt herrschen wolle, nur Reiche und Arme, nicht aber einen begüterten Mittelstand, dulden müsse; jene könne die Regierung durch jede Begünstigung, durch Furcht und Hoffnung, an sich fesseln, und die Armen lasse die Sorge der täglichen Nahrung nicht über das nächste Bedürfniß hinausblicken, aber in den Köpfen des Mittelstandes, welcher Zeit zu geistiger Beschäftigung übrig behalte, da bilde sich eine Gewalt der Gedanken, welche dem Throne gefährlich werden könne. Und so scharf drang sein grauenvoller Blick in das Wesen der menschlichen Natur, daß er erkannte die Gewohnheit des blinden Gehorsams, der sich nur mit geistiger Blindheit vertrage, müsse früh in der Jugend eingepflanzt

werden. Darum wurde der kirchliche und der Schulunterricht unter strenge Aufsicht genommen, auf einen engen Kreis beschränkt, die Schüler von Jugend auf nach dem Klange der Trommel zu jedem Geschäfte gerufen. Ja, selbst die Lehrbücher der Religion mußten den Gehorsam gegen den Kaiser sogleich nach dem gegen das göttliche Gesetz stellen. — Im übrigen verfiel sowohl der Volksunterricht als der höhere wissenschaftliche, der schon in der Revolutionszeit gesunken war, bis zu solchem Grade, daß mehrere Menschenalter die Folgen davon nachempfinden werden.

---

65. Der Krieg Oestreichs und Rußlands von 1805.

Nicht zufrieden mit der neuen Kaiserkrone, ließ Napoleon auch die cisalpinische Republik in ein Königreich Italien umwandeln, und sich selbst zum erblichen Könige erklären. Zum Zeichen der Mäßigung, wie er sagte, bestellte er in seinem Stiefsohn, Eugen Beauharnois, einen Vicekönig von Italien. Parma, Piacenza und Guastalla wurden ganz mit Frankreich vereinigt, und bald darauf auch die ligurische Republik. Das alles war gegen den Vertrag von Lüneville; Oestreich war sehr unzufrieden. Es fand eine gleiche Stimmung in dem Kaiser Alexander von Rußland, den besonders die Ermordung des Herzogs von Enghien im Innersten empört hatte, und der schon damahls den Beruf in sich fühlte, Europa's Ordnung beschützen zu helfen. Beide boten dem englischen Minister Pitt eine erwünschte Gelegenheit dar, in dem eben erneuerten Kriege Bundesgenossen gegen Frankreich zu gewinnen. Es kam ein Bund der dreie nebst Schweden zu Stande, und nach dem großen Kriegsplane sollte die französische Macht auf allen Punkten, in

Italien, der Schweiz, Holland und in Frankreich selbst, angegriffen werden. Diese Plane durchschnitt Napoleon, nach gewohnter Weise und durch gewohnte Schnelligkeit, indem er plötzlich auf einem Flecke erschien, wo ihn die Gegner nicht erwarteten. Seit dem Jahre 1803 hatte er beträchtliche Heereshaufen an den Nordküsten Frankreichs versammelt gehalten, um England mit einer Landung zu bedrohen. Diese mußten jetzt schnell aufbrechen, über den Rhein eilen, die Fürsten von Südteutschland zur Verbindung mit Frankreich zwingen, während das östreichsche Heer unter Mack unbeweglich bei Ulm stand. Der General Mack, ein gelehrter Heerführer, dem aber die Schnelligkeit des Entschlüsses und das Glück fehlte, erwartete den Feind, der durch Schwaben, wie er meinte, gerade auf ihn losdringen sollte. In seiner rechten Flanke hatte er die fränkischen Länder des Königs von Preußen, welcher keinen Theil am Kriege nahm; durch sie glaubte er sich gedeckt. Allein eine solche Schutzwehr sicherte vor Napoleons Schaaren nicht. Bernadotte, Marmont und die Baiern drangen plötzlich durch Franken gegen die Donau vor, fielen dem General Mack in den Rücken, und schnitten ihn von Oestreich ab. Ueberrascht und betäubt warf er sich, nach blutigen Gefechten, in die Stadt Ulm, und anstatt, wie ein tapferer Mann, sich lieber mit dem Schwerdte einen Weg durch die Feinde zu bahnen. — Der Erzherzog Ferdinand schlug sich mit einigen Reuterhaufen glücklich nach Böhmen durch, — gab er sich mit den Ueberbleibseln seines Heeres am 17. October gefangen.

Napoleon schickte aus diesem ersten Abschnitte des Krieges, der ein Heer von 80,000 Mann fast vernichtet hatte, vierzig eroberte Fahnen an den Senat nach Paris, an die Weisen des Reichs, wie er sie nannte, „ein Geschenk der Kinder an ihre Väter.“ Und zu seinem Heere sagte er, als er weiter zog: „er werde sie nun gegen die Russen führen; auch diese würden ein gleiches Schicksal erfahren. In ihrem Heere seyen keine Anführer, gegen die er

Ehre erlangen könne; daher werde er keine Sorge haben, als den Sieg mit wenig Blut zu erkaufen. Seine Soldaten seyen seine Kinder."

Die Schlacht bei Austerlitz, den

2. December 1805. — Ohne bedeutenden Widerstand zog nun das französische Heer gegen Oestreichs Hauptstadt, und besetzte sie am 11. November. Die Russen und Oestreicher zogen sich nach Mähren zurück; am 2. Dezember standen die Gegner bei Austerlitz einander gegenüber, und beschlossen die entscheidende Schlacht. „Ich werde weit vom Feuer bleiben," sagte Napoleon, der zum erstenmahl als Kaiser sein Heer in großer Schlacht selbst anführte, zu seinen Kriegern, „wenn ihr mit eurer gewohnten Tapferkeit die feindlichen Reihen durchbrecht; sollte aber der Sieg nur einen Augenblick schwanken, dann würdet ihr euren Kaiser sich den ersten Streichen aussetzen sehen." Die Dreikaiserschlacht, wie Napoleon sie in seinem Berichte mit Wohlgefallen benannte, begann, es war ein schöner, sonnenheller Wintertag. Wie Napoleon vorhergesagt hatte, geschah es, die Feinde wurden nicht gut angeführt, es herrschte Unordnung in dem Gange der Bewegungen; man kannte die Stärke und Stellung des französischen Heeres nicht genugsam, und bald war die russische Schlachtordnung getrennt, zerrissen, trotz aller Tapferkeit über den Haufen geworfen. Der linke russische Flügel wollte sich über einen gefrornen See retten; Napoleon ließ das Eis durch Kanonen zerschmettern, und viele Russen versanken. — Es war kein schwerer Sieg gewesen, auch würde er den Krieg nicht entschieden haben, wenn nicht der Kaiser Franz, in der ersten Sorge für seine Unterthanen, schnell den Frieden abgeschlossen hätte; eine persönliche Unterredung mit Napoleon, in der Mühle zu Saroschitz, vermogte ihn dazu. Denn am Tage nach der Schlacht verstärkten 12,000 Russen das wieder gesammelte Heer. Erzherzog Ferdinand hatte in Böhmen 20,000 Mann

gesammelt, und die Baiern mit Verlust aus diesem Lande geschlagen; Ungarn waffnete; der Erzherzog Karl eilte mit einem siegreichen Heere aus Italien dem Vaterlande zu Hülfe, und konnte bald Wien, im Rücken der Franzosen, befreien; Russen und Engländer waren in Neapel gelandet; Russen, Schweden und Engländer drangen durch das hannöversche Land vor, und was das wichtigste war, auch Preußen hatte seine Heere gesammelt, um die Verletzung des Anspachischen Landes zu rächen. — In diesem Augenblicke schloß der Kaiser Franz den Waffenstillstand, und zeigte die unbedingte Neigung zum Frieden; das Unglück seiner Länder betrübte ihn zu sehr, und er wähnte damahls noch, ein Friede mit diesem Gegner, durch große Opfer erkauft, könne Bestand haben; als wenn Opfer seine Lust nach dem Ganzen zu stillen vermogten!

Der preußische Abgeordnete, der Graf von Haugwitz, der gesendet war, das Gesetz des Friedens vorzuschreiben oder Krieg zu verkündigen, sah sich durch Oestreichs Abtritt in große Verlegenheit gesetzt, und hielt es für angemessen, statt des Wortes, welches ihm der König mitgegeben, in sanfter, friedlicher Weise zu reden. Und der französische Bericht pries „die Weisheit Preußens, welches nie einen biederern und uneigennützigerern Freund gehabt habe, als Frankreich. Uebrigens hänge das französische Volk von niemand ab, und 150,000 Feinde mehr würden den Kampf nur um etwas verlängert haben!" — Solche Sprache hätte der preußische Abgeordnete besser verstehen und Preußens Würde fühlend, auf frischer That, da Oestreichs Friede noch nicht geschlossen war, thun sollen, was sein König ihm befohlen hatte, und ein halbes Jahr nachher dennoch zu thun sich entschloß. Vielleicht mogte Oestreich, wenn es Preußens Ernst sah, einen längeren Krieg dem schmählichen Frieden vorziehen. Statt dessen unterzeichnete Haugwitz, ohne Vollmacht, den Vergleich zu Wien, wodurch Preußen Anspach an Baiern, Neufchatel und Cleve an Frankreich abtrat, und dafür Hannover erhalten sollte, worauf England kei-

neswegeſ Verzicht geleiſtet hatte. So ſtreute Napoleon den Saamen der Zwietracht zwiſchen Preußen und England aus, wohl wiſſend, daß beide durch Verbindung mit einander ſtark waren.

Fünf Tage nach dieſem Vertrage ſchloß Oeſtreich den Frieden zu Preßburg, den 25. December 1805. Durch dieſen Frieden, der alle bisherigen an Härte übertraf, verlor Oeſtreich 1000 □ Meilen Landes und an 3 Millionen Unterthanen, und zwar von den beſten, die es beſaß. Das treue Tyrol, welches noch in dieſem Kriege ſeine Anhänglichkeit an das öſtreichſche Haus trefflich bewieſen hatte, mußte nebſt Burgau, Eichſtädt, einem Theil von Paſſau, Voralberg und andern Beſitzungen Vorderöſtreichs an Baiern; das übrige, was Oeſtreich in Schwaben beſaß, an Würtemberg und Baden; Venedig an das Königreich Italien abgetreten werden. Dagegen erhielt Oeſtreich einen geringen Erſatz durch Salzburg, und der Churfürſt von Salzburg wurde aus dem Lande, das er eben erhalten, nach Würzburg verpflanzt, welches Baiern abtrat. — Die Länder mit ihren Bewohnern wurden als eine Waare betrachtet, welche aus der Hand des Einen in die Hände des Andern übergehen könne, wie der Markt es eben mit ſich bringe. So wollte es die Lehre des Deſpotismus, damit Liebe und Anhänglichkeit für die alten Fürſtenhäuſer entwurzelt, das Gemüth zu Eis erkältet, das Menſchliche, was den Staat zu einem Ebenbilde der Familie machen kann, völlig ertödtet werde, und nur das Gefühl in dem Unterthan übrig bleibe, er ſey zum Gehorſam geboren, und dieſes Eine Geſetz der Natur kette ihn an den einen Herrſcher ſo gut als den andern, ſey derſelbe ein Einheimiſcher oder ein Fremder, ſey er von Geſtern oder von Heute.

Um das zerknickte teutſche Reich nur ſchnell ſeiner völligen Auflöſung zuzuführen, wurde den Churfürſten von Baiern und Würtemberg der Königstitel, und ihnen, wie dem Churfürſten von Baden, die völlig unabhängige Regierung ihrer Länder, oder, wie es die Zeit mit einem Lieblingsworte be-

nannte, die Souverainetät gegeben; der Kaiser entsagte aller Oberlehnsherrlichkeit über ihre Länder, und damit war der That nach, ihr Verhältniß zum teutschen Reiche aufgelöst. Das Lebensband und die Vasallenpflicht, so viel von ihnen schon abgeblättert war, hielten bis jetzt doch noch einzig Kaiser und Reich zusammen. Die Blöden fand man mit der Versicherung ab, wie diese souveränen Herrscher dennoch dem teutschen Staatenbunde angehören sollten; aber wer Ohren hatte zu hören, der erkannte in diesen Zeichen das ferne Rollen des Donners, welcher den heranziehenden Sturm verkündigt. Das Schlimmere stand noch bevor.

---

66. Das Ende der teutschen Reichsverfassung, 12. July und 6. August 1806.

Wie schon zur Zeit, da Frankreich noch eine Republik war, die listige Benutzung der Friedenszeit fast gefährlicher gewesen, als der offenbare Krieg, so auch unter dem neuen Kaiser. Napoleon, so hat man es treffend ausgedrückt, hatte die Revolution in sich aufgenommen, in ihm war sie gleichsam zur Person geworden, und ihre furchtbaren Grundsätze lebten in ihm fort. — Das erste Wort, welches er nach dem Preßburger Frieden sprach, war sein gewöhnlicher Bannspruch. Der König von Neapel hatte englische und russische Truppen in sein Land aufgenommen; da schickte er seinen Bruder Joseph und Massena mit 60,000 Mann längs Italien hinab, und in dem Aufruf, den er ihnen am 27. December von Schönbrunn aus mitgab, hieß es: „Das königliche Haus von Neapel habe aufgehört zu regieren!“ Das furchtbare Wort schreckte dieses Haus auch in der That von dem Boden Italiens über die Meer-

enge nach Sicilien hinüber; hier erhielt es sich mit Hülfe Englands, in Neapel aber wurde Joseph Buonaparte zum erblichen König erklärt. Der neue Königsthron kostete noch unermeßliches Blut; die Einwohner Unteritaliens empörten sich immer mit neuer Wuth, und Kalabrien nebst Abruzzo mußten fast in Einöden verwandelt werden.

Zunächst traf nun Holland die Reihe. Es wurde gleichfalls in ein Königreich verwandelt, und einem andern Bruder, Ludwig Napoleon, zu seinem Theile gegeben. Es hatte nicht das schlimmste Loos gezogen, denn Ludwig fühlte die Pflicht, für sein neues Volk mehr zu leben, als für seines Bruders Willen.

Ein dritter aus des Kaisers Verwandschaft, sein Schwager Joachim Mürat, ward an dem rechten Ufer des Rheines, des Stromes, der so oft als natürliche Scheidewand zwischen dem Teutschen und Französischen genannt war, aufgestellt, ein bedenkliches Zeichen für die Zukunft; er erhielt die Herzogthümer Cleve und Berg; ersteres hatte Preußen, letzteres Baiern für Anspach abgetreten.

Alexander Berthier endlich, der erste im Kriegsrathe Napoleons, bekam das Fürstenthum Neufchatel.

Zugleich mit diesen äußern Vorrüstungen wurde der Plan der innern Gestaltung des großen Baues gleichfalls klarer dargelegt. Französische Blätter mußten das System des Gleichgewichts, an welchem Europa noch immer mit einigem Glauben gehangen hatte, als ein sehr thörichtes ausschreien, welches nur Eifersucht und Kriege erzeugt habe. Ruhe sey nur dann zu hoffen, wenn Einer den unbestrittenen Vorrang habe, und seinem Worte bei den Streitigkeiten der Völker Folge geleistet werde. Es war die Sprache der Römer, kurz vor der Zeit als sie die Weltherrschaft geradezu an sich rissen; da nannten sie sich auch die Schiedsrichter der Welt, und ihre Gesandten zogen mit ihren Stäben Kreise um die Könige, welche noch diesen Namen trugen, und forderten auf der Stelle die Erklärung des Gehor-

sams. — Zu einem einzigen Reiche schien ihm doch wohl Europa zu groß, aber es sollte, unter dem Namen eines Föderativstaates, durch eine Familienherrschaft umfaßt werden, und die Brüder und Vettern und Angeheiratheten sollten unter Königs- und Fürsten-Namen die Statthalter des großen Kaisers in Paris seyn. Alexanders Welteroberung war zerfallen, weil er kein Herrschergeschlecht gestiftet hatte; Karls des Großen Reich und Geschlecht zerging in Theile, weil er den Plan entworfen hatte, ein Familienreich zu stiften, ohne einen Mittelpunkt für die Familie, und weil Ludwig der Fromme, diesem Plane gemäß, das Reich unter seine Söhne vertheilte. Daher ersann Napoleon einen neuen Entwurf. Alle Glieder des großen Herrschergeschlechts, so verordnete er in dem kaiserlichen Familiengesetze, sollten im kaiserlichen Erziehungshause in Paris erzogen werden, unter des Kaisers Augen, nach seinen Grundsätzen, ohne seine Erlaubniß sollten sie sich nicht verehelichen, nicht über dreißig Stunden von Paris entfernen dürfen. Er wollte ihr gemeinschaftlicher Vater und Herr seyn. So, hoffte er, wenn die ganze Jugendzeit durch ihn geleitet sey, solle sich sein Geist und seine Grundsätze auf Jahrhunderte in ihnen vererben, wie im römischen Senate die großen Grundsätze der Staatskunst Jahrhunderte lang von einem Geschlecht auf das andre forterbten. Aus Paris sollten die dort erzogenen Prinzen den gleichen Sinn mit der gleichen Sprache und gleichen Gesetzen über alle beherrschten Völker verbreiten; ihre Lebensregel aber sollte wörtlich diese seyn: „Daß sie die erste aller Pflichten dem Kaiser, die zweite Frankreich, und erst die dritte dem von ihnen beherrschten Volke schuldig seyen.“ — Wenn so umfassende, außerordentliche Veranstaltungen in ihrem rechten Sinne aufgefaßt werden, so kann das Wort nicht mehr als unwahrscheinlich gelten, welches die öffentliche Stimme dem Kaiser Napoleon in den Mund gelegt hat: „Daß nemlich in 10 Jahren die Dynastie Napoleon die älteste in Europa seyn sollte.“ Und wenn die Geschichte einst nach Jahrhunderten das furchtba-

re Schwanken aller Dinge und die Entwurzelung tausendjähriger Ordnungen in unserm Zeitalter mit Einem Worte bezeichnen will, so wird sie dieses Wort *) nennen, welches von seiner Erfüllung vielleicht nicht so gar weit entfernt war.

Als die Theile des großen französischen Bundesstaates wurden schon damahls außer Frankreich, Italien, Neapel, Spanien, Holland, Baiern, Würtemberg, Baden und Berg, mit einer Masse von 66 Millionen Einwohner, genannt.

Zu dem Glanze und der Befestigung einer neuen Krone gehörte auch ein Reichsadel, der, mit ihr emporgestiegen, auch mit ihr fallen müsse. Napoleon schuf ihn dadurch, daß er zuerst in Italien und nachher in allen Ländern, die seine Waffen erreichten, eine Anzahl von größeren und kleineren Reichslehen mit bedeutenden Einkünften für solche errichtete, die sich in der Treue und in dem Diensteifer für ihn besonders auszeichnen würden. Sie sollten nach der Erstgeburt forterben, nach Erlöschung des Mannsstammes aber an die Krone zurückfallen. Dadurch sollten alle, die vorzügliche Thatkraft auszeichnete, mit dem Kaiser gleichen Antrieb zur Behauptung der eroberten Länder fühlen.

In der Mitte dieses veränderungsreichen Jahres traf der letzte, entscheidende Schlag auch die Verfassung des teutschen Reiches. Ihre Auflösung, die der That nach schon da war, wurde nun auch durch das Wort ausgesprochen. Am 12. July wurde zu Paris ein Rheinbund abgeschlossen, durch welchen die Könige von Baiern und Würtemberg, der Chur-Erzkanzler, der Churfürst von Baden, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, der Herzog von Berg, sämmtlich als Großherzoge, dann die nassauischen und hohenzollerschen Fürsten, nebst noch einigen kleineren Fürsten und Grafen, sich von dem teutschen Reichsverbande trennten, und den Kaiser von Frankreich als den Protector, (Beschützer)

*) Aus dem Munde eines Advokaten-Sohnes von Korsika.

ihres Bundes anerkannten. Er sollte das Recht haben, den Fürsten-Primas des Bundes, welcher in den Versammlungen den Vorsitz führen solle, zu ernennen; Krieg und Frieden und die Contingente an Truppen zu bestimmen; so daß also jeder Krieg Frankreichs auch der des Rheinbundes seyn mußte, sollte er auch gegen die bisherigen Brüder des teutschen Reiches geführt werden. Für solche Opfer sollten die Fürsten die unbeschränkten Herren ihrer Unterthanen seyn, ohne durch ein Bundesgericht, bei welchem die Unterthanen in Nothfällen Klage führen könnten, oder durch eine mildernde Verfassung, irgend gebunden zu seyn. In diesem Allen war der Bund klar und bestimmt, in allen übrigen dunkel und schwankend, damit des Protectors Wille Gesetz seyn könne. Es war kein Bund teutscher Stämme mit einander, sondern mit Frankreich, und nicht ein solcher, der gegenseitige Rechte und Pflichten gab; sondern die Pflicht war auf Seiten der Fürsten, die Rechte auf der des Beschützers. — Auch darin schnitt dieser Bund die Fäden, welche die Vorzeit noch mit der Gegenwart verbanden, durch, daß freie Stände des Reiches, die den Gliedern des rheinischen Bundes zugetheilt waren, mediatisirt, das heißt, ihrer landesherrlichen Rechte entkleidet und denen, mit welchen sie früher gleich waren, untergeordnet wurden. Die freie Stadt Frankfurt, welche der künftige Sitz der Bundesversammlung seyn sollte, ward dem Fürsten Primas zugetheilt, und verlor gleichfalls ihre Selbstständigkeit.

Es bedarf des richtenden Wortes über diesen Bund nicht; das Schicksal hat ihn bald gerichtet, und die Nachwelt wird sein Andenken vielleicht aus unserer Geschichte zu verwischen suchen.

Der teutsche Kaiser, die entwürdigte Krone des alten Reiches von seinem Haupte ablegend, in dem 1006ten Jahre, nachdem Karl der Große sie auf das seinige gesetzt hatte, erklärte sich zum erblichen Kaiser der östreichschen Monarchie, den 6. August 1806.

Welchen Schutz aber das teutsche Land, im Vergleich mit dem des östreichschen Hauses, von dem

neuen Beschützer zu erwarten habe, davon zeugte die frische That. Zu eben der Zeit, als der französische Gesandte Bacher zu Regensburg noch einmal erklärte, daß Frankreich niemals seine Gränzen über den Rhein ausdehnen werde, wurde die Festung Wesel eigenmächtig von Frankreich in Besitz genommen, und zu der 25sten Militärdivision geschlagen.

---

67. Preußens und Rußlands Krieg von 1806 und 1807.

Die Errichtung des rheinischen Bundes war sowohl feindlich gegen Preußen als gegen Oestreich gemeint; frühere Bundesgenossen, so lange die Reichsverfassung gestanden, sahen beide nun in solche verwandelt, welche bei jedem Zwiste mit Frankreich ihre Feinde seyn mußten. Napoleon hatte den König Friedrich Wilhelm früher mit der Aussicht hingehalten, es könne sich unter seinem Schutze ein nordischer Bund, nach dem Muster des rheinischen, bilden, der das nördliche Teutschland umfassen solle; jetzt wurde ein solcher Bund verworfen. Hannover sogar wurde jetzt England wieder angeboten. Ueberhaupt geschah alles, was Preußen kränken und ihm zeigen mußte, daß der französische Kaiser ein selbstständiges Volk nicht mehr neben sich dulden wolle. — Da glaubte endlich der entrüstete König, die Ehre seines Volkes nicht länger von den übermüthigen Fremden verhöhnen lassen zu dürfen, und Volk und Heer stimmten laut dem Könige bei. Er forderte von Frankreich, daß es seine Truppen aus Teutschland ziehen, die Bildung eines nordischen Bundes nicht hindern, und Wesel nicht als französische Festung behalten solle. Als diese Punkte verweigert wurden, erklärte Preußen den Krieg. Es war das Gebot der Ehre, welches so raschen Entschluß foderte, damit die Welt erkenne, daß kein anderer Antrieb, als ihre Stimme,

hier obwalte. Denn in so ungünstigen Kampf begiebt sich keiner, der ihn irgend mit Ehren vermeiden kann. Preußen hatte keinen Bundesgenossen auf dem Kampfplatze, als das nur halb willige Sachsen; mit England und Schweden war der Friede noch nicht völlig hergestellt, und die russischen Krieger, die wirklich Hülfe leisten sollten, waren erst an den Grenzen.

Napoleon sprach bei dem Ausbruche des Krieges: „Sein Herz traure bei dem beständigen Uebergewichte, welches der Geist des Bösen erhalte, der unablässig geschäftig sey, seine Entwürfe für die Ruhe Europa's und das Glück der Zeitgenossen zu stören!“ Dann zog er seine Heere zusammen, die noch in Franken und Schwaben gerüstet standen, und rückte gegen die Päße des Thüringer Waldes. An der Nordseite desselben stand das große preußische Heer, unter dem Oberbefehl des Herzogs von Braunschweig, eines 72jährigen Greises, und mit Anführern, welche zum Theil uneinig unter sich waren. Die Theilnahme am Revolutionskriege hatte nur einen geringen Theil des preußischen Heeres mit der Sturmesschnelligkeit der neueren französischen Kriegsweise bekannt gemacht; der größere Theil war im 43jährigen Frieden erschlafft, und, weil das Gerüst von Friedrichs des Großen Einrichtungen noch stand, mit desto gefährlicherm Dünkel erfüllt. Bei aller Tapferkeit und Tüchtigkeit in der Brust vieler Einzelnen, war kein einiger und starker Geist, der das Ganze verband. Da mußte geschehen, was auch der Furchtsamste nicht für möglich gehalten hatte, daß, wie in den Kriegen der alten Welt, Ein unglücklicher Tag über das Schicksal eines ganzen Reiches entschied.

Am 10. October wurde der Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen durch seine Kampfbegierde in ein ungleiches Gefecht bei Saalfeld verwickelt, und fiel selbst auf dem Schlachtfelde. Das unglückliche Treffen öffnete den Franzosen die Päße der Saale, und mit starker Macht hindurchbrechend, umgingen sie den linken Flügel des preußischen Heeres, und schnitten es von Sachsen ab; Davoust hielt schon am 13.

October Naumburg besetzt. Die Vorräthe der Preußen gingen verloren, es entstand auf der Stelle der bitterste Mangel, und dadurch unvermeidliche Unordnung und Niedergeschlagenheit. So sollte das Heer streiten, in seinem Angesichte die Saale und Elbe, die es hätte im Rücken haben sollen. Es war vor der Schlacht schon besiegt.

Die Schlachten bei Jena und Auerstädt, den 14. October 1806.

— Ein Theil des preußischen Heeres unter dem Herzog von Braunschweig stand bei Auerstädt, ein anderer unter dem Fürsten von Hohenlohe bei Jena und Vierzehnheiligen, beide ohne rechte Verbindung mit einander. Sie wurden an demselben Tage angegriffen und besiegt. Bei Auerstädt focht der Marschall Davoust, bei Jena Napoleon selbst. Gleich im Anfange der Schlacht sank der Herzog von Braunschweig, von einer Kugel tödtlich getroffen; durch seinen Fall war der Plan des Gefechtes zerrüttet und verworren; die Tapferkeit einzelner Haufen konnte den Mangel des Zusammenwirkens im Großen, und der Zuversicht in der Menge, nicht ersetzen. Von mehreren Seiten umgangen wich die Schlachtordnung zurück; sie wollte sich nach Weimar ziehen, um an dem Hohenloheschen Heereshaufen eine Stütze zu finden; noch wußte man nicht, daß dieser zu derselben Zeit das gleiche Unglück erfahren. Bald aber wurde es nur zu klar; denn so groß war die Verwirrung auf allen Seiten, daß in der Nacht während der Heerestheil von Auerstädt gegen Weimar floh, ein Theil des Hohenloheschen Heeres von Weimar gegen Auerstädt sich retten wollte.

Zehn Tage nach der Schlacht von Jena rückte Napoleon schon in Berlin ein; vierzig Tage nach Ausbruch des Krieges stand er an der Weichsel, und eine Strecke Landes mit 9 Mill. Menschen und vielen festen Städten, war durch die Eine Schlacht gewonnen, ein Heer aber, das früher als ein Muster gegolten, war vernichtet. Das war ein Zeugniß, daß viele der besten Stützen des Staates morsch geworden

waren, weil der Glaube, das Unverbesserliche zu besitzen, die Wachsamkeit geschwächt hatte. Dieser Glaube sollte durch das entsetzliche Unglück vernichtet, der Geist geweckt, die Kräfte erfrischt werden.

Es hieße alte Wunden zwecklos aufreißen, wenn im Einzelnen erzählt würde, wie groß die Niederlage gewesen, wie und wo die einzelnen Ueberbleibsel des Heeres noch vollends vernichtet, wie schnell und durch wen die vielen festen Orte Preußens gefallen, zum Theil auf schmähliche Weise übergeben sind. Die Söhne jener Väter, manche der Väter selbst, haben doppelt und dreifach gut gemacht, was dort gefehlt war, und das Schicksal hat sich als versöhnt bewiesen. Eben so wenig darf die Geschichte wiederholen, wie unwürdig und schmachvoll der französische Kaiser, in der Trunkenheit seines Sieges, von seinen Gegnern, wie unerhört sittenlos er von dem preußischen Königshause, und besonders von der allverehrten, angebeteten Königin redete. Aber die Beweisstücke sind nicht verloren, und werden ewig ein Zeugniß ablegen, wie unedel, wie durchaus unritterlich und aus dem gemeinsten Stoffe gebildet das Gemüth dieses Mannes war.

Die wider Erwarten schnelle Auflösung des preußischen Staates hatte ihm jede Spur der Mäßigung genommen und gränzenlose Hoffnungen erweckt. In Berlin erklärte er, daß er aus dieser Stadt und aus Warschau nicht eher weichen werde, bis der allgemeine Friede erobert sey; und von Berlin aus erließ er am 21. November 1806 das berüchtigte Dekret gegen England, die Grundlage des sogenannten Continentalsystems, worin er alle großbritannischen Staaten für blokirt erklärte, allen Handel und sogar Briefwechsel mit England untersagte, und alles englische Eigenthum auf dem festen Lande, sogar jedes Schiff, welches nur in England einmahl gewesen, wegzunehmen befahl. Durch so harte Maaßregeln sollte Englands Handel zu Grunde gerichtet werden; aber der Schaden richtete sich gegen das feste Land selbst. England, dem die ganze Welt offen stand, öffnete sich bald andere Handelswege, eroberte alle Colonieen der

Europäer, bebaute den eigenen Boden nun sorgfältiger, und nahm die Bedürfnisse seines Schiffbaues, statt aus den nordischen Reichen, aus Kanada und Irrland. Europa dagegen mußte seinen Handel stocken und verfallen sehen, und wenn es auch manche Dinge selbst zu arbeiten lernte, die es sonst von England bezog, so gab dieses doch keinen Ersatz für den Verlust des Handels auf den Meeren.

Die Schlachten von Eylau und Friedland. 8. Febr. und 14. Juny 1807.

Die Ueberbleibsel des preußischen Heeres unter Kalkreuth und Lestocq, geläutert durch die harten Erfahrungen der letzten Monate, gesäubert von den Feigen und Schwachen, die dahinten geblieben waren, ein kleiner aber kernhafter Heldenhaufe, vereinigte sich mit den Russen, die jetzt auf den Kampfplatz traten. Nach einigen, wenig entscheidenden, obgleich blutigen, Vorfällen in Polen, zog sich der Krieg nach dem Königreiche Preußen, und hier kämpften die Heere bei Eylau, in nicht großer Entfernung von Königsberg, am 7. und 8. Februar in bitterer Kälte, unter Schnee und Wintersturm, eine der blutigsten Schlachten. Zweimalhunderttausend Mann wütheten in heftiger Anstrengung aller Kräfte gegen einander, während der Zorn der Natur die Zerstörung noch furchtbarer machte. Der Kern der französischen Garden wurde hier aufgeopfert, und der Sieg dennoch nicht errungen. Mit unerschütterlicher Tapferkeit fochten die Russen, und die Preußen unter Lestocq, zur rechten Zeit auf dem heftig bedrohten Flügel eintreffend, warfen mit dem rühmlichsten Heldenmuthe die letzten französischen Angriffe zurück. Beide Heere blieben auf dem Schlachtfelde, beide schrieben sich den Sieg zu; in der That aber war der Vortheil mehr auf Seiten der Verbündeten, und ein neuer Angriff am dritten Tage, so glaubte man allgemein, würde die Franzosen zum Rückzuge gezwungen haben. Aber der russische Heerführer, General Benningsen, glaubte seinem ermüdeten Heere so übermenschliche Anstrengung nicht

zumuthen zu dürfen, und zog sich nach Königsberg zurück. Auch die Franzosen wichen in ihre alte Stellung an der Passarge zurück, und es erfolgte nun eine Ruhe von beinahe vier Monaten, während welcher beide Heere sich verstärkten. Das arme preußische Land litt fürchterlich unter der Last von so viel hunderttausend Kriegern.

Napoleon betrieb in dieser Zeit sehr eifrig die Belagerung der starken Festung Danzig in seinem Rücken, des Schlüssels der Ostsee. In derselben befehligte der General Kalkreuth, und vertheidigte sie bis in den May; als aber jede Verbindung mit der See abgeschnitten, und kein Entsatz zu hoffen war, übergab er sie am 24. May unter ehrenvollen Bedingungen.

Nun erst, da der entscheidende Augenblick schon versäumt war, griffen die Russen und Preußen die Verschanzungen des französischen Heeres an der Passarge an. Sie fochten mit bewundernswerther Tapferkeit; allein durch die 30,000 Mann, die Danzig belagert hatten, verstärkt, und durch ihre starken Schanzen beschützt, hielten die Franzosen die Angriffe aus, und griffen darauf selbst an. In unaufhörlichen, blutigen Gefechten wurde vom 5. bis 12. Juny gekämpft, und an diesem Tage erfolgte die entscheidende Schlacht bei Friedland. Von früh Morgens bis um Mitternacht dauerte der grimmige Kampf. Bis nach Mittag war der Sieg auf Seiten der Russen; sie freuten sich seiner und vergaßen die Wachsamkeit, die auch dem Sieger nöthig ist. Da langten am Nachmittage die Heerhaufen von Ney und Victor und Napoleons Garden auf dem Schlachtfelde an, und entschieden den blutigen Tag; die Russen wurden auf allen Seiten über den Allefluß zurückgeworfen, und wendeten sich nun gegen den Gränzfluß ihres Reiches, den Niemen. Am 19. Juny zog Napoleon in die Gränzstadt Tilsit ein, nachdem sein Heer schon am 16. Königsberg besetzt hatte.

Der Friede zu Tilsit den 7. und 9. July 1807.

— Eine Zusammenkunft der beiden Kaiser aus Osten und aus Westen auf dem großen Niemenflusse führte zu einem schnellen Frieden, entschied über die Zerreißung des preußischen Staates, und bestimmte den Gang der europäischen Geschichte noch auf mehrere Jahre hinaus. Napoleon, ein Meister im frechen Mißbrauche des Wortes, wußte den Kaiser Alexander zu überreden, daß sein einziger Zweck der Friede des festen Landes sey, und daß er sich auf demselben nur ausdehne, um die Küsten gegen den Uebermuth der Engländer zu beschützen, damit endlich die Freiheit der Meere errungen werde. Auch nahm er den Schein an, daß er mit Rußland eine feste Freundschaft wünsche, damit beide vereint das Glück der Völker von Europa feststellen könnten, indem ohne sie oder wider ihren Willen kein Streit sich erheben dürfe.

Also wurde in diesem Frieden von Rußland Cattaro, Ragusa und die sieben Inseln an Frankreich abgetreten, und zum Ersatz 400,000 Seelen vom preußischen Polen angenommen. Friedrich Wilhelm aber, der von seinem Königreiche fast nichts mehr sein nennen konnte, mußte die härtesten Bedingungen eingehen. Er trat die Hälfte seines Reiches, mit 5 Millionen Menschen ab. Zuerst seine polnischen Länder mit der Stadt Danzig; diese wurde für eine freie Stadt erklärt, das polnische Land aber zu einem Großherzogthum Warschau erhoben. Zum Großherzog erhielten die Polen den Herrscher Sachsens; das sächsische Haus hatte Polen schon früher beherrscht. Friedrich August, der sich drei Tage nach der Jenaer Schlacht für neutral erklärt, und bald mit Frankreich ein Bündniß geschlossen hatte, war indeß König geworden, und dem rheinischen Bunde beigetreten.

Ferner verlor Preußen alle Länder zwischen der Elbe und dem Rheine. Aus dem größten Theile derselben bildete Napoleon das neue Königreich

Westphalen für seinen jüngsten Bruder Hieronymus. Er nahm dazu auch einen Theil des hannöverschen Landes, das Herzogthum Braunschweig, weil dessen Herzog die preußischen Heere geführt hatte, und das Churfürstenthum Hessen. Gegen das hessische Fürstenhaus erging gleichfalls sein Bann, daß es aufhören solle zu regieren, weil es sich immer feindlich gegen Frankreich bewiesen, und bei dem preußischen Kriege gleichfalls zweideutig da gestanden habe. Und doch hatte Hessen nur, mit Bewilligung Frankreichs, Neutralität gehalten. Dennoch wurde das Land plötzlich überfallen, und der Churfürst wie ein Flüchtling aus seinem Wohnsitze gejagt. In denselben zog der neue König, ein ausländischer, über teutsche Völker vom alten Urstamme der Sachsen und der Katten, mit einer Schaar französischer Beamten, zum Hohne für ganz Teutschland, triumphirend ein.

Der König Friedrich Wilhelm hatte nur ein kleines, aber treues und tüchtiges Volk übrig behalten. Auch die Freude wurde ihm zu Theil, daß drei seiner Festungen, Kolberg, Graudenz und Pillau, sich in keinen Vertrag mit dem Feinde eingelassen, und mehrere der schlesischen auf ehrenvolle Weise sich vertheidigt hatten; zwei von ihnen, Kosel und Glaz, waren gleichfalls noch nicht in Feindes Hand. In Graudenz befehligte der Greis Courbiere, der, als die Franzosen ihn zur Uebergabe aufforderten und ihm meldeten, der König sey über den Niemen zurück, und habe sein Königreich verloren, erwiederte: „So wolle er König in Graudenz seyn.“ Nach Kolberg aber hatte der König den Obersten Gneisenau gesendet, schon damals erkennend, daß er der Stadt in ihm einen starken Pfeiler sende, welcher nicht wanken werde. Und dazu hatte sich in dieser Gegend eine Freischaar tapferer Männer eingefunden, durch den Lieutenant Schill und andere gesammelt, und wurde ein Schrecken der Feinde weit umher. Diese Männer bewiesen, im kleinen Vorspiele des künftigen Größeren, was der teutsche Mann einst vermö-

gen werde, wenn ihn der freie Geist mit voller Kraft treibe.

Nachdem die französischen Heere das übrige preußische Land geräumt hatten, behielten sie doch noch einen Theil der Festungen besetzt. Es sollte Preußen fortan keinen freien Entschluß mehr fassen können. Ueberdieß erlag das Land unter den unermeßlichen Brandschatzungen, die es den Franzosen noch bezahlen mußte, und an denen kein Nachlaß zu hoffen war. In so bedrängter Lage entwickelte das preußische Volk, an dem Beispiele seines Königs und seiner Königin sich spiegelnd, die im Unglück die rechte Stärke und Innigkeit ihres teutschen Gemüthes bewährten, eine so würdige Gesinnung, solche Ruhe und Besonnenheit, so erfreuliche Rückkehr zu einer frommen Sinnesweise, und überall solche Erkenntniß des Nächsten und Nöthigen, daß in dem Anblicke dieser Umwandlungen das Unglück von Jena von Vielen ein Segen für Preußen genannt ist. An die Stelle der nach Außen gehenden Richtung, welche dem preußischen Staate früherhin den Vorwurf eines eigensüchtigen Strebens zugezogen hatte, trat nun die Einkehr in das Innere, welche immer und unverlierbaren Gewinn bringt; von nun an sollten Eroberungen auf dem Gebiete des Geistes gemacht werden, und mit Freigebigkeit sorgte der Staat, obwohl er nun arm war, für alles, was die Bildung förderte. In die Verwaltung des Staates wie in die Einrichtung des Kriegswesens wurde mehr Einheit gebracht, und Alles naturgemäßer geordnet. Die Städte erhielten eine selbstständigere Verfassung, damit die Theilnahme der Bürger an ihren Angelegenheiten und die Freudigkeit des alten städtischen Lebens wiederum geweckt werde. Ein reges Leben und Treiben der Geister entfaltete sich, und wurde durch die Regierung gern befördert, viele der edelsten Männer verbanden sich, gemeinschaftlich zu wachen und zu arbeiten, daß sich ein treuer, teutscher, dem fremden Verderben widerstrebender Sinn erhalte, damit, wenn einst die Stunde der Erhebung, durch besondere Gunst des

Schicksals, schlagen sollte, das Volk bereit und gerüstet erfunden würde.

---

68. Der Spanier Beispiel.

Napoleon indessen, nach Paris zurückkehrend, brachte als Zeichen seines Triumphes den Siegeswagen von einem der Thore Berlins und den Degen Friedrichs des Großen mit sich, und zu einer Brücke von Austerlitz kam nun auch noch eine Brücke von Jena in seiner Hauptstadt. Zu solchem Glanze und solcher Festigkeit schien seine Herrschaft durch diesen neuen Frieden erhoben, daß sie in den Augen der Menschen wie unerschütterlich dastand, und daß, wer verkündigt hätte, es würden in nicht gar vielen Jahren die jetzt zertretenen Preußen mit gewaffneter Hand ihren Siegeswagen aus Paris selbst zurückholen, wie ein wahnwitziger Thor verlacht seyn würde.

Wer Napoleons Sinnes- und Handelsweise nur irgend kannte, wußte im Voraus, daß er jetzt nicht etwa ruhen, sondern gerade im Frieden auf neue Eroberungen sinnen werde; und da er eben in zwei schnellen Kriegen die Mächte in Osten besiegt und auf längere Zeit geschwächt hatte, so mogte man daraus den Schluß ziehen, daß er sich nun gegen den Westen wenden werde. Aber so verrätherisch, so ehr- und schaamlos hatte ihn bisher noch niemand gehalten, wie er sich nun gegen Spanien bewies. Das spanische Königshaus war lange Frankreichs treuer Bundesgenosse gewesen, und hatte darüber in dem Kriege gegen England seine Inseln und seine Seemacht verloren; zum Lohn für solche Treue sollte es nun dazu den Thron verlieren. Schlau und hinterlistig wußte Napoleon Streitigkeiten, die sich in der königlichen Familie zwischen Vater und Sohn erhoben hatten, für sich zu benutzen, und brachte den alten, schwachen König Karl IV. dahin, daß er im Anfange des Jahres 1808 seine Krone niederlegte

und ihm selbst übergab; den Sohn, Ferdinand VII., aber lockte er durch List über die Grenze nach Bayonne, und zwang ihn gleichfalls zur Entsagung des Thrones. Es wurde ihm nur die Wahl zwischen Abdankung oder Tod gelassen, und der Jüngling wählte das Leben als Gefangener in Frankreich. Sein Volk aber war nicht so geduldig. Als Napoleon in der Freude über das gelungene Werk sogleich seinen Bruder Joseph zum König in Spanien ernannte, (das Königreich Neapel erhielt darauf der Großherzog von Berg, und dieses Großherzogthum später der Kronprinz von Holland), da ergriffen die Spanier im gerechten Zorne die Waffen gegen den aufgedrungenen König. Vom Anfang ihrer Geschichte an sind sie immer ein freiheitsliebendes, Ehre und Schande sehr wohl unterscheidendes, für König, Vaterland und Religion schwärmerisch entbranntes, Volk gewesen, und so haben sie sich auch in unsern Tagen bewiesen. Seit langer Zeit ungeübt in den Künsten der neueren Kriegsweise, sind sie zwar vielfältig von den französischen Heeren in offenen Schlachten zersprengt worden, aber besiegt haben sie sich dennoch nicht gegeben. Die Vortheile ihres Landes, Gebirge und wüste Gegenden, Städte und Mauern wohl benutzend, haben sie in einzelnen Gefechten eine unermeßliche Menge von Feinden von ihrem Boden vertilgt, der spanische Krieg hat Hunderttausenden von Franzosen das Leben gekostet, und viele Teutsche, die Napoleon dahingetrieben, fanden dort gleichfalls ihr Grab. Die Spanier aber erhielten durch England eine sehr treffliche Unterstützung an Waffen und Kriegern, und eine noch wichtigere durch den großen Feldherrn Wellington. Er hat durch seine ruhige, besonnene Kunst mit geringen Mitteln die pyrenäische Halbinsel lange vertheidigt, dann Schritt vor Schritt wieder erobert, bis die großen Entscheidungen in Rußland und Teutschland ihn über die Gebirge nach Frankreich selbst riefen.

69. Der Krieg Oestreichs von 1809.

Wie Preußen im Jahre 1806 der Stimme der Ehre und dem Alles andere überwiegenden Gefühle gefolgt wär, daß gegen die Schmach des französischen Uebermuths keine Anstrengung zu groß, kein Opfer zu schwer, kein Unglück zu schmerzlich sey, so erhob sich auch Oestreich durch den gleichen Antrieb im Jahr 1809 zum neuen Kriege gegen Frankreich. Es war ihm selbst unmittelbar keine Kränkung wiederfahren; aber rund umher geschah das Schändliche und das Verderbliche. Das alte Reich der Teutschen war verschwunden; im Herzen Teutschlands ein neuer Thron für einen Fremdling errichtet; das übrige Teutschland immer enger mit dem Erbfeinde verbunden; endlich gar das alte spanische Königshaus, wie wenn von nun an gar kein Recht mehr zwischen den Völkern herrschen sollte, ohne allen Grund vom Throne gestoßen. Was konnte jetzt noch als sicher und durch Alter und Geschichte begründet angesehen werden? Dazu hatte Napoleon, im Sommer 1808, ehe er selbst nach Spanien ging, eine Zusammenkunft mit dem Kaiser Alexander zu Erfurth gehalten, und sein Bündniß mit diesem noch fester geknüpft. Es schien, als wollten Frankreich und Rußland sich schon einzig als die Schiedsrichter Europa's ansehen, und Oestreich, welches Jahrhunderte lang Europa's Mittelpunkt gewesen war, für nichts achten. Das konnte nicht ruhig geduldet werden; über ein gewisses Maaß hinaus ist die Geduld eine Schande. Oestreichs Entschluß zum Krieg war ein sehr ehrenwerther, ein durchaus reiner und uneigennütziger; denn es trat allein, nur den eigenen Kräften vertrauend, auf den Kampfplatz.

Uebrigens fühlte Oestreich schon diesesmahl sehr wohl, daß nicht mehr das stehende Heer Rettung bringen könne; es wollte einen Krieg im großen Sinne, einen Volkskrieg; er rief Freiwillige auf, errichtete Landwehren, redete sehr herzliche, begeisternde Worte zu seinem Volke und zu allen Teutschen; es stellte die edlen Prinzen seines Hauses selbst an die Spitze der Heere, und strengte alle Kräfte seiner reichen und

schönen Länder in solchem Maaße an, wie seine Geschichte noch niemals ein Beispiel gesehen hatte. Wenn Rettung und Befreiung durch ein einzelnes Volk kommen konnte, so mußte sie jetzt kommen.

Aber wie 1806, so war auch 1809 Europa für die Befreiung noch nicht reif. Das Feuer der Läuterung sollte erst noch Alle, tief und schmerzlich, durchdringen; die gemeinsame Noth sollte noch unendlich größer werden, damit sie alle der Eigensucht entsagten, und damit die Weltgeschichte das große, seltene Schauspiel eines heiligen Krieges darstellte, wie alle Völker aus Ost und West und Nord und Süd, für Freiheit, Ehre und Tugend vereinigt, wie ein einiger Mann, daherzogen.

Kein teutsches Gemüth, dem das Vaterland über Alles theuer ist, wird je vergessen können, wie es bei diesem Kriege von 1809 gehofft, gerungen, gezittert und endlich unmuthig gezürnt hat, als der verhaßte Feind mit einem Heer daher zog, in welchem die Krieger des rheinischen Bundes den Kern bildeten; wie er mit den tapfern Armen dieser Teutschen das östreichsche Heer, welches bis in Baiern vorgedrungen war, durch mehrtägige, blutige Treffen zum Rückzuge zwang, und nun in seinem Stolze verkündigte, daß er, ehe ein Monat vergehe, in Wien seyn werde. Das waren sehr traurige Tage. Bei Pfaffenhofen, Tann, Abensberg, Landshut, Eckmühl und Regensburg, vom 19. bis zum 23. April wurde damals gestritten, tapfer und rühmlich, aber unglücklich für Oestreich, weil das Heer eine viel zu ausgedehnte Stellung genommen hatte, und Napoleon, wie immer, die ganze, furchtbare Kraft seines Stoßes nur auf Einen Punkt richtete. Da konnte er dann mit dem Kern seiner Krieger, vorzüglich mit den Reutern, von denen er die besten bei sich hatte, bald hier, bald dort erscheinen, plötzlich einen neuen Anfall machen, und mit denselben Haufen den einen Theil der Oestreichschen Ordnung nach dem andern niederwerfen. In der That bewies er sich hier in allem Glanze seiner grauenvollen Feldherrngröße. Wo nur die Gefahr groß war, da sah man ihn, und seine Gegenwart entschied; weder

der Tag noch die Nacht sah ihn ruhen, und wohl selten in allen Jahrhunderten mag von einem einzelnen Menschen ein solches Maaß der Anstrengung und der That in den Raum weniger Tage und Nächte zusammengedrängt seyn. — Für die östreichsche Landwehr, die den Krieg noch nicht kannte, waren die Schaaren der gepanzerten Reuter die furchtbarsten Gegner. Wie ein Sturmwind, der die Erde erbeben macht, brausten die schrecklichen Reihen, dichtgeschlossen, mit Erz umhüllt, gegen Kugeln und Stiche geschützt, — so erschien es den noch unkundigen Kriegern, gegen sie daher, und die, alle Sinne betäubende, Auge und Ohr schon vor dem Zusammentreffen besiegende Gewalt, warf ihre Reihen zu Boden, und zersprengte Haufen von Tausenden bei dem ersten Angriffe. Aber bald zeigten die kräftigen Männer, daß nur die Neuheit dieser Dinge sie im ersten Augenblicke überwältigt habe.

Die Schlacht bei Groß-Aspern, und Eßling, den 21. und 22. May. — Der Erzherzog Karl zog mit seinem, noch immer starken Heere, nach den blutigen Tagen des April, an dem linken Ufer der Donau durch Böhmen hinab, Napoleon aber an der rechten Seite gegen Wien. Einige Tage vertheidigte es der Erzherzog Maximilian, und Napoleon belegte dafür ihn und das ganze Kaiserhaus, wie früher das preußische, mit den schimpflichsten Schmähungen; aber eine so große, fast unbefestigte Stadt konnte einer Belagerung nicht ausgesetzt werden. Am 12. May zog der Feind ein. Darauf ging das französische Heer über die Donau gegen den Erzherzog Karl, um dem östreichschen Staate den letzten Stoß zu versetzen. Am 21. und 22. May wurde in den weiten Ebenen von Großaspern und Eßlingen, nahe an der Stelle, wo einst Rudolf von Habsburg den böhmischen König Ottokar besiegte, in blutiger Schlacht gekämpft. Napoleon rechnete wiederum auf den Schrecken seiner eisernen Reuterschaaren, und ließ durch sie an mehreren Stellen die heftigsten Stürme wagen, um die östreichsche Schlachtreihe zu

trennen, einen Flügel von dem andern abzureißen, die einzelnen Haufen zu überwältigen. Aber er traf seine Gegner anders, als bei Regensburg, und mußte erkennen, daß ein neuer schneller und schaffender Geist in dem östreichschen Heere walte. Der Held Karl hatte in dem kurzen Zwischenraume, nach den Erfahrungen des April, seine Krieger vor allen Dingen in dem Schließen fester Vierecke sich üben lassen, an welchen, wie an einer Mauer, die Anfälle der Reuter zurückprallen mußten; und weil das Gemüth und der freie Sinn der Einzelnen den Führern willig entgegen kam, so war das Kunststück trefflich gelungen. Die Reuter griffen manche der Vierecke von allen Seiten im wüthenden Sturme an; aber mit ruhiger Fassung ließ das Fußvolk sie bis dicht an seine geschlossenen Reihen herankommen, und empfing sie alsdann mit so furchtbarem Feuer der Gewehre, daß ganze Reihen niederstürzten, und auch die Unverwundeten, im Stoße der Sturmeseile, über die Gefallenen dahinstürzten. Dann konnten die eigenen Reuter, welche zur Hülfe herbeikamen, und das Fußvolk selbst, die Ueberbleibsel der feindlichen Geschwader leicht überwältigen oder zur eiligsten Flucht zwingen.

Durch diese Standhaftigkeit des östreichschen Fußvolks und die eben so rühmliche Tapferkeit der Reuterschaaren unter Johann von Lichtenstein, und endlich durch die treffliche Anführung des Heerführers Karl, der allenthalben voran eilte, wohin die Gefahr ihn rief, wurden am 21. May alle Versuche der Franzosen, irgendwo durchzubrechen, vereitelt. Das Dorf Aspern, welches sie zu einem Hauptpunkte ihrer Schlachtordnung gemacht hatten, wurde ihnen sogar entrissen. Und dazu ließ der Erzherzog, jeden Vortheil klug benutzend, um die Kraft des reißenden, eben sehr angeschwollenen Donaustromes als einen Mitkämpfer gegen die Fremdlinge zu gebrauchen, Schiffe und andere schwere Lasten den Strom hinab gegen die Schiffbrücke Napoleons treiben. Und siehe, es gelang; die Brücke riß von einander, und der Angreifer stand nun am linken Ufer, von Wien und seinen übrigen Haufen getrennt, und mußte die neue Schlacht am

folgenden Tage den 22., annehmen. Alle Wuth und alle seine Kunst waren diesmahl vergebens; seine Reuter, sein Fußvolk und sein Geschütz konnten gegen die östreichische Tapferkeit nicht bestehen; die Schlacht ging unglücklich, und wäre es nicht dem Marschall Massena gelungen, das Städtchen Eßling, dessen Mauern ihm als eine Festung dienten, zu behaupten, und dadurch den Rückzug zu decken, so wäre wohl das ganze Heer verloren gewesen. Ja, es war dennoch verloren, — so haben nachher viele behauptet, — wenn die Sieger sogleich, auf frischer That, ihren Sieg verfolgten und die Insel Lobau angriffen, auf welche sich Napoleon gerettet hatte, und in großer Verlegenheit wartete, bis die Brücke über den andern Donau-Arm wieder hergestellt sey. — Man ließ ihm die Zeit dazu, und er zog nach Wien zurück. Aber das Schlachtfeld war mit seinen Todten bedeckt, und allein 3000 Panzer lasen die Oestreicher von demselben auf.

Neue Hoffnungen waren durch diese Schlacht in Vieler Herzen aufgegangen. Einzelne Zeichen des erwachenden Zornes in dem gesammten teutschen Volke hatten sich auch an den andern Orten gezeigt. In Preußen erhob sich wieder der freigesinnte Schill, und fing mit seinen Husaren und einer Anzahl freiwilliger Jünglinge und Männer, die ein brennender, ungeduldiger Eifer ihm zuführte, den Krieg gegen die Feinde des teutschen Namens auf seine eigene Hand an. Und Dörnberg, mit mehreren andern Männern in Hessen, faßte den Plan, den eingedrungenen König in Kassel von seinem angemaßten Throne zu vertreiben, und das Werk der Befreiung zu beginnen. Wie Ernst von Mansfeld, Christian von Braunschweig, Bernhard von Weimar, und andere Führer im dreißigjährigen Kriege, nach alter teutscher Weise ein Gefolge um sich sammelnd, ohne eines Fürsten Geheiß, den Kampf für diejenige Parthei führten, welcher sie selbst zugethan waren, so lebte auch in den obigen Männern das Gefühl einer ähnlichen Kraft, und dazu ein glühender Eifer für das

Vaterland. Und auch ihre Zeit war, wie die des dreißigjährigen Krieges, eine außerordentliche, das Ungewöhnlichste begünstigende, da die öffentliche Meinung eine hinreißende Gewalt zu erlangen anfing. Dennoch zeigte sich der große Unterschied zwischen dieser und der früheren, noch nahe an die Tage des Faustrechts gränzenden Zeit, daß die jetzige durch die Jahrhunderte, da der Landfrieden und die Gesetze ruhig geherrscht, die Selbsthülfe gänzlich verlernt hatte. Der Gehorsam gegen das Gesetz und die bestehende bürgerliche Ordnung überwog jede andere Regung in der Menge, und das Unternehmen jener Männer scheiterte. Schill fand seinen Tod in Stralsund, wohin er sich vor drei verfolgenden Haufen zurückgezogen hatte, und Dörnberg mit seinen Freunden mußte über das Meer nach Englands Küsten hinüberfliehen, welche damahls noch eine Zuflucht kühner, freiheitsliebender Männer war. An den gefangenen Gefährten Schills nahm die französische Wuth eine bittere Rache; viele wurden hingerichtet, andere wie Verbrecher auf die Galleeren geschleppt. Furcht und Todesangst sollten von jeder Regung der Freiheit in einer teutschen Brust zurückschrecken; und damit auch das Wort verstummte, hatte Napoleon im Anfange des Krieges einen unschuldigen teutschen Mann, den Buchhändler Palm von Erlangen, weil er eine Schrift von der Erniedrigung Teutschlands verbreitet hatte, und den Verfasser nicht nennen wollte, erschießen lassen. Diese Frevelthat hat die Gemüther in Teutschland fast mehr empört als alles andere, was früher und später Arges durch ihn geschah, und das Schreien des unschuldig vergossenen Blutes ist nicht ohne Vergeltung geblieben.

Wichtiger, als die obigen Vorfälle im nördlichen Teutschland war der Aufstand der treuen Tyroler unter Andreas Hofer, Straub und Speckbacher. Diese Kernhaften Männer des Gebirges hatten die Franzosen und Baiern nun schon zweimahl mit großem Verluste aus ihrem Lande herausgeschlagen, durch dieselbe Kriegskunst starker und kühner Gebürgsvölker, wodurch einst die Schweizer

das stolze Ritterheer der Herren von Oestreich gedemüthigt hatten. Ganz Teutschland sah mit Erhebung zu jenen Bergen hinauf, sich freuend, daß die Freiheit noch Eine Heimath unter teutschredenden Männern gefunden habe, und hoffend, der Sieg werde durch solche Standhaftigkeit doch endlich errungen werden. Noch von einer andern Seite eröffnete sich eine Hoffnung. Die Engländer landeten mit einer starken Flotte an den Küsten der Niederlande, und nahmen die Insel Walchern ein. Es schien als wenn Frankreich hier eine sehr schmerzliche Wunde empfangen würde. — Aber noch einmahl sollten alle diese Hoffnungen getäuscht werden.

Die Schlacht bei Wagram den 5. und 6. July, und Friede zu Wien den 14. October. — Napoleon hatte sich nach der Schlacht von Aspern durch Baiern, Würtemberger, Sachsen, Italiener und Illyrier wieder so ansehnlich verstärkt, daß er von Neuem über die Donau gehen, und den Erzherzog Karl mit Uebermacht angreifen konnte. Er setzte in einer schwarzen Gewitternacht, unter dem Krachen des Donners, über den Strom, und lieferte am 5. und 6. July die große entscheidende Schlacht bei Wagram. Von den Thürmen Wiens konnte man einen Theil des großen Schlachtfeldes, da wo der rechte östreichsche Flügel focht, übersehen; und mit unendlichem Jubel der Seele sahen die Zuschauenden, wie dieser Flügel tapfer vordrang, alles über den Haufen warf, und viel Raum den Feinden abgewann. Er hatte sogar mehrere Fahnen und Kanonen erobert. Dennoch wurde ihre herrliche Hoffnung betrogen, der linke Flügel des östreichschen Heeres war umgangen, die Hülfe von Ungarn her nicht zu rechter Zeit eingetroffen, und so viel war auf jener Seite verloren worden, daß der Feldherr sich zum Rückzuge entschließen mußte. Schon 6 Tage nach der Schlacht wurde ein Waffenstillstand geschlossen, und von nun an am Frieden unterhandelt.

Das war eine harte Botschaft für die Tyroler. Noch einmahl strengten sie in ihrer Verzweiflung alle Kräfte an, und schlugen im August den französischen Marschall Lefebre aus ihren Bergen, ob vielleicht Oestreich durch solche Ausdauer ermuntert, den Krieg wieder erneuerte. Allein die Unfälle des eigenen Landes schienen dem Kaiser Franz zu hart und verderblich; dazu war auch die Unternehmung der Engländer gegen Holland gänzlich mißlungen; es blieb bei den Unterhandlungen, und der Friede wurde geschlossen. Während dieser Zeit konnten die Franzosen alle Kräfte gegen das kleine Tyroler Land wenden, und dasselbe gleich einer Festung von allen Seiten einschließen und bestürmen. Ein Paß und ein Berg nach dem andern wurden eingenommen, die Männer getödtet oder entwaffnet, der treue und fromme Hofer am Ende gefangen, über die Alpen nach Italien geschleppt, und in der Festung Mantua als ein Missethäter erschossen. Mit unverbundenem Gesichte, die Augen der aufgehenden Sonne zugewendet, und das Kreuz des Erlösers an seine Lippen drückend, fiel er von den Kugeln der französischen Soldaten.

Doch Einer der Freiheitshelden, Friedrich Wilhelm von Braunschweig, aus dem alten Geschlechte der Welfen, rettete sich durch einen ritterlich kühnen, herrlichen Zug aus den Ländern weg, wo die verhaßten Feinde die Oberhand hatten. Von den Gränzen Böhmens aus wagte er es, nur mit 1200 kühnen Männern, seiner schwarzen Schaar, einen Weg von 70 Meilen, mitten durch feindliche Haufen hindurch, über Leipzig, Halle, Halberstadt, sein eigenes Erbe Braunschweig, aus welchem ihn der Räuber vertrieben, über Hannover, bis an den Ausfluß der Weser nach Elsfleth sich durchzuschlagen, und glücklich nach England hinüberzuschiffen. Da empfing man den welfischen Helden mit freudigem Erstaunen.

Oestreich aber verlor durch den Wiener Frieden Salzburg und mehrere benachbarte Striche Landes an Baiern; den größten Theil seiner polnischen

Besitzungen an das Großherzogthum Warschau und an Rußland, und dann die Ueberbleibsel seiner italienischen Länder, nebst Illyrien, so daß es nun gar nicht mehr an das Meer stieß, und auf der andern Seite alle Vormauern mit seinen Bergen dahin geben mußte. Dieses war noch schlimmer, als daß es wiederum 2000 Quadratmeilen und über drei Millionen Menschen verlor.

---

70. Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht. 1810 — 1812.

Durch den Wiener Frieden war der Kaiser Napoleon so hoch gestiegen, daß nun alle Hoffnung verloren schien, seine Macht könne je wieder gebrochen werden. Sie noch mehr zu bevestigen, und in den Augen der Welt auch durch die Verbindung mit dem ehrwürdigsten Fürstenhause gleichsam zu adeln, warb er um die Kaiserstochter in Wien, die Erzherzogin Marie Louise, — seine bisherige Gemahlin Josephine mußte in eine Trennung willigen. Der Kaiser Franz brachte das unermeßliche Opfer, und gab ihm die Tochter. „Für die Monarchie, für das heiligste Interesse der Menschheit, als Schutzwehr gegen unabsehliche Uebel, als Unterpfand einer besseren Ordnung der Dinge," — so heißt es in einer spätern Erklärung Oestreichs, — gaben Sr. Majestät, was Ihrem Herzen das Theuerste war, hin, und knüpften ein Band, welches den schwächeren und leidenden Theil, nach den Drangsalen eines ungleichen Kampfes, durch das Gefühl einiger Sicherheit aufrichten, den stärkeren und siegreichen für Mäßigung und Gerechtigkeit stimmen, und so ein Gleichgewicht herstellen sollte, ohne welches die Gemeinschaft der Staaten nur eine Gemeinschaft des Elendes seyn kann. Der Kaiser Napoleon hatte zu dieser Zeit den Punkt in seiner Laufbahn erreicht, wo

Bevestigung des Erworbenen wünschenswerther wird, als rastloses Bestreben nach neuem Besitz. Das Gebäude seiner Größe erhielt durch die Verbindung mit dem ältesten Kaiserhause der Christenheit, in den Augen der französischen Nation und der Welt, einen solchen Zuwachs an Festigkeit, daß unruhige Vergrößerungsplane es forthin nur entkräften und erschüttern konnten. Nach vieljähriger, vergeblicher Anstrengung und unermeßlichen Aufopferungen, gab es Beweggründe genug zu dem Versuch, durch Vertrauen und Hingebung Gutes zu wirken, wo Ströme von Blut bisher nur Verderben auf Verderben gehäuft hatten."

Wie sah sich jedoch der edelgesinnte Kaiser Franz in diesem schönen, menschlichen Vertrauen betrogen! Noch in demselben Jahre, da die neue Verbindung gestiftet war, — (am 2. April 1810 war die Trauung mit der Erzherzogin Marie Louise), wurde der Vicekönig von Italien zum künftigen Nachfolger des Fürsten Primas, nun Großherzogs von Frankfurt, ernannt; wurde Holland, nachdem der König Ludwig die Krone niedergelegt hatte, weil er nicht das Werkzeug in seines Bruders Hand zum Verderben seines Volkes seyn wollte, ganz mit Frankreich vereinigt, — „weil Holland nichts sey, als eine Anschwemmung des Rheins, der Maas und Schelde, der großen Pulsadern des französischen Reiches." Und endlich, zum Beweise, daß er nun Alles könne, wonach ihn gelüste, und daß er gar keine Rücksicht mehr nehme, beschloß Napoleon plötzlich, das ganze nordwestliche Teutschland, was am Ausflusse der Weser, der Ems und der Elbe liegt, mit den alten freien Handelsstädten Bremen, Hamburg und Lübeck, auch mit Frankreich zu vereinigen. „Der Schleichhandel, der an diesen Küsten und von diesen Städten mit England getrieben werde," mußte der Vorwand dazu seyn. So war Teutschland seiner Küsten und seines Seehandels beraubt, und der Strom, der noch immer das eigentliche französische Reich von Teutschland gesondert hatte, war durch eine so willkührliche, bloß von der Lau-

ne gezeichnete, Länder und Flüsse quer durchschneidende Linie überschritten, daß man offenbar sah, es sey dieses nur die Einleitung zu noch größeren Gewaltschritten, und ein Stück Teutschlands nach dem andern werde in den Abgrund hinabgezogen werden.

Was jedoch der neu errichteten, längst alle Schranken der Mäßigung überschreitenden, Macht einzig auch über das Leben des Stifters hinaus eine feste Dauer hätte gewähren können, die Bevestigung derselben im Glauben und im innigsten Gemüthe der Völker, das hatte Napoleon nie verstanden; jetzt that er, was solchem Eindruck am schroffsten entgegen war. Schon von Wien aus im Jahr 1809 hatte er den Papst, den allgemeinen Vater der katholischen Welt, der in dem Glauben der Völker als unverletzlich dastand, seiner alten Hauptstadt beraubt, ihn selbst gleich einem Verbrecher gefangen wegschleppen lassen, und nun vereinigte er auch Rom mit seinem großen Reiche, und verordnete, daß sein und aller künftigen Kaiser erstgeborner Sohn den Namen eines Königs von Rom führen solle. Für solche Thaten wurde ihm in dem Herzen von Millionen geflucht; aber den eisernen Mann kümmerte weder der Fluch noch der Segen. Sein Reich schien ihm durch 500,000 ergebene Krieger, und ein Heer heimlich laurender Horcher fest genug begründet, und so urtheilte mit ihm die Welt, welche das Aeußere ansieht.

---

71. Die Befreiungskriege von 1812, 1813 und 1814.

Wenn einst, nach Jahrhunderten, die Begebenheiten unserer Tage, in ein großes Bild zusammengedrängt, den Nachkommen wie in dem wundervollen

Glanze einer Dichtung vor Augen stehen werden, wie uns die Zeiten Hermanns, des großen Karls oder der Kreuzzüge; wenn das menschlich Gebrechliche durch die Hand der Zeit verwischt seyn, und nur der feurige Geist, der Alles durchdrungen, aus den Zügen des Bildes hervorleuchten wird; dann wird über das, was vor unsern Augen sich zugetragen, in anderen Weisen geredet werden, als wir es jetzt vermögen. Wir haben mit gestrebt, gelitten und gekämpft, wir haben uns ein Ziel aufgestellt, welches errungen werden; und sich schnell von unserer ausgestreckten Hand im raschesten Laufe erreichen lassen sollte. Weil wir es nicht erreicht, weil viel innere Kämpfe die äußeren erst vollenden, und die Mängel des Einzelnen, welche uns allenthalben in den Weg treten, ausgleichen müssen: so wird unser Gemüth niedergeschlagen, unser Blick sehr trübe, und wir möchten unser müdes Haupt niederlegen und den Kampf aufgeben. Wenn aber auch diese schwerere, innere Arbeit, mit dem Beistande von oben, vollendet seyn, und hell in des Tages Lichte dasteben wird, was sich jetzt durch die ungewisse Dämmerung mühsam hindurchwindet, dann wird man des Schwachen und Hemmenden nicht mehr gedenken, und nur die große göttliche Hülfe sehen, die uns zu Theil geworden, und das freudige Jauchzen der Völker hören, mit welchem sie aufgenommen wurde. Die tausend Opfer der Einzelnen aber, die unnennbare Treue der Völker, die Todesverachtung der Männer, die unerschöpfliche Güte der Frauen, und was Gottesfurcht, Treue, Wahrhaftigkeit und Großmuth, was Liebe und gerechter Zorn, unsichtbar zusammenwirkend, vollbracht haben, es wird unserm armen, zerrissenen Zeitalter als hochsinnige, außerordentliche That angerechnet werden. Auch das, was die Natur mit ihren gewaltigen Kräften uns zum Heile gethan hat, was wir mit den Sinnen unseres Leibes empfunden haben, wie wir das Alltägliche empfinden, es wird eine Seele empfangen im Munde der Nachwelt, und im Feuer wie in den Winden, in den Wassern und

in dem starren Eise werden die Engel erscheinen, die mit schneidendem Schwerdte den Uebermuth, den frechen Hohn, und den gotteslästerlichen Frevel von der Erde vertilgten.

Alsdann wird man von einer unerklärlichen Zeit der Verblendung und des geistigen Schlummers in Europa reden, da die Menge Hoher und Niederer mit offenen Augen den Abgrund nicht sahen, zu welchem eine eiserne Gewalt sie näher und immer näher hinzuriß. Derselbe war von einem gewaltigen Treiber des Menschengeschlechts gegraben, welcher mit einem Trotze, wie die Könige der Heiden, von denen die Propheten reden, durch Schwerd, Feuer, Hunger und Pest Millionen der Menschen verdorben, und andere Millionen durch die stete, verzehrende Angst um die ganze Freudigkeit ihres Lebens gebracht hat; welcher Thronen umstürzte und Thronen aufrichtete, Scepter, durch Jahrhunderte geheiligt, zerbrach und andre, zu seiner Ergötzung, aus frischem Holze schnitzen ließ. Ein so stolzer und vermessener Geist, daß er wähnte, dieses Alles vollbringe er durch seine eigene Kraft und für den Glanz seines eigenen Namens, und sein Wille sey das Gesetz des Schicksals, sein Wort eine sichere Verkündigung dessen, was geschehen solle. Aber die Ruthe wurde zerbrochen und weggeworfen, nachdem die Gerichte vollendet waren. Er, der so lange unbesiegbar gewesen, als die Welt mit seinen eigenen Waffen ihn bekämpfen wollte, wurde niedergeworfen, sobald der Geist gegen ihn aufstand.

Darum werden die Namen derjenigen künftig nicht vergessen werden, welche in der Zeit der allgemeinen Verblendung das Licht ihrer Augen rein bewahrt, und ihre Stimmen erhoben haben zur Warnung, zur Lehre, zur Strafe und zur Ermunterung. Es wird dem teutschen Vaterlande zum hohen Lobe angerechnet werden, daß in dem Rathe seiner Fürsten, in dem Rathe des Krieges, in den Hörsälen großer und kleiner Lehranstalten, daß endlich in vielen trefflichen und kühnen Schriften noch immer sich Stimmen erhoben für die Freiheit des Geistes, für die

Bewahrung der teutschen Sprache und Sitten, der alten Treue und Ehrbarkeit; Stimmen, die darum so tief eindrangen, weil sie aus der innersten Tiefe des Gemüthes mit unwiderstehlicher Kraft der Liebe und Wahrheit hervorkamen. Die dankbare Nachwelt wird die teutsche Wissenschaft und die Welt der in Rede und Schrift Kundigen zunächst als die Bewahrer der Idee in einer, dem leiblichen Streben ganz heimgefallenen Zeit, anerkennen; sie wird sehen, daß in diesem Kreise sich ein heiliges Feuer erhielt, von welchem selbst der Vorkämpfer des Bösen, wie von einer geheimnißvollen Macht, mit innrem Grauen redete; ein Feuer, welches, weil es zugleich Bewußtseyn und Licht war, nachher dazu dienen mußte, dem Gemüthe des aufgeregten Volkes die Besonnenheit hinzuzufügen, ohne welche die entbundenen Kräfte sich vergeblich verzehrt haben würden. Dann freilich wird die Zukunft die Innigkeit, Kraft, Wärme und Frömmigkeit des Volkes selbst, die unerwartet und glänzend hervortraten, als der Glaube an das Volk fast erloschen war, noch höher preisen, weil die sich hingebende Liebe und Treue, die nicht nach dem Grunde fragt, noch rührender ist, als die Standhaftigkeit dessen, welcher ein drohendes Uebel mit klaren Augen vor sich sieht. Gewiß aber ist, daß Fürsten und Völker, Hohe und Niedere, die Gelehrten und die Ungelehrten, die Krieger und die Frauen, Alle ihr Lob davon tragen werden, weil die ruhige Nachwelt den besseren Willen in Allen anerkennen wird.

Und wenn alsdann die Zunge des Dichters oder des Redners den Sturz des Unersättlichen nennen soll, so wird sie erzählen, wie, als er nun nahe an seinem Ziele zu sein glaubte, als er das letzte Bollwerk, an dem äußersten Ende Europa's, niederzuwerfen, und den Schrecken seiner Waffen nach einem andern Welttheile zu tragen gedachte, wie da über furchtbaren Gräueln eine große Opferflamme zum Himmel emporloderte, und den Verderber selbst dem Untergange weihete. In diesem Opferbrande zehrte sich das Lebensfeuer eines, in dem wilden Getriebe der Leidenschaften aufgewachsenen Geschlechtes, welchem die Scheu

vor dem Heiligen eine Thorheit war, mit auf, und in erstarrender Eiseskälte verging es von der Erde. — Die Völker aber erkannten das Zeichen, und rüsteten sich mit den Waffen ihres gerechten Zornes, und den unbezwinglicheren des Vertrauens auf den Gott der Gerechtigkeit. Und obwohl der Gefürchtete neue Schaaren des Volkes, welches ihm ergeben war, in den Kampf trieb, so mußte er dennoch erliegen. Die Geschichte wird künftig in hohen Ehren von den Feldern reden, wo in alter Zeit eines hochwürdigen teutschen Königs Schwerdt die wilden Ungarn aus seinen Gränzen zurückschreckte; wo ein, für seinen Glauben tapfer kämpfender, Held aus Norden seine große Seele aushauchte; wo schon einmal die französischen Schaaren vor einer kleinen Zahl teutscher Krieger schimpflich flohen, aber in der Zeit der Erniedrigung, da unsere Sinne verwirrt waren, wiederkehrten, und eine bittere, schmerzliche Vergeltung übten; die Felder, welche nun ausersehen waren, zuerst die heldenmüthige Anstrengung, und nach wenigen Monden das Glück und den Sieg der teutschen Waffen zu sehen. — Und drei Herrscher wird die Nachwelt preisen, durch Edelmuth und hohen, frommen Sinn verbunden, in schweren Stunden treu zusammenhaltend, deren Beispiel das Seltenste möglich machte, daß ganz verschiedene, sonst oftmahls feindliche Völker ohne Eifersucht zusammen standen und kämpften; Herrscher, welche der von Gott geschenkte Sieg nicht stolz erhob, sondern in Demuth und Gebeth auf ihre Kniee niederwarf. — Von Feldherrn wird sie reden, die theils durch kühnen, vordringenden Muth, theils durch die ruhige, menschlich milde Besonnenheit, welche die verschiedenartigsten Theile eines Heeres zu vereinigen weiß; überall aber durch Tapferkeit und Heldensinn, durch die Ruhe des Rathes und die Kraft der That, voranleuchteten; welche Großes ausrichteten nicht dadurch, daß sie Furcht und Gehorsam oder die wilde Raubsucht zu Triebfedern der Thaten machten, sondern indem sie sich selbst den übrigen gleich stellten, und es als ihre eigene Ehre achteten, daß dieselben Antriebe der Vaterlandsliebe, der Tugend und der Ehre in dem Haufen der

Krieger walteten, gleichwie in ihrer eigenen Brust. Dieses Heer selbst aber wird die Geschichte unter die ersten und herrlichsten setzen, welche jemahls aus dem Schooße der Völker aufgestanden sind; ernst und menschlich, das Aufbauen höher achtend als das Zerstören, den Krieg führend des Friedens wegen; ein Heer, in welchem der Jüngling an den seltenen Tagen der Ruhe das Schwerdt aus der Hand legte, um die Saiten zu rühren und den Gefährten begeisternde Lieder zu singen, oder um die Worte des Schriftstellers zu vernehmen, der ihm aus tausendjähriger Ferne zuredete; da in den Reihen des Feldlagers nicht selten tiefsinnige Worte über die höchsten Aufgaben der Erkenntniß und des Lebens, und über die Meister in Kunst und Wissenschaft gehört wurden. So verschieden war dieses Heer von den gewöhnlichen Söldnerhaufen, daß in vielen Zeichen die Zeit des Ritterthums wieder neu zu werden schien. Kehrte doch selbst, gleichwie uns die Dichter des Mittelalters singen, das Milde und Kindliche, Liebe und Gemüth, sogar zwischen den Mann und sein treues Thier zurück, da sie einander zu verstehen schienen, und gesehen wurden, wie sie nach harter Arbeit, unter dem Sternenzelte des Himmels, treu und traulich zusammen ruhten.

Solche Zeichen, auch die kleinsten, wird die verständige Zukunft nicht übersehen, gerade diese werden ihr das Wundervolle klar machen, wie eine fast große, unüberwindlich geltende, Macht doch endlich zernichtet wurde. Das Größte aber wird sie darin setzen, daß nicht Einzelne, nicht dieser und jener Name, sondern der wehende Odem der Begeisterung in Allen das Außerordentliche vollbracht hat; denn dieses ist das Zeichen großer Zeitalter.

72. Neue teutsche Bundesacte,

8. Juny 1815.

Nachdem der Feind des Friedens und der Ruhe endlich, durch viele Arbeit und viel vergossenes Blut, in Fesseln gelegt war, kehrte der Friede wieder in das durch mehr als zwanzig qualvolle Jahre athemlos hindurch getriebene Europa zurück. Aber so viel war in dieser langen Zeit aus den alten Fugen gewichen, so vieles untergegangen oder ganz neu hervorgekeimt, daß es als unmöglich erkannt wurde, in dem Laufe von Tagen und Wochen eine neue Ordnung zu stiften. Es wurde daher in dem Pariser Frieden (20. May 1814) vieles unentschieden gelassen, und auf einen großen Congreß aller europäischen Mächte zu Wien verschoben. Ueber unser Vaterland war so viel festgesetzt worden, daß es die Länder, welche seit dem Jahre 1792, seit dem Ausbruche der Revolutionskriege, verloren gegangen waren, also das linke Rheinufer vom Elsaß abwärts, bis auf wenige Ausnahmen wieder erlangen, und ferner, daß seine künftige Verfassung ein freier Bund selbstständiger und unabhängiger Staaten seyn solle. Wohl trauerte mancher, daß nicht der ganze vaterländische Strom, von seinen Quellen bis zu den Mündungen, unserm Bunde angehören solle; daß die Schweiz die südwestliche Vormauer Teutschlands, in dieser großen Zeit nicht für uns wiedergewonnen sey, daß das Elsaß und das Thor des Oberrheins, Straßburg, so wie auch das alte Lothringen, bei Frankreich verbleibe, und daß Belgien und Holland, der alte burgundische Kreis, welcher für das nördliche Teutschland in eines Feindes Hand wohl so gefährlich werden kann, als die Schweiz für das südliche, nur schwach durch das Herzogthum Luxemburg an unserer Vereinigung Theil nehme. Ferner klagten sehr viele, selbst von denen, die für Könige und Fürsten das Wort führten, daß nun das uralte Reich der Teutschen, reich an Ehren und Tha-

ten, nicht mehr ein Reich, sondern nur ein Staatenbund seyn, daß die Kaiserkrone Karls des Großen, Otto's I., der mächtigen Salier, der hochsinnigen und ritterlich herrlichen Hohenstaufen, des ehrenreichen und treuen Rudolphs, und die zuletzt Maximilian I. und Karl V. noch in ihrem alten Glanze gezeigt hatten, nun zu den Alterthümern einkehren solle, die man als die Denkmähler einer abgestorbenen, wenn auch bewunderten, Vorzeit aufbewahrt. Eben so wurde an der neuen Bundesacte, als sie nach manchen Berathungen und Widersprüchen am 8. Junn 1815 erschien, (der Wiener Congreß war am 1. November 1814 eröffnet worden), von Vielen Vieles getadelt; besonders, daß sie der Willkühr der Einzelnen zu viel Gewalt lasse, und ein viel zu loses Band um das Ganze schlinge, so daß der erste Sturm es wieder zerreißen könne. Und in allen solchen Klagen und Tadeln, wenn sie mit aufrichtigem Sinne ausgesprochen wurden, zeigte sich auf erfreuliche Weise, daß noch in vielen teutschen Gemüthern eine treffliche Gesinnung, ein Festhalten an der Ehre und dem Wohle des Ganzen, und eine Selbstentsagung wohne, welche gern die eigene Willkühr aufopfern will, damit das Ganze desto stärker werde. — Allein wenn der Gang des Schicksals nun einmahl ein unabwendbarer geworden, wenn die Klagen das Geschehene nicht zu ändern vermögen, so ziemt es sich, den Blick nur nach vorwärts zu richten, und die ganze, inwohnende Kraft an seinem Theile dahin zu verwenden, daß aus dem unvollkommenen Neuen ein Vollkommneres, daß aus dem noch Leblosen ein Beseeltes werde. Und die teutsche Bundesacte ist, selbst nach dem Willen ihrer Stifter, noch nichts Vollendetes, sondern nur die Grundlage, auf welcher der neue Bau errichtet werden soll.

Die Bundesglieder sind: 1) Oestreich. 2) Preußen. 3) Baiern. 4) Sachsen. 5) Hannover. 6) Würtemberg. 7) Baden. 8) Churhessen. 9) Großherzogthum Hessen. 10) Der König von Dänemark, als Herzog von Holstein, 11) Der König der Niederlande, als Herzog von Luxemburg. 12) Braunschweig.

13) Meklenburg-Schwerin. 14) Nassau. 15) Sachsen Weimar. 16) Sachsen Gotha. 17) Sachsen-Coburg. 18) Sachsen Meinungen. 19) Sachsen-Hildburghausen 20) Meklenburg Strelitz. 21) Oldenburg. 22) Anhalt-Deßau 23) Anhalt-Bernburg. 24) Anhalt Köthen. 25 Schwarzburg-Sondershausen. 26) Schwarzburg-Rudolstadt. 27) Hohenzollern-Hechingen. 28) Lichtenstein. 29) Hohenzollern-Sigmaringen. 30) Waldeck. 31) Reuß, älterer Linie. 32) Reuß, jüngerer Linie. 33) Schaumburg-Lippe. 34) Lippe. 35) Freie Stadt Lübeck. 36) Frankfurt. 37) Bremen. 38) Hamburg. Später ist noch 39) Hessen-Homburg hinzugekommen.

Die Hauptbestimmungen aber sind diese:

„Des Bundes Zweck ist die Erhaltung der äußern und innern Sicherheit Teutschlands, und der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der teutschen Bundesstaaten."

„Alle Bundes-Glieder haben als solche gleiche Rechte."

„Die gemeinsamen Angelegenheiten werden durch eine Bundesversammlung besorgt, bei welcher Oestreich den Vorsitz führt, und die ihren Sitz zu Frankfurt am Mayn hat. Der Bundestag ist beständig, und kann sich höchstens auf 4 Monate vertagen, wenn die Geschäfte es erlauben."

„Sein erstes Hauptgeschäft soll die Abfassung der Grundgesetze des Bundes und seine organische Einrichtung in Rücksicht auf seine auswärtigen, kriegerischen und innern Verhältnisse seyn."

„Alle Bundesglieder versprechen, mit einander gegen jeden Angriff zu stehen, und wenn der Bundeskrieg erklärt ist, keine einseitige Unterhandlung mit dem Feinde einzugehen, noch einseitig Waffenstillstand oder Frieden zu schließen. Sie behalten sich zwar das Recht der Bündnisse aller Art vor, verpflichten sich aber kein solches zu schließen, welches gegen die Sicherheit des Vaterlandes oder einzelner Bundesglieder gerichtet wäre. Ebenfalls wollen sie unter keinerlei

Vorwand einander bekriegen, sondern ihre Streitigkeiten bei der Bundesversammlung vorbringen. Diese soll entweder vermitteln oder richten, und die streitenden Theile ihrem Ausspruche gehorchen."

„In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden."

„Die Verschiedenheit der christlichen Religionspartheien kann in den Ländern des teutschen Bundes keinen Unterschied im Genuß der bürgerlichen und politischen Rechte begründen. — Wie eine bürgerliche Verbesserung der Bekenner des jüdischen Glaubens zu bewirken sey, wird die Bundesversammlung in Berathung nehmen."

„Die Unterthanen der teutschen Fürsten haben das Recht, aus einem Lande frei in das andere wegzugehen und dort bürgerlichen oder Kriegsdienst anzunehmen, wenn keine Verbindlichkeit zum Kriegsdienst gegen das bisherige Vaterland im Wege steht."

„Die Bundesversammlung wird sich mit Abfassung gleichförmiger Gesetze über die Preßfreiheit und den Nachdruck, so wie auch:"

„Ueber den Handel und Verkehr zwischen den Bundesstaaten beschäftigen."

In diesen Grundzügen, wenn sie mit dem, was noch eben als Weisheit der Zeit galt, verglichen werden, zeigt sich so viel Anerkennung des Rechten und Vernunftgemäßen, und solches Vorwalten des menschlich freien Sinnes; und der lebendigen Bewegung eines bildenden, schaffenden Geistes ist so viel Raum gelassen, daß es nur darauf ankömmt, ob ein solcher unter uns seine Wohnung nehmen wolle. Denn überall und zu allen Zeiten hat der Geist, wenn er nur in sich rein und fest war, die Gewalt gehabt, und selbst die mangelhafte Form zu einem trefflichen Werkzeuge umgeschaffen. Auf unserm reinen, uneigensüchtigen Willen beruht es, daß der neue teutsche Bund ein Segensquell für Jahrhunderte und einst hoch gepriesen werde, wie wir das tausendjährige Kaiserthum ehren und preisen.

Durch die übrigen Verhandlungen des Wiener Congresses und durch spätere, ist das teutsche Land so unter jene 39 Bundesglieder vertheilt, daß die meisten wieder erhalten haben, was ein jeder ursprünglich besaß, und auch die Vergrößerungen durch den Lüneviller Frieden und die Zeiten des Rheinbundes behaupteten. Oestreich hat sein treues Tyrol, hat Salzburg und das Inn-Viertel wieder gewonnen; Baiern ist mächtig in seinem Kreise und über Franken, auch hat es in der Pfalz am Rheine Entschädigungen erhalten, und zählt über drei Millionen Unterthanen. Würtemberg herrscht in Schwaben über fast anderthalb Millionen treuer und kräftiger Menschen, und wird durch den Schwarzwald von Baden geschieden, welches von Basel längs dem Rheine bis über Mannheim hinab ein schönes, fruchtbares Land darbietet. Auch Hessen-Darmstadt hat gegen früheren Umfang in der Zeit der Umwälzungen sehr gewonnen, und zählt in seinen Städten die wichtigste Festung des teutschen Bundes, den Schlüssel zum Herzen von Teutschland, das oft heimgesuchte Maynz. Am meisten Unterthanen von teutscher Zunge zählt jetzt der König von Preußen; es sind an 9 Millionen, so viele als noch nie unter einem einzigen Scepter vereinigt waren. Sie sind ihm durch den Beschluß des großen europäischen Gerichtes zuerkannt, weil er den größten Theil seiner polnischen Länder dem russischen Reiche abtrat: und Preußen ist nun, zu seinem und des Vaterlandes Heil, ein ächt und einzig teutscher Staat. Seine Länder reichen von der östlichsten Gränze bis zur westlichsten, und liegen in solcher Ausdehnung als stete Mahnung da, sich wach und wacker für des Vaterlandes Schutz und Ehre zu halten.

73. Der heilige Bund,

26. Sept. 1815.

Noch war der Wiener Congreß mit seinen Anordnungen der europäischen Verhältnisse nicht fertig; verworren lag vielmehr noch vieles da, und manche Knoten schienen nur sehr schwer gelöst werden zu können; — da verließ der auf eine Insel im Meere Gebannte plötzlich seinen Ort, um in die Verwirrung, in welcher Europa noch schwebte, seine Brandfackel zu werfen. Es wäre ein schrecklicherer Brand geworden, als der erste! Aber Gott lenkte die Herzen der Führer der Völker, daß sie sogleich allen Hader über das Kleine vergaßen, ihren Bund neu befestigten, und gegen den wiedergekehrten Friedensstörer, obwohl er sehr milde und friedliche Worte redete, die europäische Acht aussprachen. Es war das erste Beispiel in der Geschichte. Ganz Europa erklärte, daß Napoleon Buonaparte, als ein Feind und Störer der Ruhe der Welt, auf jegliche Weise verfolgt und bestraft werden müsse. Ein solches Wort zeugte von dem tieferen, sittlichen Ernste, der wiederum in die Staatskunst eingekehrt war, so daß nicht mehr nur Klugheit und Berechnung, sondern auch die Stimme des Gemüthes gehört wurde. Und weil die Völker solchen Ernst in ihren Herrschern erkannten, so standen sie noch einmahl in ihrer Kraft auf, und die Beigeisterung, die mancher schon verflogen geglaubt, — wie denn Napoleon früher sie nur einer flüchtigen Fieberhitze verglichen hatte, — zeigte sich als tief eingedrungen in die Herzen. Obwohl ein großer Theil des französischen Volkes, in der Revolution großgezogen, den mit offenen Armen wiederum aufnahm, der ihm die Früchte der Umwälzungen erhalten zu können schien; obwohl er selbst mit der entschlossenen Schaar seiner alten Waffengefährten, die für den ganzen Gewinn ihres angestrengten Lebens fochten, auf dem Kampfplatze erschien; — er wurde dennoch durch den mündig gewordenen Geist, der in Allen

trieb, noch einmahl und sogar niedergeworfen, daß er sich von seinem Falle nicht wieder aufzurichten vermogte.

In den äußeren Verhältnissen der Völker zog der neue Kampf keine wesentliche Veränderung nach sich; aber einen großen Entschluß brachte er in den Herzen der Herrscher zur Reife, welcher ein Zeugniß von dem Siege des Geistes über die sinnliche Weltansicht des nächstvergangenen Zeitalters ablegte, und den Keim einer herrlichen, freudigen und frommen Zukunft in sich trägt, wenn der Sinn, welcher ihn erzeugt hat, die Herrschaft gewinnen wird. Tief durchdrungen von dem Gefühle dessen, was ihnen den Sieg über eine so große weltliche Macht, von dem schärfsten Verstande geleitet, gegeben hatte; mit Widerwillen erfüllt gegen den Mißbrauch der guten menschlichen Rede und den Uebermuth der nichtigen List in den bisherigen Künsten der Politik, schlossen die drei Herrscher, welche sich nicht gescheut hatten, vor Aller Augen, im Angesichte des Himmels, zusammen ihre Kniee zu beugen, nun auch durch das Wort einen heiligen christlichen Bund, durch welchen sie christliche Tugend als Leiterin ihrer Regierungsweise, Gerechtigkeit als das Lebenswehen zwischen ihren Völkern, und das richtende Auge des Allwissenden als den Wächter ihres Bundes aufstellten. Das war das Außerordentliche in diesem großen Ereignisse, daß, was den einzelnen Menschen bindet und leitet, nun nicht mehr als ein, nur den kleineren Kreisen des Lebens angemessenes, dastand, wie in den Jahrhunderten der von Frankreich ausgegangenen Staatsklugheit, sondern daß es diese falsche, lügnerische Weisheit zu nichte macht, und den Völkern und Herrschern gebietet, in dem Größten wie in dem Kleinsten nur der Stimme der Pflicht und der Tugend Gehör zu geben. Da steht nun der sichere Leitstern, welcher nimmer verdeckt ist, und nie seinen Platz verändert. Nun kann, was Heute als Weisheit gegolten, Morgen nicht mehr als Thorheit gelten, und die Klugheit kann nicht mehr mit dem Drange der Nothwendigkeit oder der Berechnung des

Vortheils entschuldigen, was dem Rechte und der Wahrhaftigkeit entgegen ist. Was diesen entgegen ist, soll nicht mehr geschehen, unter keinerlei Vorwand, und wenn die ganze Welt zu gewinnen wäre. Was Theodorich, was Karl den Großen in ihren Bildungen leitete, was der Grundgedanke im Kaiserthum und Papstthum des Mittelalters gewesen, was einzig die Welt binden und ihre Händel zu einem wohlgefälligen Schauspiele machen kann, der christlich einige und fromme Sinn, er ist von den Herrschern, die den neuen Bund gestiftet, mit Bewußtseyn, klar und bestimmt, wie es sich für die Zeit einer wahrhaften Aufklärung geziemt, als Gesetz der Völker ausgesprochen. Und was den Werth der Gabe erhöht, ist, daß die drei Stifter gleichsam die Vertreter der verschiedenen Zweige gewesen, in welche das Christenthum sich getheilt hat. Die unsichtbare Kraft der, in allen Formen ganz einigen und gleichen Gesinnung hat den Sieg über den Geist der Trennung und Verwerfung davon getragen. Es ist ein christlicher Bund.

So hat der einfache, zutrauensvolle und gläubige Sinn diesen Bund aufgenommen; er rechnet von ihm einen neuen Zeitraum für das Leben der Staaten an, und läßt sich durch die Zweifel derer nicht irre machen, die in den kümmerlichen Zeiten der Angst und des Truges die Kraft des Vertrauens verloren haben. Das Auge des Verstandes sieht die Zukunft nicht, aber das kindliche Gemüth fühlt ihr unsichtbares Wehen.

---

74. Die Jahre 1816, 17 und 18.

Das Jahr 1816 war seit einem Viertel Jahrhundert das erste, welches im völligen Frieden in Europa verfloß. Aber so tief hatten die Schrecken des Krieges, unter welchen das jetzige Geschlecht er-

wachsen ist, in die Gemüther der Menschen eingegriffen, daß sie, wie zu der Zeit des dreißigjährigen Krieges, den Glauben nicht mehr fassen konnten, der Friede mit seinen Segnungen könne je wieder auf der Erde eine feste Wohnung nehmen. Jedes Gerücht machte Tausende vor neuen Ausbrüchen zittern, und noch jetzt finden die Stimmen der Kriegsverkündiger willigen Glauben.

Auch hat der Krieg, nachdem er auf den Schlachtfeldern ausgetobt, in dem Gebiete der Meinungen seinen Sitz genommen. Wir sehen die Zeiten der alten griechischen und der italienischen Freistaaten des Mittelalters zurückgekehrt, da ein jeder für seine Meinung und für sein Bild der besten Staatsverfassung, nicht wie für eine Verstandessache, sondern wie für ein theures Kleinod mit allen Waffen kämpft, und, weil er mit vollem Gemüthe Theil nimmt, die Erde für einen Kerker, das Leben für eine Quaal ansieht, wenn dieses Bild nicht in Erfüllung gehen soll. Daher die Partheiungen, daher die Bitterkeit, man kann sagen, der Haß der Gegner, das Frohlocken, wenn etwas gelungen, die Verzweiflung, wenn das Gefürchtete und Verhaßte die Oberhand gewonnen hat. Solche Zeichen offenbaren eine Zeit, da die Theilnahme an Staat und Volk und Vaterland wieder lebendig geworden, sie sind uns willkommen, weil sie dem Staate, der fast zu einem leblosen Räderwerke geworden war, wieder eine Seele einhauchen werden.

Aber, weil das Zeitalter die Kunst der Rede so sehr ausgebildet hat, so ist die Gefahr der Verirrung um so größer. Es ist fast keiner von allen Partheien, der nicht seiner Meinung ein großes Ansehen der Wahrheit zu geben wüßte; und der, welcher das Gegentheil behauptet, vermag es ebenfalls. Dazu hat die Lust des Tadelns und Verwerfens gleich einer bösartigen Krankheit, immer heftiger um sich gegriffen, und durch alle diese zusammenwirkenden Ursachen ist bei denen, welche nicht durch eigene Kraft und Klarheit einen festen Standpunkt gewonnen haben, eine unglaubliche Verwirrung und

ein unseliges Schwanken der Meinung entstanden. Was ihnen heute als das Rechte gegolten, ist Morgen schon wieder durch ein Anderes verdrängt. Nur Ein Weg führt durch diese Irrgänge der Gedanken, welche den Staaten wie den Einzelnen nicht geringe Gefahr drohen: es ist die unwandelbare Treue des Gemüthes, im Fürsten wie in den Geringsten seiner Unterthanen, die sich immer an das Nächste und Einfachste zuerst hält, und dieses mit ernstem Fleiße vollendet, ehe sie das Entferntere angreift; es ist ferner die strenge Ehrfurcht vor der Wahrheit, die nicht duldet, daß man sich selbst oder andern irgend einen Schein durchgehen lasse, sollte er auch noch so sehr der vorgefaßten Meinung schmeicheln; die Liebe endlich ist es, welche das Grundübel der vergangenen Zeit, das Hinderniß alles Fortschreitens, die Quelle der Sünde und des Unglücks, die Selbstsucht, überwindet, und den Einzelnen zu dem treibt, was das Wohl des Ganzen fördert. Liebe und Treue und Wahrhaftigkeit sind eine starke Schutzwehr gegen die Verirrungen des Verstandes; sie zusammen bilden eine schaffende Kraft, da das Zeitalter des übermüthigen Verstandes nur zerstören konnte.

Auch sind gewisse große und feste Erfahrungen aus den letzten Stürmen übrig geblieben, und werden durch die Stimme aller Zeiten bestätigt; wenn wir sie zu den Führerinnen unseres Weges nehmen, so wird die gewünschte Beruhigung nicht ausbleiben können.

Es ist durch den Gang der Revolution in Frankreich, und die kleineren Umwälzungen bei andern Völker, unwidersprechlich klar geworden, daß nicht gedeihen kann, was nur der Gegenwart angehören und seine Lebenskraft nicht aus den Wurzeln der Vorzeit ziehen will. Weil wir von den Grundsätzen abgewichen waren, auf denen unsere Väter das Wohl des Staates wie des Hauses, der Kirche wie der Gemeine, gründeten, ist uns so großes Uebel widerfahren. Die Zukunft ist eine Blüte des Vergangenen; die Gegenwart [illegible]ht als die besonnene Vermitt-

lerin zwischen beiden; sie hat nur Gehalt, wenn sie sich als solche anerkennt. — Neue Gesetze sollen nur die Anwendung der großen Grundsätze der Vorzeit auf die gegenwärtige Gestalt der Verhältnisse seyn. Denn die Vernunft ist nicht neu, die Grundlagen des Lebens nicht jetzt erst entdeckt. — Durch diese Belehrungen, mit blutiger Schrift unserer Zeit vor Augen geschrieben, wird die Willkühr des Verstandes, der gern nur sein Gebilde gelten lassen möchte, schon sehr eingeschränkt, und vielem heftigen Wortstreite die sichere Erkenntniß gegenüber gestellt.

Wenn aber die Gegenwart das Recht der Vermittelung zwischen Vergangenheit und Zukunft hat, so liegt darin auf der andern Seite auch die Befugniß, das wirklich Veraltete abzustreifen. Dieses kann nur, wo es sich findet, die Form seyn; das Wesen altert nicht, es will sich aber in neue Gestalten kleiden. Die das Alte in der Gestalt, und nur in der, herstellen wollen, die es längst hatte, wollen das dürre Reis pflanzen; mögen sie es noch so emsig begießen, es wird nimmer wieder Knospen und Blüten tragen; wohl aber der Saame, wenn sie ihn aus seiner Schaale zu sondern wissen.

Was die Thronen der Fürsten auf festem und unwandelbarem Grunde aufrichtet, es ist in dem Wanken aller Dinge unwiderleglich an den Tag gekommen: — nicht die unbeschränkte Gewalt ist es, nicht die Menge der besoldeten Krieger und Diener, sondern die Kraft eines einigen und willigen Volkes.

Was die Völker in ihrer Freiheit und Selbstständigkeit schützt; es ist nicht die Furcht, die sie andern durch ihren Kriegsruhm einflößen, sondern es ist das Maaß, das in ihnen selbst wohnt, die Gerechtigkeit, die sie gegen die andern üben; zugleich aber auch der Muth, der sich auf die Waffenfähigkeit Aller stützt.

Das gegenseitige Vertrauen, wodurch die Thronen fest und die Völker glücklich werden, es muß freilich seinen rechten Anker in der Gesinnung der

Fürsten wie der Unterthanen haben. Allein, damit es nicht an das flüchtige Daseyn eines Geschlechtes gebunden sey, verlangt die neue Zeit eine Verfassung, welche dem Herscher die volle Kraft zum Guten lasse, jeder verderblichen Willkühr aber die Schranken der Gesetze entgegenstelle; welche in den Mächtigen und Reichen die Anmaßung gegen den Fürsten so wie den Uebermuth gegen die Niederen beuge, indem sie ihnen gleichwohl den Genuß dessen, was ihnen das Glück gewährt und die natürlichen Vorzüge, die daraus entspringen, sichert; die endlich dem Volke das Gefühl gebe, es sey nicht mehr der leidende Theil, sondern Alle stehen unter den Gesetzen, die seine Vertreter mit entwerfen helfen, und Alle tragen in gleicher Weise mit an den Lasten des Ganzen.

Es liegt eine unglaublich beruhigende, ja sittlich bessernde Kraft in solcher Verfassung. Wenn im Volke das Bewußtseyn lebt: was von ihm gefordert werde, sey nicht aus der Willkühr einzelner entsprungen, sondern Männer, die es selbst mit ausgewählt, haben geprüft und eingewilligt, so gehorcht es, wie der sittliche Mensch gehorchen soll, frei, aus innerm Entschluß. Der Gehorsam wird in Wahrheit eine Tugend. — Und sind die Gesetze, ungeachtet sie aus der Gesammtheit hervorgegangen, dennoch nicht lobenswerth, so wird die Unzufriedenheit darüber nicht, wie so oft, wenn der Mensch die Schuld von sich auf andere wälzen kann, zur verzehrenden Krankheit des Mißmuthes, sondern sie wirkt wie ein inneres Erweckungsmittel. Der tüchtige Mensch sieht alsdann ein, daß die Schuld in dem Zustande des gesammten Volkslebens liegen müsse; statt Tadel und Mißmuth zu nähren, wird er da Hand anlegen, von wo aus immer und unfehlbar das Bessere hervorzurufen ist. Er wird sich und andere klarer im Denken und besser im Wollen zu machen streben; die Quelle guter Gesetze wird er in den religiösen und sittlichen Bildungsanstalten des Volkes suchen; und wo Viele in solchem Sinne zu-

sammenwirken, da werden sich die guten Gesetze bald einfinden.

Unter den teutschen Fürsten gab zuerst der Großherzog von Sachsen-Weimar schon im J. 1816, seinem Lande eine neue, zeitgemäße Verfassung, und es hat sich gleich an diesem ersten Beispiele gezeigt, wie der Fürst, indem er selbst der Willkühr entsagt, und das Gesetz über sich stellt, dafür in der Zufriedenheit seiner Unterthanen eine nicht zu berechnende sittliche Kraft gewinnt.

Die freie Stadt Frankfurt, die Herzöge von Nassau und von Sachsen-Hildburghausen und die Fürstin von Lippe-Detmold, haben ebenfalls neue Verfassungen eingerichtet.

In den östreichschen Staaten, in Mekl.-burg u. einigen kleineren Ländern, waren die Landstande in ihrer alten, in Hannover in etwas veränderter Gestalt, thätig. Im Kurfürstenthum Hessen ist ebenfalls ein, wenn auch nur kurzer und ungenügender, Versuch mit ihnen gemacht worden.

Auf Würtemberg, das Land, wo sich am frühesten ein gutes Verhältniß der Volksvertretung gebildet und am längsten erhalten hatte, richteten sich seit dem Jahre 1816 die Augen allrr Vaterlandsfreunde. Von dort, aus diesem kernigten, durch Gottesfurcht und gründliche Unterrichtsanstalten wahrhaft gebildeten, teutschen Volke, hofften sie ein Vorbild trefflicher Verfassung aufblühen zu sehen. Und ihre Hoffnung ist nicht getäuscht worden. Trotz des heftigsten, oft beinahe unauflöslichen Winters der Meinungen, hat das, immer mit neuer Liebe und Wärme aufgenommene, Werk endlich doch seine Vollendung gefunden. Und es hat sich an dem ganzen Streite recht erfreulich gezeigt, wie wir auch in den schlimmsten Fällen an der teutschen Sinnesart nicht verzweifeln dürfen, die endlich gewiß die rechte Mitte findet, wenn sie nur, ungestört durch fremden Einfluß, ihr Ziel verfolgen darf.

Zuerst wurde schon im J. 1816 von Seiten des vorigen Königs eine Constitution für Würtemberg geboten, worin er, der zur Zeit Napoleons eine un-

umschränkte Gewalt in seinem Lande besessen hätte, sich einer solchen Gewalt entäußern und den Vertretern des Volkes viele Rechte in der Gesetzgebung und Steuerbewilligung einräumen wollte. Allein es lebte in diesem Lande eine Anzahl Männer, welche das Frühere, geschichtlich Begründete, über Alles ehrten, und der Gegenwart nicht das Recht zugestehen wollten, ganz aus eigener Machtvollkommenheit etwas Neues zu erbauen. Sie wollten, daß das Alte, in die Geschichte des Volkes eng verwachsene, als Hauptbestandtheil der Verfassung angesehen würde und diese demnach nur eine Verjüngung jenes Alten, nicht aber eine Gabe der unbeschränkten Gewalt seyn sollte. Denn was die Gewalt jetzt als Geschenk gegeben, meinten sie, könne dieselbe auch wieder zurückzunehmen oder vielfach zu verändern für gut finden. Das alte Recht, und nichts als das alte Recht, — das wurde in dem Streite der Wahlspruch dieser Männer und ihrer Parthei, welche endlich, im Eifer des Streites, Wesentliches und Unwesentliches nicht mehr gehörig zu unterscheiden wußte. Ihr entgegen stand der König mit seinem starken Willen und die Parthei derjenigen, welche die Nothwendigkeit wesentlicher Veränderungen fühlten und den Beruf zu haben glaubten, aus eigener Fülle der Erfindung und der Einsicht ein neues Gebäude bürgerlicher Einrichtungen aufzuführen.

Die Gegensätze schieden sich bald so scharf von einander und die Leidenschaften wurden so heftig aufgeregt, daß selbst, als das Schicksal in die Mitte trat, und durch den Tod des Königs, (30. Octbr. 1816) den Weg zu eröffnen schien, um den Streit schnell auszugleichen, dennoch keine Vereinigung möglich war. Nach vielen vergeblichen Versuchen von beiden Seiten setzte der neue König, im Bewußtseyn seines treuen Willens für das Beste seines Volkes, den Ständen eine bestimmte Frist für die Annahme des von ihm vorgelegten Verfassungsentwurfes. Die Stände verweigerten am 2. Jun. 1817 die Annahme, und lösten sich dann auf.

Der König indeß, mit dem ernsten Vorsatze, das so vereitelte Werk dennoch nicht sinken zu lassen, ließ die Bahn der Anknüpfung weislich offen, und als ihm nun der günstige, vielleicht auf immer entscheidende, Augenblick gekommen, und die Stimmung der Gemüther beruhigt zu seyn schien, berief er auf den 13ten Jul. dieses Jahres eine neue Ständeversammlung. Sie sollte sich ausschließlich mit der Verfassung beschäftigen, sie Punkt für Punkt mit seinen Bevollmächtigten durchgehen, und das vollendete Werk zur letzten Entschließung ihm vorlegen. Unter guter Vorbedeutung wurde die Arbeit begonnen, mit einigem, nur auf die Sache gerichteten, Sinne fortgeführt, und schon nach zwei Monaten lag die Verfassungs-Urkunde vollendet dem Könige vor. Er unterzeichnete sie, überreichte sie am 25. Sept. den Bevollmächtigten der Ständeversammlung, und empfing dagegen das zweite, von allen Mitgliedern der Versammlung im Namen des Landes unterzeichnete Exemplar derselben. Wie in alter Zeit, so kam auf solche Weise auch jetzt in Würtemberg die Verfassung durch einen Vertrag zwischen Fürsten und Volk glücklich zu Stande. — In dem ungeheuchelten, mit Worten nicht zu beschreibenden, dankbaren Jubel seines Volkes hat der König, wie er es laut ausgesprochen, den schönsten Lohn seines Lebens gefunden.

Am 27. May 1818, an seinem 62sten Geburtstage, hat auch der König von Baiern sein Volk mit einer Verfassungsurkunde beschenkt, welche die wesentlichen Grundzüge einer zeitgemäßen Staatseinrichtung enthält. Im Sommer 1819, vom 4ten Febr. bis zum 25sten Jul., waren die Stände des Reiches zum erstenmahl versammelt. Ihre Verhandlungen waren sehr lebhaft; nicht immer wurde die geziemende Schranke gegenseitig beobachtet, so daß auch hier sich zeigte, wie das rechte Maaß im Gebrauche verfassungsmäßiger Freiheit erst durch Uebung gewonnen werden kann. Aber das ernste, redliche Streben ist allgemein durch die öffentliche Stimme anerkannt, und auch der König hat den Ständen bei ihrer Entlassung bezeugt, daß sie viel wesentlich Gutes zu

Stande gebracht und mehreres noch angeregt hätten. Und so ist es. Die öffentlichen Lasten sind erleichtert; — für die Bezahlung der Staatsschulden sind zweckdienliche Maaßregeln ergriffen. Das Volksschulwesen hat Unterstützung erhalten. — Der Anfang zur Verbesserung des Gerichtswesens ist gemacht und besonders der Grundsatz der Oeffentlichkeit der Rechtspflege ausgesprochen. Viele Gebrechen der Verwaltung sind zur Sprache gekommen, die gewiß bald werden abgestellt werden; — und durch das Alles ist das öffentliche Zutrauen herrlich geweckt, so daß die Volksentwicklung raschen Schrittes vorwärts gehen wird.

In Baden hat der erste Versuch keinen so günstigen Ausgang genommen. Im August 1818 erließ der verstorbene Großherzog das Edict wegen der Verfassung seines Landes, und jeder unpartheiische Blick erkannte darin einen hellen, vorschreitenden Geist und die wohlwollendsten Grundsätze für eine freie Bewegung des bürgerlichen Lebens in den Gränzen des Rechtes und der Ordnung. Es war eine der letzten wichtigen Handlungen seines Lebens, denn nicht lange nachher, den 9. Dezember, starb der Großherzog. Sein Nachfolger, Ludewig, bekannte sich sogleich zu den Grundsätzen seines Vorgängers und gewann durch ernste, treue Sorge für des Landes Wohl bald das volle Zutrauen seines Volkes. Am 25sten April d. J. berief er die Versammlung der Stände nach Carlsruhe. Die Verhandlungen begonnen mit guter Hoffnung; bald wurden sie lebhafter, als einige wichtige Gegenstände, besonders das Verhältniß und die Rechte des Adels und der Staats-Haushalt, zur Sprache kamen. Der Gegensatz der Ansichten und Grundsätze zeigte sich hier mit sehr entschiedenem Ernste, doch schien die Vereinigung keineswegs unmöglich; als der Großherzog, — „durch Umstände veranlaßt," wie er in seiner Erklärung sagt, (die aber noch nicht weiter bekannt geworden sind,) — am 28. Jul. die Ständeversammlung auflöste. Im Anfange des nächsten Jahres soll sie in-

deß wieder zusammenberufen werden, und ihre Arbeiten vollenden.

Dieses sind die teutschen Länder, in denen die Ständeversammlungen wirklich schon in Thätigkeit getreten sind. In den übrigen sind die Vorbereitungen dazu mehr oder minder vorgerückt. Der Großherzog von Hessen-Darmstadt hat die Zusammenberufung der Stände auf das nächste Jahr versprochen; der König von Dännemark hat zur Entwerfung einer Verfassung für Holstein eine Commission ernannt, die schon seit längerer Zeit mit ihr beschäftigt ist. Preußen besitzt die Zusage seines Königs wegen einer volksvertretenden Verfassung schon seit dem Mai 1814, ehe noch die Bundesacte durch ihren 13ten Artikel allen teutschen Regierungen die Verbindlichkeit dazu aufgelegt hatte. Die, wegen großer Verschiedenheit der einzelnen Landestheile, sehr schwierigen Vorarbeiten sind, wie allgemein verlautet, ihrer Vollendung nahe, und das Jahr 1820 wird ohne Zweifel in Preußen, wie in den übrigen teutschen Ländern, welche den 13ten Artikel der Bundesacte noch nicht zur Ausführung gebracht haben, die neue Verfassung in's Leben treten sehen. Denn auch die Bundesversammlung, welche früher ihre Einwirkung in diese Angelegenheit abgelehnt hatte, hat unter dem 20sten Septbr. d. J. beschlossen, sich derselben anzunehmen, und die allgemeinen Grundsätze über die Verfassung teutscher Länder gemeinschaftlich festzustellen.

Diese Bundesversammlung hat nun seit dem 5. Novbr. 1816 in Frankfurt ihre Sitzungen gehalten; aber unter dem vielfachen Wechsel der Begebenheiten und Meinungen, unter dem Andrange von sehr vielen Privatansprüchen, bei der Unbestimmtheit mancher der wichtigsten Verhältnisse, und der Nothwendigkeit, für jedes bedeutende Geschäft die Verhaltungsbefehle von den einzelnen Regierunden einzuholen, hat sie nur einen Theil der Hauptgeschäfte vollenden können, welche sie gleich Anfangs als ihre Aufgabe ausgesprochen hatte.

Darin hat sie das Vaterland geehrt, daß sie den teutschen Bund, als Gesammtheit, zu einer selbstständigen europäischen Macht erklärt und zugleich die hundertjährige Verachtung der Muttersprache durch ein Gesetz getilgt hat, nach welchem in schriftlicher und mündlicher Verhandlung nur sie gebraucht werden soll. Ferner ist die allgemeine Wehrordnung, — wie groß nemlich das Bundesheer im Kriege und im Frieden seyn, aus welchen Theilen es bestehen, wie viel ein jedes Bundesglied dazu stellen, wie und bei wem die Anführung seyn, wie viele und welche Festungen der Bund haben solle, — und was sonst dazu gehört, zum großen Theile schon festgestellt oder doch in lebhafter Berathung. Das Bundesheer wird aus 300,000 Mann bestehen, wozu Oestreich 94,000 Mann giebt, Preußen 79,000, Baiern 35,000, Würtemberg 13,600, Hannover 13000; Königr. Sachsen 12,000, Baden 10,000, Großherzogthum Hessen 6000, Kurhessen 5400, und so nach Verhältniß die übrigen. Es wird unter einem Oberfeldherrn stehen, welcher von der Bundesversammlung erwählt und in Eid und Pflicht genommen wird, von ihr seine Vollmachten und Befehle erhält und an sie seine Berichte erstattet. Zu seiner Vertretung oder Nachfolge im Oberbefehl wählt die Bundesversammlung auch sogleich einen Generallieutenant. Die Anführer der zehn Armeekorps, in welche das Bundesheer getheilt werden soll, stehen einzig unter des Oberfeldherrn Befehle. Von diesen zehn Korps bildet Oestreich 3, Preußen 3, Baiern 1; die drei übrigen sind aus den andern teutschen Kriegshaufen zusammengesetzt. — Ueber die Bundesfestungen dauert die Berathung noch fort.

Wie für den Krieg die Wehrordnung, so war für den Frieden die allgemeine Rechtsordnung des Bundes von der größten Wichtigkeit. Es mußte fest bestimmt werden, wie den Beschlüssen des Bundes Gehorsam verschafft, und bei Streitigkeiten der Bundesglieder unter einander Gewaltthat vermieden, das Recht gehandhabt und dessen Ausspruch zur Vollführung gebracht würde. Der Weg zum Rechte wurde

bald gefunden. Statt eines allgemeinen Bundesgerichts, welches an die Stelle des ehemaligen Reichskammergerichts treten mochte, wie einige Stimmen wünschten, wurde der Bundesversammlung selbst das Geschäft der Schlichtung jedes Streites übertragen, und wenn der strenge Weg des Rechtes verfolgt werden sollte, den höhern Gerichtshöfen der einzelnen Staaten selbst die Entscheidung vorbehalten. Wie aber der Widerspänstige, der sich dem Richterspruch nicht gutwillig fügen wollte, mit Gewalt dazu angehalten werden könnte, das blieb noch lange eine unentschiedene Frage, bis endlich die dringenden Umstände der Zeit auch einen vorläufigen Beschluß des Bundes über eine Executions-Ordnung unter dem 20. Sept. d. J. hervorbrachten. Die Bundesversammlung darf zur Vollziehung ihrer Beschlüsse die bewaffnete Macht des ganzen Bundes zu Hülfe nehmen; sie hat sowohl die Zahl der zu stellenden Truppen, als die zu deren Stellung verpflichteten Bundesstaaten zu bestimmen; und der Rückmarsch der Truppen geschieht erst nach erfolgter und gehörig versicherter Vollziehung der Bundesbeschlüsse.

Was die versprochenen gleichförmigen Gesetze über die Preßfreiheit und den Nachdruck betrifft, so ist die letztere Angelegenheit durch eine gründliche Erörterung zum entscheidenden Schlusse vorbereitet; über die Preßfreiheit aber ist jede weitere Verhandlung durch den Bundestags-Beschluß vom 20sten September zunächst auf 5 Jahre verschoben, indem durch diesen Beschluß alle Zeitschriften und alle Schriften nnter 20 Bogen der Censur unterworfen sind. Auch die größeren Schriften sind oder werden ohne Zweifel in jedem Bundesstaate unter die Aufsicht der Regierungen gestellt.

Es ist unter den Hauptaufgaben der Bundesversammlung noch die Anordnung eines freien Handels und Verkehrs zwischen den Bundesstaaten übrig, ein Gegenstand, worauf vielleicht von allen die meisten und sehnlichsten Wünsche gerichtet sind; denn die Jahre des Friedens haben ihre Segnungen darin nicht bewährt, daß sie Handel und Ge-

werde zu größerer Lebendigkeit erhoben; es ertönen vielmehr von allen Seiten die Klagen über ein unerhörtes Stocken der Geschäfte. Die ersten Versuche der Bundesversammlung, den Verkehr der teutschen Länder zu ordnen, sind mißlungen; jetzt aber, bei dem Schlusse ihrer diesjährigen Sitzungen, hat sie den Beschluß gefaßt, alle Vorbereitungen dahin zu treffen, daß im Anfange des nächsten Jahres diese wichtige Sache zu einem festen Schlusse gebracht werde.

Wenn wir nun, nach der Uebersicht dieser gemeinschaftlichen Angelegenheiten, noch einen Blick auf die einzelnen Begebenheiten der vier letzten Jahre werfen, so haben die Jahre 1816 und 17 dem teutschen Volke Gelegenheit gegeben, sich in den Tugenden zu zeigen, welche des Glückes und Wohlstandes würdig machen, so wie es in den Jahren des Krieges die Tugenden bewährt hatte, welche einem Volke Freiheit und Ehre verdienen. Denn jene genannten Jahre waren durch Mißwachs und unerhörten Mangel die drückendsten, welche seit langer Zeit erschienen waren. Aber mit großer Geduld, mit Enthaltsamkeit und guter Zuversicht, ertrug es jede Entbehrung, und der treffliche Gemeinsinn, welcher die Gefahren eines argen Krieges überwunden, kämpfte nun mit gleicher Tüchtigkeit gegen die gemeinsame Noth. Es bildeten sich Hülfsvereine aller Art, besonders in den Gebirgsgegenden am Rheine, in Sachsen und in Würtemberg, so wie in vielen einzelnen Städten. Sobald der Gedanke eines solchen Eingreifens nur ausgesprochen war, kam ihm der gute Wille von allen Seiten so treulich entgegen, die Gaben waren so überreich und herrlich, und in der Verwaltung des Gesammelten zeigte sich eine so geordnete, klare Besinnung über die Grundverhältnisse aller geselligen Einrichtungen, daß man die Noth hätte segnen mögen, welche solche Erfahrungen an den Tag gebracht hatte. Ja, wahrlich, nach den Erfahrungen der Jahre 1813 bis 17, kann kein Wohl-

gesinnter mehr zweifeln, daß mit unserm Volke, wenn je mit einem der Erde, ein fester und schöner Bau menschlicher Einrichtungen zu vollbringen möglich sey! — Und gleichsam wie zum Lohne haben die Jahre 1818 und 19 durch Fruchtbarkeit und Fülle den Mangel der beiden vorhergehenden herrlich ersetzt.

Das Jahr 1817 hat noch außerdem in zwei merkwürdigen, folgereichen Erscheinungen die Eigenthümlichkeit unserer Zeit, welche sich nur in Gegensätzen und Spaltungen aller Art zu gefallen scheint, recht auffallend bewährt, sie sind: die Feier des 18. Oct. auf der Wartburg, und des dreihundertjährigen Jubelfestes der Reformation in allen evangelischen Gemeinden Teutschlands. Bei beiden Gelegenheiten zeigte sich eine ganz unerwartete, außerordentliche Stimmung der Gemüther, welche sie in jedem Sinne über das Gewöhnliche hinaustrieb; bei der Beurtheilung derselben aber nicht die Ruhe und Besonnenheit in der Sichtung des Guten von dem Schlechten und Richtigen, welche einzig solche Zeichen zu bewältigen und zum Rechten zu kehren im Stande ist, sondern vielmehr wiederum der zwieträchtige Geist, der unsere Zeit beherrscht. Während einige von den Unternehmungen der Jugend am 18. Okt. die drohendste Gefahr für das Vaterland verkündigten, andere dagegen sie zu den großartigsten Zeichen des ganzen Zeitalters erheben wollten, mag die Zahl derjenigen nicht so gar groß gewesen seyn, welche sich getrieben fühlten, die Hoffnungen, welche sie von der teutschen Jugend gefaßt, nun um so ernster in treuer That zu bewähren, und ihr durch das Zurückführen auf den Pfad gründlicher Wissenschaft die geistige Hülfe zu leisten, deren sie so dringend bedurfte.

Bei der Feier des Reformationsfestes am 31. Okt. und den folgenden Tagen zeigte sich lebendig die Sehnsucht nach der Vereinigung der protestantischen Bekenntnisse zu Einer evangelischen Kirche. Diese Regung war an sich rein und lauter, ohne Nebenabsicht, dem Geiste des Evangeliums ganz entsprechend; und dennoch ist die That hinter dem

Vorsatze weit zurückgeblieben. Die wirkliche Vereinigung der beiden Kirchen ist nur an wenigen Orten zu Stande gekommen. Eigensinn, Vorurtheile und Beschränktheit aller Art haben sich vielleicht eben so oft entgegengestellt, als die bessere, auf Innigkeit des Gemüthes ruhende, Anhänglichkeit an den Gebräuchen der Vorfahren, welche sich scheut, selbst das Kleinste von ihnen anzutasten. Auch der Partheieifer zwischen den christlichen Religionsbekenntnissen ist bei dieser Gelegenheit von Neuem wach geworden, und hat Streitigkeiten hervorgerufen, deren sich unser Zeitalter nicht zu rühmen hat; so daß es in der That scheint, es könne gar nichts von einiger Bedeutung an das Licht treten, ohne sofort den heftigsten Widerspruch der Partheien aufzuregen.

Das Jahr 1818 ist im Ganzen das ruhigste unter den vieren gewesen und hat außer dem großen Congreß der Monarchen zu Aachen im Oct. und Novbr., nichts hervorstechend Merkwürdiges dargeboten. Auf diesem Congreß waren wiederum die Kaiser von Oestreich und von Rußland nnd der König von Preußen, die Stifter des heiligen Bundes, und die Gesandten der übrigen großen Mächte vereinigt, um vorzüglich die Frage zu entscheiden, ob jetzt, nach 3 Jahren der Besetzung Frankreichs durch die fremden Truppen, dieses Land ohne Gefahr von ihnen geräumt werden könne? Sie fanden den Zustand Frankreichs so beruhigt, daß sie durch einen Vertrag vom 9. Oct. die Räumung beschlossen, und den Franzosen auch noch einen großen Theil der Summe, welche sie an Unterthanen der andern Länder zu bezahlen hatten, erließen. Sie betrachteten diesen Schritt, nach ihrer Erklärung vom 15. November, „als den Schlußstein des Friedenswerkes in Europa, und als die Vollendung des politischen Systems, das diesem Werke seine Dauer begründen solle.“ Dabei wurden die Grundsätze des heiligen Bundes von Neuem bekräftigt, indem die Herrscher feierlich erklärten: „ihre Pflicht gegen Gott und gegen die Völker, welche sie beherrschten, gebiete ihnen,

der Welt, so viel an ihnen sey, das Beispiel der Gerechtigkeit, der Eintracht, der Mäßigung zu geben. Glücklich, daß es ihnen von nun an vergönnt sey, — so schlossen sie, — alle ihre Bemühungen auf Beförderung der Künste des Friedens, auf Erhöhung der innern Wohlfahrt ihrer Staaten und auf Wiedererweckung jener religiösen und sittlichen Gefühle zu richten, deren Herrschaft unter dem Unglück der Zeiten nur zu sehr erschüttert worden." — Um über die Aufrechthaltung dieser Grundsätze von Zeit zu Zeit Rath zu pflegen, wurde die Absicht ausgesprochen, solche Zusammenkünfte zwischen den Herrschern selbst, oder zwischen ihren Ministern, zu wiederholen.

Das Jahr 1819.

Schon die ersten Monate des Jahres erregten heftige Bewegungen im Gebiete der Meinung über eine Schrift des russischen Staatsraths v. Stourdza über die teutschen Universitäten.

Zu gleicher Zeit wurde sehr heftig über das Turnwesen gestritten, vorzüglich in Schlesien. Was in einfacher, ruhiger Entwicklung als Theil einer naturgemäßen Erziehung ausgebildet werden sollte, war zur Partheisache geworden, und der König von Preußen sah sich bewogen, im März d. J. die Wiedereröffnung der Turnplätze in seinen Staaten zu verbieten; mit der Erklärung jedoch, daß die Sache selbst, mit dem Unterrichtsplane jeder einzelnen Schulanstalt in die gehörige Verbindung gebracht, nicht untergehen solle.

Noch in diesem selben Monate rief die Ermordung Kotzebue's (23. März) jedes, den Zusammenhang der Begebenheiten durchschauende, Gemüth zu den ernsthaftesten Betrachtungen auf.

Nach kurzem Zwischenraume, am 2. Jul., wurde ein zweiter Mord an dem nassauischen Regierungspräsidenten Ibell versucht aber nicht vollführt.

Gleich darnach erfolgten strenge Untersuchungen durch ganz Teutschland, besonders in den preußischen Ländern, gegen eine Verbindung, welche der Ver-

breitung gefährlicher politischer Grundsätze beschuldigt wurde. Besonders wurden die Universitäten angeklagt, daß sie der Sitz solcher Grundsätze seyen. Es geschahen Verhaftungen; einige academische Lehrer wurden entlassen; und die Bundesversammlung faßte unter den Beschlüssen vom 20. Sept., von welchen wir die über die Verfassungsangelegenheit, über die vorläufige Executions-Ordnung, und über die Censur der Druckschriften, schon früher genannt haben, auch noch folgende:

1) Bei jeder teutschen Universität soll ein außerordentlicher Bevollmächtigter angestellt werden, „um über die bestehenden Gesetze zu wachen, den Geist, in welchem die akademischen Lehrer bei ihren Vorträgen verfahren, zu beobachten, und der Beförderung der Sittlichkeit, der guten Ordnung und des äußern Anstandes der Studirenden seine besondere Aufmerksamkeit zu widmen." — Universitäts- und andere öffentliche Lehrer, welche ihre Pflicht und die Gränzen ihres Berufes überschreiten, und der Jugend verderbliche Grundsätze einprägen, sollen von ihrem Amte entfernt und in keinem andern Bundesstaate bei einem öffentlichen Lehrinstitute wieder angestellt werden. — Alle geheime Verbindungen auf den Universitäten, in'sbesondere der unter dem Namen der allgemeinen Burschenschaft bestehende Verein, sind von Neuem streng verboten, und kein, von einer teutschen Universität Verwiesener kann auf einer andern aufgenommen werden.

2) Zur Untersuchung der revolutionären Umtriebe und dämagogischen Verbindungen in Teutschland wird eine Commission von sieben Mitgliedern in Mainz niedergesetzt.

Diese Beschlüsse der Bundesversammlung waren in einer Zusammenkunft der Minister der größeren teutschen Staaten in Karlsbad vorbereitet; und um sie ferner durchzubilden, besonders aber, wie es scheint, die Grundsätze über Verfassung teutscher Staaten, über Handel und Verkehr zwischen denselben, und was sonst noch in den gemeinschaftlichen Verhältnissen unbestimmt ist, festzustellen, versammelt sich

jetzt, gegen das Ende des Jahres, ein neuer Congreß zu Wien, aus Gesandten aller teutschen Bundesstaaten.

Während die Natur in diesem Sommer ein beschämendes Bild überreicher Freundlichkeit und Milde den Menschen vorgehalten hat, sind sie in ihrer Zwietracht, in ihrer Unzufriedenheit und in hundert verkehrten Einrichtungen geblieben.

Wir haben, wie in dem vorigen Jahre, Tausende von Auswanderern aus unserm, sonst so gesegneten, Vaterlande nach Amerika, Polen und Rußland ziehen sehen.

Die Klagen über das Stocken des Handels haben sich nicht vermindert, sie sind vielmehr um Vieles lauter und dringender geworden, seit der Eigennutz und die Gewinnsucht des Auslandes mehrere teutsche Staaten gezwungen haben, den Handel durch Zölle zu sperren, und diese auch gegen die andern Bundesstaaten zu kehren.

Wie in dem Zeitalter der Kreuzzüge, haben sich plötzlich, während so vieles Andere die Gemüther beschäftigte, auch Judenverfolgungen erhoben, und sich, als wären sie verabredet, schnell über viele teutsche Städte nach dem Norden zu, und selbst über Teutschland hinaus, nach Kopenhagen verbreitet. Wenn kein Blut geflossen und die Plünderungssucht der Menge nicht zu ihrem Ziele gekommen ist, so hat es nicht an ihrem Willen, sondern an der strengeren bürgerlichen Ordnung gelegen, welche wir vor früheren Zeiten voraus haben. Eine Warnung indeß kann diese Begebenheit seyn, daß wir das dringende Bedürfniß einer neuen Gesetzgebung für das bürgerliche Verhältniß der Juden nicht länger von uns weisen.

Zuletzt dürfen zwei Todesfälle nicht verschwiegen werden, über welche das gesammte Vaterland mit getrauert hat; von zweien Greisen, beide 77 J. alt, der eine groß im Gebiete der Wissenschaften, der andere in dem des Krieges und der Schlachten: Friedr.

Heinr. Jakobi, Präsident der Akademie der Wissenschaften in München, gestorben den 10. März; und der Feldmarschall, Fürst Blücher von Wahlstadt, gestorben den 12. Septbr., nachdem seine Bildsäule am 26. Aug. in seiner Vaterstadt Rostock feierlich aufgerichtet war.

Es brauchte nur kurz aufgezählt zu werden, was Alles in diesem Jahre vor unsern Augen vorübergegangen ist und noch frisch in unserm Gedächtnisse lebt. Das Bild mahnt uns sehr ernsthaft, in unser Inneres einzukehren und zu fragen, was denn eigentlich so großer Uebel Ursache sey? — um daraus ihre Heilung zu finden. Mit dem Worte ist es nicht gethan. Es bedarf der ernsten innern That. Das Losungswort des Kampfes, welcher jetzt gekämpft werden muß, heißt Selbstüberwindung; — Besiegung der sinnlichen Richtung, welche in die Welt gekommen; der Eigensucht, welche Absonderungen erzeugt hat, wo Ganzheit und Einheit und Aufopferung seyn sollten; der Liebe des Scheines und des schnöden Mißbrauchs der Rede, wodurch das schöne menschliche Vertrauen aus unserer Mitte gewichen ist; der Flachheit endlich, welche aus Trägheit, der Trägheit, welche aus Sinnlichkeit entspringt. Dieses Geschlecht muß erst noch in schwerer, innerer Buße die Flecken abwaschen, womit eine lange Verblendung es verunstaltet hat. Es wird ringen u. streben, — die Hoffnung stehe fest; — Vieles kann und wird es gut machen; aber die Unschuld hat es verloren, welche einzig den reinen Frieden der Brust giebt; es hat von der Frucht einer bösen Erkenntniß gekostet.

Darum bedenke du, o theure teutsche Jugend, bedenket ihr, die ihr diese Jugend leiten und führen sollt, daß die bessere Zukunft vor allen in eure Hand gegeben ist! Die Vollendung des großen Baues, zu welchem nun der Grund gelegt wird, muß der nächsten Geschlechter Werk seyn; — und wie sie sich würdig dazu vorbereiten? — es ist, nächst der Reinheit des Gemüthes und Lebens, die, wenn wir sie bewahren, uns mit Gott und mit uns selbst einig macht, — durch den strengen Fleiß in Erlernung jeglicher tüch-

tigen Wissenschaft. Die teutsche Wissenschaft war fast noch unser einziger Stab in der Zeit der Erniedrigung: sie hat den Funken in uns erhalten, welcher durch das göttliche Wehen wieder zur vollen Flamme emporloderte. Denn was war es, was uns damahls das Teutsche hieß, was die Besseren zusammenband und zum Kampfe gegen das Fremde, wie gegen das Unteutsche unter uns selbst, anfeuerte; was wir mit Angst und Zittern festhielten, mit dessen Verlust wir die Seele unseres Daseyns zu verlieren fürchteten? Es war nicht dieser Boden, der durch die Fußtritte der Fremden längst entweiht war; nicht unsere Städte und Felder, und Flüsse und Berge, die vielfältig unsere Schmach gesehen hatten; sondern es war das Andenken der Kräfte und Tugenden unseres Volkes; es war das theure Kleinod unserer Sprache, reich begabt durch Gottes Hand; es war die Wissenschaft, unser Lebens-Othem, der Schatz, um welchen uns die Fremden beneiden, ein so reicher Schatz und so zu Allen überfließend, daß man nicht sagen konnte, er sey hier oder da, in diesem oder jenem Manne, auf diesem oder jenem Lehrstuhle; sondern aus jeder Stimme, welche Bedeutung hatte, klang er als das Gemeinsame und Bedeutungsvolle wieder. Dieses Gemeinsame hieß uns das Teutsche, und soll immerfort so heißen; es soll nicht entweiht werden durch Flachheit und die Kunst der täuschenden Worte, sondern die Verehrung soll verdient seyn durch Ernst und durch Tiefe. Und wenn uns das verworrene Getöse der verschiedenen, oft widersprechenden, Meinungen irre machen will, — Fleiß, Treue, Wahrhaftigkeit und Liebe, sie werden uns sicher hindurchführen!

Uebersicht der teutschen Geschichte für Gedächtnißübungen.

I. Zeitraum bis 486 nach Chr. Geb.

				1ster Theil. Pag.
Cimbern und Teutonen	113 — 101	vor Chr. G.		28
Cäsar und Arioviſt	58	—	—	36
Druſus in Teutſchland .	11 — 9	—	—	45
Hermann und Varus	9	nach Chr. G.		49
Hermann und Germanikus . .	15	—	—	55
Hermanns Tod	21	—	—	62
Markomannenkrieg . . .	167 — 180	—	—	64
Teutſche Völkervereine zwiſchen	200 u. 300	—	—	66
Völkerwanderung	375	—	—	72
Alarich erobert Rom	410	—	—	78
Attila Schlacht bei Chalons .	451	—	—	84
Odoaker und Romul. Auguſt .	476	—	—	87

1ster Theil. Pag.

II. Zeitraum 486 — 768.

Klodwig . . . . . 486 — 511 } 500 . . 89
Theodorich . . . . . 490 — 526 } . . 91
Justinian zerstört das Ostgoth. Reich. . 553 . . 94
Longobarden in Italien . . . . . 568 . . 95
Winfried oder Bonifacius. . . . . 730 . . 103
Karl Martell . . . . . 732 . . 105

1. Die Karolinger. . 752—911

Pipin der Kleine . . . . . 752 . . 108

III. Zeitraum. 768 — 919.

Karl der Große. . . . . 768 — 814 . . 111
Karls Kaiserkrönung. . . . . 800 . . 127
Ludwig der Fromme . . . . 814 — 840 . . 143
Vertrag zu Verdün . . . . . 843 . . 146
Ludwig der Teutsche, Karl der Dicke,
Arnulph und Ludwig das Kind 840 — 911 . . 148

Konrad I. . . . . 911 — 919 . . 158

IV. Zeitraum 919 — 1273.

2. Sächsische Kaiser. 919. — 1024.

Heinrich I. . . . . 919 — 936 . . 161
Schlacht bei Merseburg. . . . 933 . . 165
Otto I. . . . . 936 — 973 . . 170
Schlacht auf dem Lechfelde . . 955 . . 174
Erneuerung der röm. Kaiserwürde 962 . . 176
Otto II., Otto III., Heinr. II. 973 — 1024 . . 183

3. Salische Kaiser. 1024 — 1125.

Konrad II. . . . . 1024 — 1039 . . 189
Heinrich III. . . . . 1039 — 1056 . . 193
Heinrich IV. . . . . 1056 — 1106 . . 195
Heinr. und Gregor VII.
zu Canossa . . . . . 1077 . . 210

		1ster Theil. Pag.
Jerusalem erobert durch Gottfr. v. Bouillon	1099	222
Heinrich V.	1106 — 1125	216
Lothar von Sachsen	1125 — 1137	223
4. Hohenstaufische Kaiser. 1137 — 1254.		
Konrad III.	1137 — 1152	225
Friedrich I. Barbarossa	1152 — 1190	228
Zerstörung Mailands	1162	232
Schlacht bei Lignano	1176	234
Heinrich der Löwe geächtet	1180	238
Heinrich VI.	1190 — 1197	242
Philipp von Schwaben und Otto IV.	1197 — 1215	244
Friedrich II.	1215 — 1250	244
Friedrichs II. Kreuzzug	1228	246
Konrad IV. u. Wilh. v. Holland	1250 — 1254	250
Interregnum	1254 — 1273	274
V. Zeitraum. 1273 — 1520.		
5. Kaiser aus verschiedenen Häusern. 1273 — 1437.		
Rudolf von Habsburg	1273 — 1291	278
Adolf von Nassau	1291 — 1298	284
Albrecht von Oestreich	1298 — 1308	286
Befreiung der Schweiz	1308	282
Heinrich VII. von Luxemburg	1308 — 1313	291
Ludwig von Baiern und Friedrich von Oestreich	1313 — 1347	292
Karl IV.	1346 — 1378	299
Goldene Bulle	1356	299
Wenzel	1378 — 1400	301
Schlacht bei Sempach	1386	302
Ruprecht von der Pfalz	1400 — 1410	308
Sigismund	1410 — 1437	308
Consilium zu Costnitz	1414	309
Huß verbrannt	1415	314

1ster Theil. Pag.

6 Oestreichische Kaiser 1437 — 1806.

Albrecht II. . . . . 1437 — 1439 . . 317
Friedrich III. . . . . 1440 — 1493 . . 319
Karl der Kühne stirbt . . . . 1477 . . 325
Maximilian I. . . . . 1493 — 1519 . . 326
Ewiger Landfriede. . . . . 1495 . . 333
Anfang der Reformation. 1517 2. Theil. Pag. 8.

IV. Zeitraum. 1520. — 1648.

2ter Theil. Pag.

Karl V. . . . . 1520 — 1556 oder 58 . . 1
Reichstag zu Worms . . . . 1521 . . 22
Schlacht bei Pavia . . . . 1525 . . 33
Augsburgsche Confession . . . 1530 . . 39
Zug nach Tunis. . . . . 1535 . . 47
Friede mit Frankreich zu Crespy 1544 . . 53
Luthers Tod . . . . . 1546 . . 58
Schmalkaldischer Krieg . . . 1546 . . 65
Schlacht bei Mühlberg. . . . 1547 . . 74
Das Interim . . . . . 1548 . . 83
Moritz gegen Karl . . . . . 1552 . . 88
Religionsfriede zu Augsburg. . 1555 . . 94
Karl legt die Regierung nieder. 1556 . . 96
Ferdinand I. . . . . 1556 — 1564 . . 98
Maximilian II. . . . . 1564 — 1576 . . 104
Rudolf II. . . . . 1576 — 1612 . . 108
Matthias . . . . . 1612 — 1619 . . 117
Anfang des 30jährig. Krieges 1618 . . 122
Ferdinand II. . . . . 1619 — 1637 . . 127
Schlacht auf dem weißen Berge . 1620 . . 132
Krieg mit Dänemark . 1624 — 1629 . . 136
Wallenstein . . . . . 1626 . . 136
Gustav Adolf in Teutschland . . 1630 . . 145
Zerstörung von Magdeburg und
Schlacht bei Leipzig. . . . . 1631 . . 151
und 153
Schlacht bei Lützen . . . . . 1632 . . 162

		2ter Theil. Pag.
Wallensteins Tod und Schlacht bei Nördlingen	1634	168 und 170
Ferdinand III.	1637 — 1657	173
Westphälischer Friede	1648	177

VII. Zeitraum. 1648 — 1818.

Leopold I.	1658 — 1705	193
Schlacht bei Fehrbellin	1675	197
Nimweger Friede	1678 und 79	199
Die Türken vor Wien	1683	202
Friede zu Ryßwik	1697	211
Friedrich I. König von Preußen	1701	213
Spanischer Erbfolgekrieg	1701 — 1714	214
Schlacht bei Höchstädt	1704	222
Joseph I.	1705 — 1711	224
Karl VI.	1711 — 1740	232
Frieden zu Utrecht. Rastatt und Baden	1713 und 14	233
Maria Theresia	1740 — 1780	239
Friedrich II. von Preußen	1740 — 1786	239
Oestreich. Erbfolgekrieg	1740 — 1748	243
Erster schlesischer Krieg	1740 — 1742	243
Karl VII. aus dem Baierschen Hause	1742 — 1745	247
Zweiter schlesischer Krieg	1744 — 1745	250
Franz I.	1745 — 1765	252
Siebenjähriger Krieg	1756 —	
Joseph II.	1765 — 1790	316
Erste Theilung Polens	1773	316
Baierscher Erbfolgestreit	1778	318
Französische Revolution	1789	325
Leopold II.	1790 — 1792	324
Erster Revolutionskrieg	1792 — 1797	330
Franz II.	1792 — 1806	331
Waffenglück der Franzosen	1794 und 95	338
Friede zu Basel	1795	340
Bounaparte in Italien	1796 und 97	343
Erzherzog Karl gegen Jourdan	1796	345

		2ter Theil.	Pag.
Friede zu Campo Formio		1797	346
Friedenskongreß zu Rastadt		1798	347
Expedition nach Aegypten		1798	349
Zweiter Krieg mit Frankreich.			
Suwarow	1799 —	1801	351
Buonaparte erster Consul		1799	354
Schlacht bei Morengo 14. Jun.		1800	355
Moreaus Siege im Sommer		1800	356
Friede zu Lüneville		1801	357
Besetzung Hannovers		1803	362
Napoleon Kaiser		1804	363
Krieg Oestreichs von		1805	369
Schlacht bei Austerlitz 2. Dcbr.			371
Preßburger Friede. 26. Dcbr.			373
Der Rheinbund	12. Jul. 1806		377
Franz II. legt die teutsche Kaiser-			
krone nieder 6. August		1806	374
Preußens Krieg von	1806 und 1807		379
Schlacht bei Jena	14. Okt. 1806		381
Schlachten bei Eilau und Friedland		1807	383
Friede zu Tilsit	7. und 9. Jul. 1807		385
Joseph Napoleon König v. Spanien		1808	389
Oestreichischer Krieg von		1809	390
Schlacht bei Aspern 21. und 22. Mai			392
Schlacht bei Wagram 5. und 6. Juli			396
Friede zu Wien	14. Oct.		396
Maria Louise von Oestreich,			
franz. Kaiserin	2. April 1810		398
Vereinigung von Bremen, Hamburg			
u. Lübeck mit Frankreich	13. Decb. 1810		399
Krieg gegen Rußland		1812	400
Schlacht bei Smolensk, 17. Aug.			
Schlacht an der Moskwa, 7. Sept.			
Einzug Napoleons in den Kreml, 14. Sept.			
Räumung von Moskau, 19. Okt.			
Uebergang über die Berezina, 27. Novbr.			
Capitulation des Gen. York, 30. Decbr.			

3ter Theil. Pag.

Das Jahr 1813.

Friedrich Wilhelm fordert zum freiwilligen Dienst auf, 3. Febr. 1813. 6
Kriegserklärung Preußens, 17. März 9
Schlacht bei Lützen, 2. Mai 20
Schlacht bei Bauzen, 20. und 21. Mai. . . . 26
Waffenstillstand, 10. Jun. bis 17. Aug. . . . 30
Kriegserklärung Oestreichs, 10. Aug. 36
Treffen bei Groß-Beeren, 23. Aug. 41
Schlacht an der Katzbach, 26. Aug. 42
Schlacht bei Dresden, 26. und 27. Aug. . . . 45
Schlacht bei Culm, 30. Aug. 48
Schlacht bei Dennewitz, 6. Sept. 51
Treffen bei der Göhrde, 16. Sept. 85
Treffen bei Wartenburg, 3. Okt. 56
Baiern Bündniß mit Oestreich, 8. Okt. . . . 82
Schlacht bei Leipzig, 16. 18. und 19. Okt. . 61
Schlacht bei Hanau, 30. und 31. Okt. . . . 81
Uebergabe von Dresden, 11. Novbr. 84
Uebergabe von Danzig, 26. Novbr. 84

Das Jahr 1814.

Blücher geht über den Rhein, 1. Jan. . . . 86
Friede zu Kiel zwischen Schweden und Dänemark 4. Jan.
Schlacht bei Brienne oder La Rothiere, 1. und 2. Febr. 90
Treffen bei Champaubert und Montmirail, 10. und 11. Febr. 94
Treffen bei Montereau, 18. Febr. 99
Schlacht bei Laon, 9. März. 101
Gefechte bei Arcis für-Aube, 20. u. 21. März. 105
Treffen bei Lafere Champenoise, 25. März. . 110
Schlacht am Montmartre, 30. März. . . . 111
Einzug in Paris, 31 März. 114
Napoleon abgesetzt, 2. April. 115
Friede zu Paris, 30. Mai. 116
Einzug der Verbündeten in Hamburg, 31. Mai.
Eröffnung des Wiener Congresses, 3. Novbr.

3ter Theil. Pag.

Das Jahr 1815.

Napoleon landet mit 900 Mann in Frankreich, 1. März. 118
Europäische Achtserklärung gegen Napoleon, 13. März. 121
Napoleon in Paris, 20. März. 119
Krieg Oestreichs gegen den König Joachim von Neapel, 10. April. 122
Einzug der Oestreicher in Neapel, 22. Mai. 123
Neue teutsche Bundesacte, 8. Jun. Th. 2. 406
Schluß des Wiener Kongresses, 9. Jun. . . 410
Schlacht bei Ligny, 16. Juni. . . . Th. 3. 126
Schlacht bei Belle-Alliance und Waterloo, 18. Juni. 131
Napoleon entsagt der Krone zu Gunsten seines Sohnes, 22. Jun. 142
Gefecht bei Issy, 2. und 3. Jul. 142
Einzug in Paris, 7. Jul. 143
Napoleon Gefangner der Engl., 13. Jul. . 143
(Seine Ankunft auf St. Helena, 18. Okt.!!)
Heilige Allianz zu Paris, 26. Sept. Th. 2. 411
Zweiter Friede zu Paris, 20. Novbr. . . . 413

Das Jahr 1816.

Tod des Königs von Würtemberg. 30. Okt. 421
Eröffnung des teutschen Bundestages. 5. Novbr. 422

Das Jahr 1817.

Feier des 18. Oktbr. auf der Wartburg. . 426
Drittes Reformationsfest. 426

Das Jahr 1818.

Congreß zu Aachen. Okt. und Nov. . . . 427
Räumung Fraukreichs durch die Verbündeten. Decbr. 427

Das Jahr 1819.

Kotzebue's Ermordung, 23. März. 428
Bundestages-Beschlüsse vom 20. Sept. . . 429

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kohlrausch, Friedrich, 1780-1867

Die deutsche Geschichte

Bd.: Zweite Abtheilung

Elberfeld 1819
Germ.g. 232 h-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10016304-1